

András Süt

Mutter
verspricht guten Schlaf

Tagebuchblätter

Kriterion Verlag Bukarest 1976

Titel der Originalausgabe

Süt András: Anyám könnyű álmat ígér

Kriterion könyvkiadó Bukarest, 1974

Ins Deutsche übertragen von Helga Reiter

Einbandgestaltung: Leontin Plosca

Zuspruch

Sagte eines Tages meine Mutter:

„Du könntest auch über uns so ein Buch schreiben.“

„So läuft also der Hase“, heftete ich mich an ihre Worte, kehrte jedoch gleich darauf die Angelegenheit ins Scherzhafte und fragte kaufmännisch: „Was soll's denn sein, ein heiteres oder ein trauriges Buch?“

„Wahr soll es sein“, sagte sie.

Eines stand somit fest: ich hatte mit meiner Frage die Richtung verfehlt. Mutter dachte nicht an Kompromiß, sondern — der Handbewegung nach — an die Schmerzen in der Schläfengegend. Ein unsichtbarer Reifen, der sie umklammerte und oftmals auch aus dem Schlaf schreckte. In solchen Augenblicken meinte sie, die Zeit habe sich hinter unserem Rücken gestaut; wir aber sinken lautlos wie das Gewicht einer Pendeluhr. Immer näher zur Erde, bis wir — hoppla! — angekommen sind und keine Hand da ist, die die Uhr noch einmal aufziehen würde. Wenn es doch wenigstens ein Büchlein gäbe, oh, nicht ein Trostbüchlein, ein Zeugnis bloß über das eine und andere, das uns widerfahren ist.

„Auch in mir bohrt dieser Gedanke“, kapitulierte ich.

„Gehorch ihm, und du wirst gut schlafen.“

Guten Schlaf versprach Mutter mir an einem späten Nachmittag im Hof neben dem Tisch mit den pflockartigen Beinen, der mich im Sommer mit roten Tomaten, frisch geschälten Gurken und Heide-Käse daheim erwartet. Auch im Herbst wartet er, und wenn um diese Zeit das Wetter regnerisch ist, betrachte ich ihn vom Flur und bemühe mich, etwas von ihm zu lernen. Bockig klammert er sich mit seinen Weidenbeinen am Boden fest, Regen und Hagelschlag waschen ihn ab, und selbst im Winter wartet er, schneeüberhäuft wie ein weißer Sarg.

Das Versprechen ließ mich aufhören, mir war, als vernehme ich die Stimme einer Fee. Doch die Worte, die im Märchen von himmelhochoben herniedergesandt werden, kamen diesmal

von unten, fast schon aus dem Staub der Erde, aus dem Bereich von Malve, Portulak und Schierling, wo meine Mutter, auf einer aus groben Flickeln gewebten Decke sitzend, das Hemd meines jüngsten Bruders Jóska flickte. Sie ruhte sich auf der warmen Erde aus. So wirkte sie noch schwächlicher, als sie ohnehin war, fast schobkindhaft klein. In der Haarsträhne, die sich unter dem Kopftuch hervorzwängt, stecken schon unzählige weiße Fäden. Und ihre Augen werden heller, wie verwaschenes Leinen. Einmal waren sie braun, geht es mir durch den Kopf, und hatten die Farbe früher Kastanien.

„Schau dich um, erst im Hof, dann im Dorf, und schreib über uns.“

Ich mußte gar nicht weit blicken, der Hof ist wie ein Taschentuch. Ehemaliger Fronbauerngrund. Das Haus darauf: ein kleiner, warmer Backofen. Nicht der ländlichen Atmosphäre wegen, sondern aus einem einleuchtenden Grund, den mein Vater gewöhnlich „die Möglichkeiten“ nennt. Mehr hatten die dreißiger Jahre nicht abgeworfen. Es hat fünf Fenster mit vier Blumentöpfen. Wenn ich mich zu einem hinauslehnen will, muß ich das Fleißige Lieschen — aus dem Volkslied — wegschieben.

„Runter mit ihr auf die Erde“, pflegt meine Mutter zu sagen. „Die hat schon genug gesehn.“

Neben dem Haus steht die zusammengebreiterte Sommerküche, weiter hinten der Stall, Obdach für eine einzige Kuh. Solange wir eine Kuh hatten, konnte ich mich nie genug darüber wundern, wie findig sie sich ihren Kopf mit den Gabel-Hörnern wendig hindurchturnend, den Dimensionen der Tür anpaßte. Weiter hinten ein koffergroßer Hühnerstall und ein winziger Schafstall.

An dem zwischen Haus und Stall ausgespannten Draht rennt der Hund hin und her. Weiß der Himmel, zum wievielten Mal er nun die Grenzen seiner Zehnmeterfreiheit ins Auge faßt. Sooft es ihn mit einem Ruck in die Ferne zieht, reißt ihn die Kette in der Luft zurück und würgt ihm die Kehle. Davon hustet und schnieft er so sonderbar, als hätte er ein Haar verschluckt. Lachend herrscht meine Mutter ihn an:

„Willst wohl fliegen, närrischer Hund?“

Hinten im Garten döst der Brunnen vor sich hin. In seinem Spiegel hat ein einziges Gesicht Platz. Das Wasser muß man

ihm geradezu ablisten. Mit dem Eimer nähern wir uns ihm auf Zehenspitzen, da jede energischere Bewegung ihn aufwühlt, dunkel färbt und mit Entengrütze überzieht. Nur gradenhalber haben wir ihn in den Rang eines Brunnens erhoben.

Außerdem kann man hier eine ganze Reihe aufgegebenen Versuche ausmachen. In der Bodenluke den Werkzeuggrasch einer ehemaligen Bastelwerkstatt: das Gewerbezeitalter meines Vaters. Am Ende des Gartens drei wacklige Bienenstöcke und einen pelzmützenförmigen, lehmbeschmierten Bienenkorb: das Zeitalter der Imkerei. Dieses Geschäft hat Vater 1927 mit drei Bienenvölkern begonnen. In der Zwischenzeit — also im Verlauf von vierzig Jahren — ist der Bestand auf vier angewachsen. Im Stall den Milchgeruch einer in die Erinnerung abgewanderten Kuh aus den dreißiger Jahren: das Agrarzeitalter. Auf dem Dachboden der Sommerküche Dreschmaschinenbestandteile: das Zeitalter großer Unternehmungen. Am Ende des Flurs eine kleine, zerfallene Traubenpresse: das Winzerzeitalter. Merkmale ebensovieler gescheiterter Lebensformen. Reimversuche zu einem Gedicht, dessen Ende Glück verlangt.

Während ich mich umsehe, zieht sich ein immer lauter werdendes Summen über meinem Kopf zusammen. Aus der Tiefe des Gartens kommt Vater im Laufschrift heran. Triumphierend meldet er, daß die Bienen schwärmen. Im gleichen Augenblick beginnen die Glocken zu läuten, einem jungen Traktorfahrer zum Gedenken. Damit hat sich auch der Tod eingefunden und zwischen den Sorgen meiner Mutter die Hochzeit meines jüngeren Bruders Geigely. Am Hügel im Hof des Staatsguts heult der Generator auf. Die Mühle püstet asthmatisch, und der Dorfausrufer tischt uns die neuesten Verordnungen auf. Weinend stapft eine Rumänin — irgendeine Angehörige des Traktorfahrers — über die Wiese. Meine Mutter richtet sich auf und blickt ihr lange teilnahmsvoll nach. Am Weg musizieren drei Zigeuner, zwei junge Burschen kringeln die Töne in drei Richtungen und singen herzerweichend. Den Kopf auf die Geige gestützt, spähen die Zigeuner mit einem Aug zum Himmel, als spielten sie für den meinem Vater entwichen Bienenschwarm auf. Ich halte Ausschau nach allen Seiten. Will ich auf einen guten Schlaf hoffen, so muß ich auf der Stelle darangehen, die häuslichen Sorgen zu teilen und auch selbst die Verfolgung des fliegenden Bienenschwarms aufnehmen.

Lockvogel

Wind, Sonne, zum Niederlassen geeignetes Akazienlaub, ein leerer Bienenkorb, unsere zuversichtlichen Berechnungen, das Wasser im Brunnen, die Zunge im Mund, und hoch in der Luft die Bienen; alles ist auf seinem rechten Platz. Natürlich auch unser Verstand. Doch nur auf die gewohnte Weise. Eine andere Art, den Schwarm einzufangen, ist uns jedenfalls nicht bekannt. Wir haben die uns zu Gebote stehenden Mittel selber geschaffen. Anhaltendes Pfeifen, worauf wir von Zeit zu Zeit stehenbleiben und mit Wasser nach den wütenden Insekten spritzen.

Die Bienenkönigin flog hoch über das Haus, über die Birke, unter einem weißen Wölkchen. Damit hatten wir nicht gerechnet.

„Da haben wir's! Was sagst du jetzt?“ jammerte meine Mutter.

Ich hatte nichts zu sagen. Die Königin flog, wie es ihr gerade paßte, und in ihrem Gefolge die dicke Drohnenmeute. Mit verbissenen Gesichtern starteten wir ihnen nach. Und als wir merkten, daß sie aus dem Bereich unseres Hofes und unseres Honigtopfes wirbelwindartig das Weite suchten, stürzten wir uns Hals über Kopf in die traditionelle Zeremonie.

„Den Eimer, Weib!“ schrie mein Vater.

„Das Bienengras!“ fiel ich unvermittelt ein, um mich als nützlich zu erweisen.

Das duftende Grasbündel lag schon seit dem Morgengrauen in dem mit Milch besprengten Bienenkorb griffbereit. Den Korb, diesen bis auf weiteres unnützen Gegenstand, ließ mein Vater auf dem Boden liegen, und, den Eimer in der einen Hand, das kleine Bienengrasbündel in der anderen, zelebrierte er stampfend und trippelnd das Ritual, wobei er sich behend umwandte und die Arme breit ausholend nach oben warf, zum größten Gaudium der Nachbarn.

„Der legt ja einen Ländler hin!“ sagte einer.

„Was bleibt mir denn sonst übrig?“ lachte Vater sauer.

Er spritzte, ich pfiß dazu. Mein Gesicht hielt ich den zurückfallenden Wassertropfen entgegen. Mutter war uns mit einem Topf voll Reservewasser dicht auf den Fersen, vor Aufregung fiel sie in kleine Tanzschritte und jammerte drauflos, sooft einer der stachelbewehrten Beistände ihr ins Gesicht klatschte. Hier fand nämlich nicht bloß Hochzeit statt, sondern auch Krieg; in der Nachhut surrte und pfiß es wie von Flintenkugeln. Einige

Drohnen bohrten sich in den Staub oder prallten dem Hund gegen den Hals. Der schnappte zu, wirbelte sich winselnd in einem Tanz, zerriß die Kette und suchte, den Garten hinunterrennend, das Weite.

„Den Hund sind wir los“, stellte Mutter fest und rief ihm lange nach. „Bis ans Meer bringt den keiner zum Stehn.“

Vater knurrte sie an, sich weniger um den Hund zu scheren, da wir ja doch Bienen einfangen wollten und nicht einen Koter. Übrigens bellte das gottverdammte Biest gar nicht mehr; vermutlich litt es an totaler Apathie. Konzentrieren wir uns also auf die Bienen! Wir kletterten hinter dem Weg die brennesselige Abdämmung hoch. Die giftigen Blätter leckten mir die Beine sogar durch die Hose von allen Seiten; mitunter störte mich der brennende Schmerz beim Pfeifen. Also schlug ich mich flinker seitwärts in die Lichtung, während meine Mutter mit dem Topf zurückblieb. Wir setzten den Kampf zu zweit fort. Der Schwarm kreiste in immer größerer Höhe, als wollte er geradewegs in den Himmel einkehren. Das Spritzen hatte nicht die geringste Wirkung.

„Ein Wassergewehr müßte man haben“, sagte mein Vater.

Wir entfernten uns immer mehr vom Haus und dann vom Dorf, bis wir schließlich draußen auf dem Feld waren. Vor uns zeichnete sich die Kastanienallee des Staatsguts als letzte Hoffnung ab; dahinter war nichts als Heide, und in weiter Ferne, dort etwa, wo die Flur des Nachbardorfes begann, ein Akazienwäldchen. Wir rannten über Frischbeete und Kartoffelfelder auf einen großen, ausgehöhlten Apfelbaum zu, wo auch der Schwarm angehalten hatte. Allerdings bloß in der Luft. Vater schnallte seinen Hosenriemen um ein Loch enger und begann mit frischen Kräften zu spritzen, während ich dazu piff, das kleine Fünftönlied. Ich pfeife es seit meiner Kindheit, manchmal sogar im Winter, wenn die Bienen schlafen. Wer weiß, vielleicht fliegen sie doch heraus! Der Apfelbaum paßte ihnen nicht. Nach kurzem Verkriechen und ohne daß das Summen merklich nachgelassen hätte, kehrten die wohnungsuchenden Schwärmer dem Apfelbaum den Rücken. Dabei wäre dieser Platz doch so günstig gewesen! Eine kurze Leiter, etwas Düngerquahl und ohne viel Mühe wären wir mit dem vollen Bienekorb in der Hand heimgeschwebt, leichtfüßig wie zwei Fräuleins. Schon zeichnete sich auf der schweißigen Stirn meines Vaters die Zufriedenheit ab: wieder einmal sind wir einem möglichen Verlust aus dem Weg

gegangen. Ein Kilo Honig kostet vierzig Lei, dazu ist das Schleudern an Herbstabenden die allerschönste Beschäftigung. Die vollen, goldenen Einweckgläser stehen in Reih und Glied auf dem Wandbrett in der Kammer, und vielleicht wird einmal sogar das erträumte Bienenhaus erbaut werden. Vorzeiten hatten wir es im Garten des hochwürdigen Herrn Sándor Istók gesehen, mit einer Bettstatt darin und Zeitungen auf dem Wandbrett. Durch einen Spalt im Zaun hatten wir die paradiesische Behausung mit den Blicken verschlungen: welch himmlische Ruhe!

Jetzt können wir weiterrennen, samt Eimer den Berg hinauf. Der Bienenschwarm hatte sich in einen Schatten verwandelt, ein kleiner Rauchknäuel in der Ferne. Auf der Anhöhe, wo die Grafen beigesetzt sind und ewig der Wind bläst, holten wir sie zwischen Tannen und Nußbäumen noch einmal ein. Mit dem einzigen Ergebnis, daß nach dem Hund ein versprengter Krieger nun auch mich hinters Ohr stach. Meine Backe ging auf wie Hefeteig und ich pfiß mit schiefer Mund.

„Tauschen wir mal“, schlug Vater eine neue Kriegslist vor. „Du spritzt und ich pfeife.“

Schließlich flaute unser Eifer ab und löste sich in Abschiedswinken auf. Den Rest des Wassers schütteten wir aus, warfen das Duftbündel weg und schlenderten heim.

Lehre und eine neue Idee

Wie die Überlebenden nach einer Schlacht sitzen wir jetzt in der bretternen Sommerküche unter dem Lampenschirm. Mutter reibt mir die Stelle hinter dem Ohr mit Petersilienlaub ein, Vater kühlt sich die geschwollene Nase selbst. Der Hund hat sich verkrümelt, und es wird eine Weile dauern, bis er sich zurückwagt. In aller Ruhe überschlagen wir die Tagesereignisse.

„Trabst für einen alten Kracher noch immer recht flink hinter hoffnungslosen Sachen her“, stichelt Mutter, offenbar in der Absicht, ihn zu trösten.

Meinem Vater will die Lektion nicht in den Kopf gehn.

„Was für Hoffnungslosigkeit meinst du?“

„Hast du wenigstens eine einzige erwischt?“

„Hab ich im Siebenunddreißiger nicht gleich zwei erwischt?“

„Oho, wann war das!“

Um unsere Schlappe auf irgendeine Art auch aus einem größeren Zusammenhang heraus zu erklären, beginnt mein Vater das Wetter zu kritisieren. Die Winter haben's eilig, die Frühlinge lassen auf sich warten, und der Regen schlägt einen Bogen um uns. Auch noch die Natur der Natur verändert sich. Vielleicht Gottes lautlose Rache wegen der Einführung der atheistischen Erziehung, wie einige meinen. Er selbst glaube natürlich nicht, daß es sich so verhält, obwohl es ebenso schwer ist, die Kehrseite der Dinge zu überprüfen, wie ihre Vorderseite. Fest steht jedenfalls, daß die Bienen früher lange nicht so giftig waren. Hat die Welt schon sowas gehört, einen Hund zu stechen!

„Der Geruch des Bienenstocks paßt ihnen nicht“, versuche nun auch ich es mit einer Meinung.

„Schon möglich“, sagt mein Vater. „Aber genauso kann's auch die Atombombe sein. Die vielen Explosionen machen das Wetter verrückt.“

Dies hat er irgendwo gelesen. Ich meinerseits kann seine Vermutung weder bestätigen noch widerlegen. Dafür reibe ich meinen Ohransatz mit Petersilienblättern und riskiere die Ansicht, daß die Imkerei nicht für uns erfunden sei. In vierzig Jahren ist die Zahl der Bienenvölker auf ganze vier gestiegen. Bedeutet das denn nicht, daß wir auf der Stelle treten?

„Wo nimmst du die Geduld noch her?“ frage ich.

„Wo ich alles andere hernehme!“ sagt mein Vater aus tiefster Überzeugung und kramt, da er das Gespräch als abgeschlossen betrachtet, sein Klopferwerkzeug hervor.

Wenn in der Werkstatt des Staatsguts Feierabend ist, lötet er Töpfe, repariert er Mohnmühlen oder Schurscheren, auch für Nachbarn, zumeist jedoch für den Hausgebrauch. In der Ecke liegt ein riesiger Messingkessel. Auch diesen flickt er nach dem Nachtmahl. Sofort er sich über ihn beugt und geduldig Halbmonde aufklebt, bricht unser Gespräch ab, das Wort wird vom Hammer übernommen und von der Hoffnung, daß wir im Herbst in diesem Kessel Pflaumenmus kochen. Bei Lampenlicht und um die gleiche Stunde hatte er auch an seiner sogenannten Erfindung gearbeitet, an der Weizenlüftungsmaschine, die gelobt und bestaunt wurde, aber immer noch nutzlos in einem Winkel der Staatsgutwerkstatt herumliegt. Sie wartet darauf, patentiert zu werden.

Ich nicke neben dem glimmenden Feuer ein. Die vertrauten Hammerschläge wecken in mir Erinnerungen. Ich stöbere nach

einem zerrissenen Faden, dessen Knäuel irgendwo zwischen den Sträuchern meiner Kindheit davongekullert ist. Der Faden bezeichnet die verschlungenen Lebenswege meines Vaters von der Jahrhundertwende bis heute, da es mir immer schwerer wird, mich in der unfreiwilligen Vielfalt seines Fleißes zurechtzufinden. Solange ich neben ihm gewesen bin und, wie ein Fohlen in seiner Spur trabend, zwei Schritte statt einem machte, sogar die Kopfhaltung ihm abguckte, solange ich während des Weizendruschs fest an seinen Rücken geschmiegt im Stroh schlief und wir uns im Morgengrauen mit frischem Brunnenwasser den Nachttau vom Gesicht wuschen, waren seine Gedanken mir vertrauter gewesen. Er mußte bloß ein Wort sagen, und schon wußte ich, was ich zu tun und wohin ich zu gehen hatte. Vielleicht ist es gerade dies, das in mir bohrt: durch Blicke können wir uns nicht mehr verständigen. Die Zeit hat eine Wand zwischen uns errichtet. Jetzt muß ich mir den Kopf darüber zerbrechen, woraus sich seine Tage zusammensetzen. Seine Mitgliedschaft in der Produktionsgenossenschaft ist bloß symbolisch. Was von seiner früheren Kraft übriggeblieben ist, reicht weder fürs Mähen noch fürs Hacken. Und über die Schwelle eines Handwerks ist er nie hinausgekommen: er ist ein Hans Dampf in allen Gassen, ein Tausendkünstler, das ist viel an Arbeit und wenig für ein Fach. Jetzt strebt er eher nach Beständigkeit, doch diese rückt beharrlich immerzu um einen Berg weiter, wie János Arany's Regenbogentor.

Dabei ist er diesem nicht mal zu Fuß nachgerannt, sondern mit dem Fahrrad.

Auf der Flucht vor dem herrschaftlichen Taglohn hat es ihn in den zwanziger Jahren als Autowäscher und Schofförgehilfen bis nach Klausenburg verschlagen; von dort wieder nach Hause als herrschaftlichen Mechaniker; vom Gutshof nach Bukarest in die Gelegenheitsarbeit; von dort zurück als Bauer auf zwei Joch Ackerboden und einem halben Joch Weideland sowie dem Boden, den er dem Pfarramt abgepachtet hatte; von da wiederum als Mechaniker ins Nachbardorf; zehn Jahre später kehrte er als halber Dreschmaschinenbesitzer heim.

Das Ende war ein Bankrott. Die Schulden verschluckten Weide, Kuh, Schwein und Geflügel.

Und wieder tauchte ein Regenbogentor vor ihm auf.

Nach dem Krieg stieß er in der Umgebung von Ludusch auf das Stahlskelett einer ausgebrannten Dreschmaschine. Er kaufte

es und baute es daheim zusammen, die fehlenden Bestandteile trieb er auf dem Trödelmarkt und bei anderen Mechanikern auf. Trommelachsen, Räder und Transmissionsriemen schleppte er auf dem Rücken aus dem dritten, vierten und siebenten Dorf herbei. Er klemmte Stangen in die Eisenträder, so trug er sie bergauf und bergab, mit krummem Rücken, doch voll kräftiger Zuversicht. Als alles fertig war und die Farbe um ein Haar trocken, setzte ihn das Gebot der Zeit auf die Kulakenliste. Dies war schon eine halbsbrecherischere Pleite. Eine große, donnernde Familienkatastrophe, ein spektakulärer Zerfall mit pausenlosem Zähneklappern. „Hab keine Angst, Vater“, schrieben seine Söhne aus Klausenburg, Aiud und Bukarest nach Hause. „Oh, ich hab keine Angst“, schrieb er zurück, „es ist bloß der Schreck.“ Auf Wunsch des Kaderchefs vom Staatsgut wurde er vor die Tür gesetzt, der Kaderchef besetzte die beiden Zimmer, suchte sorgfältig sämtliche Ecken durch, horchte sogar den Rauchfang ab, ob sich darin nicht irgendeine Gefahr verkrochen habe. Dann legte er sich schlafen, unter dem Fenster zirpten die Grillen, mein Vater und meine Mutter waren auf dem Dachboden des Stalls, da explodierte plötzlich auf dem Schrank eine Flasche mit Tomatensaft. Kreischend stürzte die Frau des neuen Einwohners in den Hof, in der Meinung, mein Vater würde mit einem Revolver auf sie schießen. „Wie konnte einer Herrischen nur sowas einfallen“, schrieb meine Mutter später in einem ihrer Briefe. „Dein Vater hat doch damals gerade im Schlaf geweint. Das große Unglück ist gar nicht mehr das, in dem wir drinsitzen, sondern das, was man uns zutraut.“ Dann ging auch dieses Unglück vorbei, und die Verdächtigungen ließen nach. Aus Bukarest reiste eine Kommission an. Nach langwierigen Untersuchungen und ausgiebigem Kopfschütteln gelangte mein Vater wieder in sein Haus. In der Werkstatt des Staatsguts erhielt er Arbeit. Das sah schon wie Glück aus. Er plante ein Riesensegel auf das Hausdach; bei Wind, so überlegte er, würde es sich drehen; Strom erzeugen, das Haus beleuchten. Der Traum war schnell ausgeträumt: es blies kein Wind. Er baute den Ofen um, wegen Brennholz-mangel wollte er mit Petroleum heizen. Wieder fühlte er sich wohl: der Winter würde daheim erträglich werden. Das Resultat war rauchig und stinkig, die Erfindung wurde als Fehlversuch auf den Dachboden befördert. Doch der Mißerfolg entmutigte ihn nicht. Oder empfindet er ihn gar nicht als solchen, da er seit eh und je in ihm lebt. Überdies weist sein Tatendrang

ihm hundert andere Möglichkeiten. Heute ist auf den Hausdächern ein halbes Hundert Antennen ausgespannt. Den Großteil hat er montiert. Auf dem Staatsgut rattern von morgens bis abends Traktoren, Mährescher, Häckselmaschinen; auch die werden von Vater kuriert. Sobald die Sommerarbeiten drängen, trabt er um diese Stunde, alle für die erste Hilfe nötigen Werkzeuge und Ersatzteile in der schäbigen Tasche, mit der Ausdauer eines Fußballrichters über die Wiesen. Ich weiß bloß nicht, woran er dabei denkt. Gegen Abend, auf dem Heimweg, klagt er über Schmerzen im Kreuz.

So wie jetzt, da er den Bienen so lang nachgerannt ist.

Vor dem Schlafengehen wickelt meine Mutter ihm ein angewärmtes Handtuch um das Kreuz. Sie pecken sich dabei freundschaftlich, wie es unter alten Leuten üblich ist, und erinnern sich an ihre Jugendjahre.

„Was hast du jetzt wieder vor?“

Mit der einen Hand die lange Gatje festhaltend, mit der anderen das wärmende Handtuch, läßt Vater sich auf dem Bett nieder, reibt die beiden Fußsohlen gegeneinander und sagt pfiffig:

„Ich muß einen kleinen Karren zusammenstoppeln. Für die Enkel, falls einer von ihnen in den Ferien herkommt.“

„In Ordnung. Und was noch?“

„Hinterm Haus graben wir einen Brunnen. Ich hab an einen Pumpbrunnen gedacht. Was meinst du?“

„Daß das Geld nicht langt.“

Beim Geld winkt Vater ab: blank sind wir sowieso, also ist es ihm Wurst.

„Wir werden kaltes, schmackhaftes Wasser haben.“

Einen Augenblick lang zweifelt Mutter an dieser Möglichkeit, dann kann ich es ihren Augen ablesen: sie hat sich in Gedanken schon zum Pumpbrunnen mit dem Trinkwasser aufgemacht. Doch noch ehe er so kühne Gedanken in die Tat umsetzt, zerrt mein Vater die lange Gatje zweimal hoch und fordert mit großem Krawall, daß die abgerissenen Knöpfe genau in Evidenz gehalten werden. Mutter wirft mir einen vielsagenden Blick zu und lacht, weil Vater in solchen Augenblicken nicht einmal die Nachahmung des Zornes gelingt.

„Bist du aber lustig! Fürchtest dich am Ende vor dem Tod?“

„Wer sich nicht fürchtet, lügt.“

Auf Zehenspitzen streckt Mutter sich nach der Lampe, um sie auszublasen. Das Haar hat sie für die Nacht gelöst. Ihre Schul-

tern sind mager, der Rücken knochig, ihre Bewegungen so schwerelos, daß selbst die Luft um sie herum reglos bleibt. Sie lacht noch immer, stets nehmen wir in der Todesangst wahr, daß wir leben, und die Sorgen schlagen über unserem Kopf zusammen. Ihr Gesicht erscheint nun wieder jung, als wäre sie dieselbe Frau, die sie war, als die Sorgen eben erst anfangen.

Totes Meer

Wo befinden wir uns also?

In der Siebenbürgische Heide genannten Mitte des transsilvanischen Hochlandes, rund vierzig Kilometer von Klausenburg und sechzig von Neumarkt entfernt, abseits von Eisenbahnschienen und geistigen Verkehrsadern, in einem ausgetrockneten Tal, das einst von Sumpfwiesen, Seen und Schilf überzogen war. Vor einigen Jahrzehnten hat der Herr Bischof Sándor Mak-kai einen Roman über uns geschrieben, genauer einen Hilferuf, sein Titel lautete: Totes Meer. Tatsächlich weist die Oberflächengestalt Ähnlichkeit mit jenem auf. Zuzeiten gab es hier ein Meer, dann hat es sich irgendwohin verzogen, wir sind geblieben, ähnlich den wendigen amphibischen Fröschen, die aus der Welt des Wassers in die karge Natur hinüberwechseln. Sie konzertieren unter unserem Fenster, auf den tümpeligen Wiesen. Nachdem Otto Hermann hier durchgezogen war, haben sich auch die Reiher, die Bachstelzen und die Rohrdommeln verzogen. Anstelle des gerodeten Rohrdickichts hat man in der Nähe Fischteiche angelegt. Ein Wächter bewacht sie. Jemand hat über uns verlauten lassen, daß wir Fische nicht mögen. Deswegen bekommen wir keine. Andere beteuern: jawohl, sie schmecken uns. Deswegen der Wächter.

Die Bohrtürme auf den Anhöhen sowie das selbst bei Nacht nicht abbrechende Traktorengeratter auf den Feldern sind Zeichen, daß wir uns industrialisieren. Aus drei Richtungen nähern sich Asphaltstraßen: wir warten darauf, daß sie sich am Ende des Dorfes an der Wegkreuzung treffen. Manchmal geht mein kleiner Bruder ihnen entgegen und kommt mit der Nachricht zurück: die aus Neumarkt ist steckengeblieben, die Klausenburger nähert sich unaufhaltsam.

Rückblick

Die Siedlungsform des Dorfes hat sich unter der Unbeholfenheit und Mühsal leibeigener Lebensform herausgebildet. Die auf geometrische Genauigkeit bedachten trockenen Sachsen denken beim Anblick unseres Streudorfs an den Anfang oder an das Ende der Welt. Und keineswegs an etwas Beständiges. Obwohl wir hinsichtlich unserer Alteingesessenheit keinen Grund zur Klage haben. Der Streit um die Pusta-Kamarascher Güter begann im 18. Jahrhundert. Die Szekler, welche schon von Natur zum Beschwerdeführen neigen und diesen sympathischen Zug sogar zu ihrer Lebensform erhoben haben, hätten bereits 1571 bei den siebenbürgischen Ständen wegen dem kostspieligen Bau des Kamarascher Edelhofs Klage erhoben. Der auch heute noch Kastell genannte Sitz des Staatsgutes zählt keineswegs zu den Meisterwerken unserer Baukunst. Selbst besser situierte Schafwollhändler haben schon in Ähnlichem gewohnt. Der szeklerischen Klage wurde auch in diesem Falle nicht stattgegeben. Seinerzeit hatte der Arm des Matthias Corvinus bis hierher gereicht. Ein gewisser János Ungar hatte 1467 von ihm daselbst ein Gut erhalten. Wir gingen von Hand zu Hand und gehörten nacheinander der Familie Lackfi, dem Großwardeiner Bistum, Boldizsar Kemény und auch Anna und Zsigmond Kemény.

(Er ist der einzige, von dem man nicht etwas wegnehmen, sondern etwas übernehmen mußte. Mit seinem lästigen Wesen auch sein gärendes Erbe. Zwar hat hier niemand seine Bücher gelesen, doch die Legende von seinem in Wahnsinn ausartenden Leiden, von seiner Besorgnis um die Nation flackert auch heute noch in der Umgebung seiner Grabstatt immer wieder auf. Und sein störrischer Grabstein gemahnt auch noch umgestürzt an das Gleichnis von der Fackel, die anderen leuchtet und sich selbst verzehrt. Mit Kemény hat, wie übrigens mit jedem Dichter, ein Fünkchen vorbildlicher Menschlichkeit Einzug gehalten in die Welt. Der Blickwinkel seiner Beurteilung hier am Ort ist freilich ein typisch leibeigener: er habe aus seiner Kalesche Gold unter's Volk gestreut, erzählt man sich, was schwer zu glauben ist, da er selber mit Groschensorgen zu ringen hatte. Dennoch darf man die ihm zugeschriebene Geste nicht gänzlich in Frage stellen.

Vielleicht können wir die Phantasie-Goldstücke einst in geistige Werte umwechseln, selbst wenn diese nicht aus seiner eigenen Bibliothek stammen, die der Krieg in Karamasch auf den Scheiterhaufen geworfen hat; oder nicht einmal aus seinem Werk, dessen Edition hier, daheim, immer noch verhindert wird, aus Verstandlosigkeit, was wiederum jenen Wesenszug der Extremisten — Eiferer? — bestätigt, durch den sie in der Regel die eigene Sache in eine Krise hineinreißen. Dennoch hüten da und dort Bibliotheken noch immer seine melancholischen Ängste. Hier im Dorf muß man jenen Volksschullehrer abwarten, der sich nach seiner Ernennung einen Nachmittag lang in Keménys Schriften vertieft.)

Unruhige Wasser

Das Dorf wird zu drei Vierteln von Rumänen, zu einem Viertel von Ungarn bewohnt. Vom GANZEN habe ich als Wegzehrung die Erlebniswelt der Kindheit mitbekommen, vom VIERTEL die sich abwälende Sprache, diese bunte Boje im Wellengang der Zeit. Sich abwälend sagte ich mit Anspielung auf den Tropfen, welchem es gar nicht leicht fällt, dem Gemeinplatz entsprechend das ganze Meer zu spiegeln. Wie hoch ich sie auch anschlage, Ungarisch habe ich von einer knapp hundertfünfzig Seelen zählenden Gemeinschaft gelernt. Von einer Gemeinschaft, deren Sprachreformer und Sprachhüter, deren Balassi, Csokonai, János Arany der jeweilige hochwürdige Herr gewesen, nebst seinen alten Waffengefährten: Gáspár Károli und Martin Luther, dessen Psalmen wir jeden Sonntag in der Kirche herunterleierten. Haben wir uns mit diesem Gesang auch nicht die Auferstehung verdient, den kürzesten Weg dahin haben wir immerhin vermieden: das Aussterben. Wir spürten die verschlungensten Pfade des Dahinschwindens auf. Genauer gesagt: wir schlugen sie unter dem Druck der Feudalgüter ein. Urkunden nach dürfte die kalvinische Gemeinde 1762 das Dreifache der heutigen betragen haben. Gegen Ende des Jahrhunderts setzt ein starkes Schwinden ein. 1764 ist das Jahr des Siculicidium von Madefalau, des Szeklermordes, der Zwangsrekrutierung,

der Fahnenflüchtigen. Maria Theresia, unser berockter Gespan, hatte offensichtlich selbst hier die Fangleine nach uns ausgeworfen. Und auch Josef II., und zwar schonungslos. Im Verlauf weniger Generationen verschwinden ganze Sippschaften — die Csánis, die Bóniaks, die Hodoroks, die Bálints, die Tolnais — als hätte der Erdboden sie verschluckt. In der Tat kann man die Erde auf frischer Tat ertappen, die hölzernen Grabmäler bestätigen es. Doch ein Großteil der in der Matrikel verzeichneten siebenundzwanzig Matés ist in anderen Richtungen versickert. Hinter einigen Namen steht: fugitivus. Wer waren die Kósa, Kacsó, Ujlaki, Toldi? Sie sind verweht wie Spreu im Wind. Von der Frau mit dem Namen du Prix Adela nehme ich an, daß sie ihrem geistlichen Gatten folgen mußte. Pfarrer sind Wandervögel. Was hingegen hat den Zinsbauern Ferenc Székely veranlaßt, mit seiner Wagenladung von sieben Kindern, den Hund hinten festgebunden, bis Lúdsch durchzufahren? Ziehkraft und Fliehkraft waren und sind veränderlich. Jetzt ist auch gar nicht der Zeitpunkt, sie zu erforschen. Ich kann lediglich eine Kostprobe von der fragmentarischen demographischen Arbeit des Herrn Sándor Istók vorsetzen. Daraus geht hervor, daß der jahrhundertlange Abbröckelungsprozeß sich mit dem Ende des ersten Weltkriegs beschwichtigte. Zwischen 1918 und 1938 verringerte sich die Seelenzahl von 329 auf 300. Alles in allem! In dieser Zeitspanne wurden 238 Geburten und 130 Todesfälle registriert, hingegen schieden durch Konvertieren zu einem anderen Glauben mit einem Schlag 24 aus der Gemeinde und gleichzeitig aus der Sprachgemeinschaft aus. Bei letzteren handelt es sich vorwiegend um Frauen. Was nicht weiter verwunderlich ist. Das Abendmahl ist eine symbolische Nahrung, der ersehnte Mann hingegen handgreifliche Wirklichkeit. Beim Durchblättern der alten kirchlichen Aufzeichnungen merke ich trotz alledem, daß die Hauptursache der Abnahme die hohe Kindersterblichkeit war. 1921 zum Beispiel betrug die Geburtenzahl zehn, gestorben sind ebensoviele. 1927, als auch ich zur Welt kam, wurden wir zu zehnt geboren, am Leben geblieben sind vier von uns. Sechzig Prozent meiner Altersgenossen sind ohne die üblichen Umwege des Lebens von der Mutterbrust direkt ins Grab gekullert.

Meine Mutter glaubte, auch ich würde mich ihnen anschließen, wenn schon aus keinem anderen Grund, so

doch aus bloßer Solidarität. Nächtelang weinte sie über meiner Wiege. Die in einen Lappen gewickelte gezuckerte Brötkrume — klägliche Nachahmung der wiegenden Mutterbrust — dürfte ganz und gar nicht nach meinem Geschmack gewesen sein. Lange Zeit war ich in Ungewißheit, ob ich das Geschenk meiner Mutter, dieses keuchhusten-geplagte, fiebrige, masrige Etwas, mein Leben nämlich — annehmen sollte. Allen Anzeichen nach bin ich auf Grund meiner anhaltenden Beeinflußbarkeit am Leben geblieben. Zugegeben, die Verlockung war schön und abwechslungsreich. Dies merke ich jetzt, da eine kleine Weiberschar mir mitteilt, wo überall sie mich (um mein Gebrüll zu besänftigen) auf dem Arm, in der Schürze getragen, geküßt, geschaukelt, himmelwärts gehoben, an die Brust gedrückt und gekitzelt haben, nur um die Lebenslust in mir zu wecken.

Mit dem Wiener Schiedsspruch 1940 schrumpfte die ohnehin lockere Gemeinde auf zwei Drittel zusammen. Vor der Militärpflicht — hauptsächlich aber vor der kaukasischen Kälte — ausreißend, setzten sich die Ungarn westwärts und die Rumänen südwärts über die provisorische Grenze ab. Ganze Familien, ja ganze Sippschaften blieben ohne Mann im Haus. Die Grenzüberschreiter kamen, sofern sie geschnappt wurden, ins Gefängnis. Ferenc Kutas — der Mann der jüngeren Schwester meiner Mutter — saß fast ein Jahr in Hermannstadt im Knast. Der Schuster, der Wagner, der Schmied, der Kürschner — unser ganzes Handwerk! — war auf und davon, ferner sieben meiner Onkel, neun Vetter, fünf Tanten und auch der Lehrer samt Familie.

(Ich selbst bin, auf einem Strohsack thronend, als Lehrerkandidat aufs berühmte Ajuda Bethlen Kollegium gekommen. Dort empfing mich unter dem Torbogen ein hinkender Pedell, sodann Zsigmond Vita, gelehrter Doktor unserer Kulturgeschichte, in der Bibliothek hingegen Zsigmond Moricz, Gyula Illés, Péter Veres und Aron Tamási. Vor ihnen nahm ich die Mütze ab und stellte mich lauthals vor.

„Warum brüllst du so, wenn ich dich etwas frage?“ schnauzte mich der aufsichtführende Professor mit dem

schütterten Schnurrbart an. „Seid ihr zu Hause alle taub?“

„Reformiert“, entgegnete ich donnernd, wovon er, wie mir schien, leicht zu wanken begann.

„Wie viele seid ihr?“

„Für einen mageren Kirchgang reicht's.“

„Und die anderen? Die den Kirchgang kräftigen könnten?“

„In allen Windrichtungen.“

„Und mit dieser Missionarstimme willst du sie zusammentrommeln?“

Wenn's möglich wär“, lockerte ich meine stramme Haltung.

„Wenn du etwa Bischof werden willst, so nimm zur Kenntnis, daß es achthunderttausend Reformierte gibt und eine Million Katholiken, Unitarier und andere.“

Ich blinzelte verlegen. Von einer so großen Gemeinde hatte ich bisher keine Kenntnis gehabt.)

In den Monaten nach der Befreiung begannen die Ausreißer allmählich wieder einzutrudeln. Darunter etliche, die nur eben ein paar Wiedersehenstränen vergossen und auch schon weiterzogen, nach Klausenburg, Neumarkt, als Arbeiter, Mägde oder Betriebspförtner. Die übrigen wurden von der herannahenden Bodenreform festgenagelt. Einige die Veränderung unserer Existenzgrundlage betreffende Ziffern: Bei der partiellen Bodenreform nach dem ersten Weltkrieg wurden den Baronen Kemény von dem 4135 Joch umfassenden Gut 2114 Joch enteignet. (Bis zu diesem Zeitpunkt befanden sich bloß 106 Joch Ackerboden im Besitz der Bauern.) Im Laufe von zwei Jahrzehnten schrumpfte das restliche Herrschaftsgut auf die Hälfte. Auch so entfielen bei der Landverteilung auf jeden von uns noch ein, zwei Joch Ackerboden. Wir bekamen etwas unter die Füße, in das wir unsere Fersen hineinrammen konnten. So wuchs die Seelenzahl bis 1962 auf 420. Davon setzten sich im Verlauf einiger Jahre wieder 120 Personen ab. Ein Teil wurde von der großzügigen Industrialisierung aufgesogen — Stadtleben, staatlicher Wohnkomfort bei niedrigem Hauszins. Die Dahingebliebenen schicken 32 Kinder in die ungarische Vierklassenschule, 20—25 in die Oberstufe der rumänischen Schule, damit sie hier im Ort weiterlernen. Von den Mittelschulgängern ist ein einziger hier-

geblieben. Die übrigen — ein halbes Dutzend — wurden in der Stadt ansässig. Unser Eifer, sie zu ersetzen, ist recht lahm. Jährlich kommen sieben, acht Kinder zur Welt. Seit wir einen Arzt haben, ein Entbindungsheim und „sackweise“ Medikamente, sucht uns auch der Tod seltener auf. Zwei-, dreimal pro Jahr.

Der Wald kommt

Schreiben lernte ich in der Volksschule rascher als meine Klassenkollegen. Über die quietschende Schiefertafel gebeugt, reihte ich wie berauscht selbst während des Mittagessens Worte aneinander. Ich hatte das Empfinden, mit jedem von ihnen ein Geheimnis beim Schopf zu packen. Noch wußte ich nicht, was ich mit ihnen anfangen würde, in welcher Richtung und wozu ich überhaupt die Attacke eröffne. Doch sowie das unheimliche Wort Baron niedergeschrieben war, fühlte ich mich gewichtiger, dem hinter dem Buchstabengitter eingefangenen Begriff nahezu ebenbürtig. Ich erlebte die Illusion, die Welt in Besitz zu nehmen: die geheimnisvolle, bewußtseinerweckende Kraft meiner Worttrupps. Mit einer anderen Erbschaft — mit beweglichem oder festem Besitz — hatte ich nicht zu rechnen. Nicht einmal mit den in die Schulbücher aufgenommenen Testamenten meiner Ahnen. Womit hätte ich folglich feilschen sollen? Also las ich bei nahen und fernen Verwandten Wörter auf und fügte sie meinem Wortschatz bei. Ich streunte um die mit Dauben und Töpfen herunziehenden Karren der Wanderszekler und steckte mir, wie es gerade kam, ein neues Attribut, ein Zeitwort, ein Synonym unter die Zunge und rannte mit klopfendem Herzen nach Hause, als hätte ich einen Krug geklaut. Meine Mutter lachte: aus mir wird mal ein Pfarrer. Ich brüstete mich in der Tat, was es nicht alles auf dieser Welt gäbe, dessen vergessenen — oder nie gelernten? — Namen ich kenne.

Doch bald erschlafften meine Segel. Auf meinen Irrwegen durch die ungarische Literatur mußte ich mir meiner wahren Lage bewußt werden, demnach war ich nicht in einem Wald in die Welt gesetzt worden, sondern in einem Strauch zwischen den Scherben der Muttersprache, wo das, womit sich selbst der kleinste Dichter ausrüsten mußte, nur aus Rückständen,

Flicken, Schleifenresten, Plunder bestand. An Winterabenden hielt Aranys Toldi mich wach, er verblüffte mich genauso wie jener Sturz vom Pflaumenbaum, wo ich, rücklings fallend, die Sprache verloren hatte. Wir kennen unsere Sprache nicht! — glühte in mir die Erkenntnis auf und zog einen Schlußstrich unter die glückliche Zeit der Schulaufsätze. Der biblische Dämmer der Welterschaffung hüllte mich ein und die Ungewißheit, ob ich denn nun in den Ausverkauf hineingeboren worden war oder in den Marktbeginn? Die abgebrochenen Zelte, abfahrbereiten vollbepackten Planwagen, die abgenagten und weggeworfenen Knochen neben den Fleischbrätereißen, der Anblick des abgebauten Ringelspiels — hinter geschlossenem Lidem sehe ich das blendende Gewirr bunter Kutschen, langmänniger, blauer Holzpferde vor mir — stimmten mich, sooft Kirschmarkt war, traurig. Diese frühe Erinnerung sickerte, wie das Wasser in einer Wand, störend zwischen meine Bemühungen, die wahre Natur unserer Lage zu erfassen: warum dieses bloße Gedudel, dieses Halli und Hallo und Hollari und Hollaro häufiger vorkommt als Lieder mit Text; warum ich, meine Heide-Verwandschaft nachäffend, statt Pferd *Pheri* und statt Geiß *Kaas* sagen mußte... Stumm waren wir nämlich nicht! Doch die Märchen klangen wie Bestandsaufnahmen von Verlusten und Heldentaten im Gefolge einer großen Schlacht, falls dieses gezwungene Hasten zur Pointe der Geschichte zwischen den Fallgruben nackter, hinkender Sätze überhaupt ein Erzählen war; diese wortarme Vergröberung von Situationen, Wendungen, Seelenzuständen; diese armselig hinter der Phantasie einhertrottende Ausdrucksfähigkeit sogar in bezug auf die unerschlossene Natur mit ihren namenlosen Blumen und ihrem einzigen Regen, der — meinen späteren Beobachtungen zufolge — niemals rieselte, niemals herabrauschte, niemals strömte, niemals trommelte, niemals patschte, niemals in anderer Form auftauchte als: es regnet einfach.

Als wir zu sprechen anfangen, war es, als kämmten wir uns mit dem Rechen.

Immer wieder kehrte ich zu Toldi zurück. In ihm vernahm ich das Waldesrauschen unserer Sprache. Ich hatte mich schon an sämtlichen Wiesenwölfen entlanggegruselt, in Bences Treue meinen Vater erkannt, nachdem ich die Muskelkraft meiner Arme an Miklós gemessen, und immer noch und auch zum zehntenmal fesselte er mich, weil er die wachsende Selbstunzufriedenheit, die sich in mir meldete, wenn meine Abenteuerlust

gestillt war, milderte: er lehrte mich sprechen. Ich spürte die brennende Versuchung des Unmöglichen: das Ganze Wort für Wort zu verschlingen, bis zum letzten Attribut, und es in den leeren Kammern zu speichern. Auch im herrschaftlichen Garten hatte mich diese wilde Gier gepackt, ein tatarischer Plünderungstrieb: abreißen, unterm Hemd verstauen, in den Rockärmeln, in den Hosenbeinen, samt Ast alles abbrechen, was nur irgend möglich, und dann nach Hause rennen, hinauf in den dunklen Winkel des Dachbodens, sich bis zur Übelkeit vollschlagen, vollfressen, bis die Zähne stumpf sind und der Kiefer starr. Nach Herzenslust streunte ich durch den Garten, von dem ich bis dahin keine Kenntnis gehabt hatte. Die neue Anschaffung: im Besitz meiner Worte erwachte ich jeden Morgen mit dem beklemmenden Gefühl der Einsamkeit, das vom Überschuß ausgelöst wird, und wie ein verkappter Königssohn, der einen Geheimauftrag durchzuführen hat: die dahinsiechende Sprache zu erlösen, selbst um den Preis weiterer Jahrmarktsohrfeigen, die *Kaas* aus dem Hexenzauber der Verderbnis zu befreien, mit großem Volksfest dem // die Betonung zurückzugeben und das Irregelaufene *van* seinen rechten Platz zurückzuführen. Statt *ő* sagt mein Onkel *e* und seine Worte schwirren durcheinander wie blinde Vögel. Um ihnen das Augenlicht zurückzugeben, gründete ich eine Zeitschrift. Ich begann meine in Arany János' Manier geschriebenen, auf losen Blättern vervielfältigten Gedichte im Umkreis der Kirche zu verbreiten, an Zweige gespießt oder zwischen Sträuchern versteckt. Jedesmal war der Köder am nächsten Tag verschwunden. Vermutlich aus Papiermangel. „Jemand verbreitet Flugblätter“, sagte nach einer Zeit der humpelnde Hilfsnotar. Und da er in unserer Nachbarschaft wohnte, ließ er mich die gleichfalls humpelnden Hexameter übersetzen.

„Die Gedichte sind sehr schön“, sagte er. „Nichts von Politik, ungefährlich. Sie verraten uns aber, daß jemand spinnt.“

Am Fuße der Csitári-Berge

Auch eine Königstochter kam mir in jenem Sommer zu Hilfe. Wir nannten sie Fräulein Eva. Im Rahmen der Sonntagsschul-Bewegung lehrte sie uns Volkslieder. Bereits eine Woche nach

ihrem Auftauchen dröhnte das Dorf wie ein Rieseninstrument. Ineinander eingehakt zogen wir durch alle Straßen und sangen mit funkelnagelneuen Stimmen: „Lang, lang ist's her, daß in den Csitári-Bergen Schnee gefallen ist.“ Wo die Csitári-Berge sind? Niemand wußte es. Es war auch nicht wichtig. Scharenweise durchschwärmten wir tagsüber den Tannenwald; im Gras auf dem Bauch liegend, Kinn und Aufmerksamkeit hochgestützt, ließen wir uns von Fräulein Eva unterweisen. In Rätseln, Balladen, in Kinderliedern von Bartók und Kodály. Anschließend ertüchtigten wir uns in den Tannenwipfeln. Wir flogen geradezu, wie eine Schar angeheiterter Amseln. Wir erbauten uns an unseren neuen, für die Seele maßgeschneiderten Kleidern und kosteten die unerwarteten Verwandlungsmöglichkeiten aus: „Wind soll aus mir werden, wenn ich sterbe.“ Als sie nach Verstreichen des Sommers fortging, gab sich die Königstochter zu erkennen: sie hieß Frau Dr. Dezs László. Im nächsten Jahr kam sie nicht mehr und auch später nicht. Für Bartók, auch für Kodály, bedeutete dies den einzigen Besuch in Pusta-Kamarasch. Noch heute kennt man sie hier nicht. Ich habe sieben Kinder gefragt, und acht haben den Kopf geschüttelt: sie wissen nicht, wer diese Männer gewesen sein könnten. Dafür kennen sie Herrn Bartalis: er hatte eine Holzschneidemaschine. Die Lieder Fräulein Evas haben sich dennoch erhalten — wenn auch verstümmelt — wie perennierende Pflanzen.

Die Fesseln der Heiterkeit

Über diesem kleinen Umweg in die Vergangenheit ist der Sommer vergangen und der September eingetroffen. Es ist Sonntag, die Glocken läuten, auf der Straße draußen tauchen im Feiertagsstaat die eifrigeren Kirchgänger auf. Ich wasche mich auf dem Flur, im Fadenkreuz ihrer Blicke und Worte. Es fragen mich gleich mehrere:

„Kommst du nicht zum Gottesdienst?“

Dies ist eher ein Gruß als eine Frage. Ohne eine Antwort abzuwarten, gehen sie die Straße hinunter. Mutter schaut ihnen nach, dann wendet sie sich an mich:

„Könntest auch mal hingehn.“

Ich stecke den Kopf ins Wasser und plätschere und spritze schnaubend. Dem Meinungs Austausch kann ich trotzdem nicht ausweichen: beim Frühstück debattieren wir bereits über die Erschaffung der Welt. Voller Respekt hört Mutter sich meine erdgeschichtlichen Erörterungen an, da sie jedoch in meiner Auffassung ein staatlich patentiertes Denken wittert, sagt sie: „Ich versteh dich, mein Sohn, wenn du das behauptest. Trotzdem war am Anfang das Wort.“

Von der Schöpfung schwenken wir zum Schöpfer ab, zu seinen Untergebenen, den himmlischen Heerscharen. Um meinen heidnischen Argumenten beizukommen, zieht Mutter mich mit der beängstigenden Kraft ihrer Sanftmut und ihren lächelnden Attacken von der Höhe meiner Prinzipien wieder zu den Beispielen des Alltags herunter.

Ich solle mal geruhn, mich in die Kirche zu bemühen. Alle sind dort anzutreffen, die auch vor zwanzig, vierzig und fünfzig Jahren jeden Sonntag dort gesessen haben. Ausgenommen jene, denen vor der Kritik der Rayonsorgane am meisten die Knie zittern. Gelüstet es einen von ihnen besonders heftig nach dem Wort, so fährt er hinauf nach Klausenburg, dort kennt ihn in der Sankt Michaelskirche keine Menschenseele.

Ihrem hartnäckigen Argument zufolge sind die Menschen ohne Glauben feig. Schau dir doch bloß die Märtyrer an, die den Löwen zum Fraß vorgeworfen wurden. Nennen wir die Quelle ihrer Kraft Idee, sage ich; den Anforderungen der Epoche entsprechend kann die durch eine neue und erfolgreichere Idee ersetzt werden. Hier muß Onkel F. als Paradebeispiel einspringen. Mit wie vielen Ideen er's auch versucht hat, geholfen hat ihm schließlich doch nur die Gottesfurcht. Vor dem Pfarrer hat er geschworen, daß er keinen Tropfen mehr anrührt, und ist gesund geworden. Die Parteiorganisation hat das nicht zuwege gebracht, obwohl man dort miteinander angeblich recht streng ins Gericht geht.

Onkel F. ist der Vetter meines Vaters. Er geht auf die siebzig und ist noch immer strebsam wie ein Hitzkopf. In den dreißiger Jahren hat er als Taxischofför in Bukarest gearbeitet. Mit dem Geld für zwei Joch Feld ist er in sein Heimatdorf zurückgekehrt. Auf seinem Rücken haben die ersten Hosenträger in unser Dorf Einzug gehalten. Zur Frau genommen hat er eine Rumänin aus

dem Nachbardorf, sie spricht die Worte so weich aus wie die Schneeflocken fallen. In der unendlichen Geduld, mit der sie die Rückfälle ihres Mannes über sich ergehen läßt, habe ich schon als Kind ihre beispielhafte Weisheit entdeckt. Onkel F. liebt den Wein, den Tanz, den festlichen Trubel. Jedes politische Ereignis macht ihn neugierig, ein unstetes Männchen, ewig geplagt von Schmerzen im Kreuz und Stechen in den Nieren. Jeden Sonntag — den Beobachtungen meiner Mutter zufolge — führt er seine Schmerzen wie ein galliges Schoßhündchen vor der Genossenschaft spazieren, wo er — vor dem Schwur — regelmäßig zu ein, zwei Dezi Schnaps eingekehrt ist. Gott und die Welt hat ihn zum Trinken eingeladen; man behandelt ihn wie einen pensionierten Politiker. Während der Bodenverteilung hat er nämlich als Mitglied der engeren Parteileitung ehrenvoll gegen die Gutsbesitzer gekämpft. In meiner ersten Prosaschrift war er das Vorbild eines der Helden. Vielleicht hat er mir auch noch den Titel suggeriert: Sieg in der Morgendämmerung. Als er sah, daß ich mir das Schreiben in den Kopf gesetzt hatte, mochte er sich gedacht haben, daß der Erfolg genaues Zeitempfinden voraussetzt. Nachdem ich begehrllich auf seine Armbanduhr geblickt hatte, schnallte er sie ab: „Für drei Jahre borg ich sie dir, mein Sohn.“

Nach drei Jahren erstattete ich ihm die Uhr zurück. Mit ihr stoppt er als Nachtwächter — manchmal auch als Tagwächter — die Dauer der Dienststunden in der gemeinsamen Wirtschaft.

Gerade zieht er auf Wache, als wir uns auf der Straße begegnen. Er bemerkt mich, zuckt zusammen und kommt dann mit schnellen, stolpernden Schritten auf mich zu. Umarmt mich wie gewöhnlich, küßt mir das Gesicht ab und klopft mir auf den Rücken.

„Da bist du ja! Bist also gekommen!“ sagt er und seine verwaschenen blauen Augen füllen sich mit Tränen.

Wir mustern uns gegenseitig. Er stellt fest, daß ich allem Anschein nach in der Mühle wohne — deshalb färbt sich mein Haar weiß —, ich zähle seine Mützen, er hat offensichtlich eine zuviel.

„Wozu die Reservemütze?“ frage ich.

„Das ist meine Dienstmütze!“ Er weist auf die schäbigeren.
„Die auf meinem Kopf ist neu, wie du selber siehst. Für den Sonntag.“

Da dies geklärt ist, pirsche ich mich an seinen Schwur heran.

„Wenn du Zeit hast, komm am Abend vorbei. Auf einen Schnaps.“

„Ich kann nicht trinken“, sagt er.

„Warum denn nicht?“

Statt mir zu antworten, knetet er sich die Nierengegend.

„Hat der Arzt es verboten?“

„Der findet's auch nicht richtig, daß ich trinke.“

„Wer denn noch?“

„Na meine Frau.“

Gerührt erzählt er: die Frau ist wie eine ganze Engelschar. Die Güte und die Erlösung selbst. Auch wenn der Dreck oder der Regen kniehoch steht, bringt sie ihm das Nachtmahl. Sie schützt und warnt ihn vor dem Bösen.

„Unlängst hab ich Schnaps getrunken. Bis ich daheim angelangt bin, ist's mir schlecht geworden, und ich hab alles wieder rausgespien. Sie hat dann schon gewußt, daß ich wiederum krank werd, und hat das Blut von einer Henne in einen Eimer rinnen lassen. Dann hat sie es mir gezeigt, aus ist's mit mir, hat sie gesagt, wenn ich weitertrink, werd ich das Opfer einer inneren Blutung. Das hat mir einen gewaltigen Schreck eingejagt. Ich hab am Tag darauf beim Pfarrer geschworen, daß ich im Wirtshaus nicht mehr trink, und wenn ich trotzdem trink, soll mich der Herrgott anprangern, wie er's für richtig hält. Nachher hat sich deine Tante beruhigt. Mit dem Hühnerblut hat sie mir den Teufel an die Wand malen wollen.“

Den Schwur kann er nicht mehr annullieren. Bis Silvester ist er an ihn gebunden.

„Dann trinken wir eben nicht, sondern plaudern bloß“, sage ich und steuere damit an der Angelegenheit vorbei.

Dies faßt mein Onkel so auf, als hätte ich ihn in irgendeiner Angelegenheit um Hilfe angerufen und könne nun, zu seinem größten Bedauern, nicht mit ihm rechnen. Er kratzt sich den Kopf und sagt aufmunternd:

„Laß mal gut sein, wenn's geht, machen wir was.“ Schwungvoll verabschiedet er sich mit beiden Mützen.

Während meine Mutter — im Hinblick auf die zu erwartenden Gäste — nach dem Vesperläuten den Kümmelschnaps zubereitet, gehe ich auf einen Sprung ins dritte Nachbarhaus, zum reformierten Seelsorger. Auf einer steinernen Tafel an der Wand des etwas stattlicheren Steinhauses steht geschrieben, daß dieses Obdach eine herrschaftliche Stiftung ist. Zwei Zimmer, Küche und das Pfarramt. Ein ansehnlicher Garten und ein Hof. Diesem gegenüber die ehemalige reformierte Schule, an die Lehrerwohnung angebaut. Nach der Vereinigung der Schulen sind die Kinder in das Schlafgemach des Ugron-Herrschaftshauses übersiedelt; im Klassenzimmer hat eine ärztliche Ordination den Betrieb eröffnet. In einem Zimmer der Lehrerwohnung ist der Kindergarten untergebracht, im anderen hat sich der Volksratssekretär installiert. Dem Lehrer — der zwischen Klausenburg und Schule hin und her pendelt, um seine Stunden zu halten, und jetzt gerade marschbereit ist — wurde zum Verschnaufen die Küche der Pfarrwohnung zugewiesen. Früher war es den Kindern strengstens untersagt, durch den Haupteingang zum Pfarrer zu gehen; also gehe ich instinktiv auf die Küchentreppe zu, bis mir bewußt wird, daß ich die Kindheit längst gegen das Recht auf den Haupteingang vertauscht habe. Ich habe einen schlechten Handel abgeschlossen, doch darüber zerbreche ich mir jetzt umsonst den Kopf. Meine Reue ist ebenso bedrückend wie sinnlos. Hochwürden — ein feister, freundlicher Mann in mittleren Jahren — diskutiert mit seinen Söhnen gerade die Schulaufgaben. Stur behaupten die beiden, daß ein Jahr vierundfünfzig Wochen habe, bis der Vater außer sich gerät und gegen den Irrtum protestiert. „So hat’s die Frau Lehrerin an die Tafel geschrieben.“ „Zweiundfünfzig!“ schmettert die hochwürdige Stimme. Die Kinder würden es auch glauben — zumal sie es in meiner Person mit einem weiteren gelehrten Gegner zu tun haben —, doch erscheint ihnen die Korrektur gewagt: „So war’s aufgeschrieben.“ Dann soll einer zum Klassenkollegen hinüberlaufen und fragen, was der an der Tafel gesehen hat. „Vierundfünfzig!“ kommt das Kind triumphierend zurückgerannt. Dennoch beugt es sich schließlich dem ketzerischen Druck; es verspricht sogar, notfalls den zweiundfünfziger Standpunkt zu verfechten. Unsere gemeinsamen Recherchen nach dem Ursprung des Irrtums ergeben, daß die Lehrerin — eigentlich eine Schneiderin, die eine Textilschule absolvierte und die Kinder nur so lange in Obhut hat, bis ein Diplomierter aufgetrieben wird —

vermutlich aus Zerstreutheit die falsche Zahl an die Tafel geschrieben hat. Ich bringe nun den Fall meines Onkels vor, nicht um ihn zu kontrollieren, sondern weil ich dem Phänomen auf den Grund gehen will. Er ist nicht der einzige, der unter Anrufung von Gottes Zorn und Gnade gegen das Trinken kämpft. Das Dorf stand niemals im Ruf, ein Süffelvolk zu sein. Der Alkohol, durch dessen zungenlösende Kraft oft auch die Wahrheit ermittelt wird, fördert in den meisten Fällen die verborgene Sanftmut des Volkes zutage. Unauffällig verläßt der beschwipste Mensch die Gesellschaft, er sucht nüchtern zu scheinen, beruft sich gewöhnlich auf dringende Geschäfte und trollt sich davon, irgendwohin, wie ein krankes Tier, und schläft sich nüchtern, unter einem Strauch, in einer Scheune, auf dem Dach eines Stalles. Nur die Technik verzeiht die verheimlichte Besöfnis nicht. Schnell muß ich mich an einer kleinen Unfallsstatistik entlangwundern. N. G. brachte sein auskuriertes Weib aus dem Spital mit dem Traktor heim. Vor Freude kippte er ein paar Gläser, überdrehte sich und starb auf der Stelle. M. I. rannte mit dem Traktor in enen Autobus; der Traktor brach förmlich auseinander während die Schnapsflasche in der Tasche des Mannes unversehrt blieb. T. L. entdeckte den grünen Spiritus. Er kaufte ihn fürs Rasieren und trank ihn im Straßengraben. Der Arzt bekam Wind von der Sache und verfügte, daß der grüne Spiritus im Genossenschaftsladen rezeptpflichtig werde. B. M. transportierte mit dem Pferdewagen Bienen, überschlug sich und wäre heil davongekommen, hätten die Bienen ihn nicht totgestochen.

„Warum trinken die Menschen?“ frage ich den hochwürdigen Herrn.

„Vor Glück, vor Kummer, wie sich's gerade ergibt.“

„Der Schwur ist bei den Reformierten ein neueres Phänomen.“

Folgerichtig führt uns die Erörterung der Ursachen zu den zeitbedingten Angstzuständen einerseits, zur Zunahme der Zerstreuungsmöglichkeiten andererseits. Zahllos sind die fortgeschwemmten Verwandten, zahllos auch die Besuche, die gefeiert werden wollen. Es muß sich bloß herumsprechen, daß ein Rayonsdelegierter im Anzug ist, schon kommandiert der Vorsitzende meinen Onkel F. um einen Krug Wein in den Keller ab. Wird ein neuer Stierstall, ein Feuerwehrschar, eine Brücke, ein Fußballplatz, ein ärztliches Kabinett oder ein Triumphbogen eingeweiht: das Ereignis muß gefeiert werden. Neue Häuser

werden gebaut, viel mehr als je zuvor, und wollen eingeweiht werden; zählen wir dazu noch die Taufen, Totenmahle, die gesetzlichen und kirchlichen Feiertage, Jahrestage, Namenstage, Hochzeiten: an letzteren beteiligt sich gewöhnlich das ganze Dorf. Allen voran mein jüngster Bruder Jóska. Seit zwanzig Jahren hat er keine einzige Hochzeit verpaßt. Obwohl er den Alkohol gar nicht mag.

Lachend zählen wir zu den festlichen Gelegenheiten auch die Tatsache, daß ich gerade zu Hause bin. Hochwürden möchte mich vor leichtfertigen Verallgemeinerungen bewahren. Er beschreibt den stillen Ernst und den Fleiß seiner Gläubigen. Die Schwüre sind daher Ausnahmen, die diesmal die Regel nicht bestätigen.

Nach reiflichem Überlegen frage ich zu Hause meine Mutter: „In den Generalversammlungen, wird da kritisiert?“

„Was für Generalversammlungen?“

„Na, sagen wir in der Kollektivwirtschaft.“

Dorthin geht nur ganz selten mein Vater.

„Wen sollten sie auch kritisieren?“

„Den Vorsitzenden zum Beispiel.“

„Aber freilich, der kriegt was ab. Dem waschen sie manchmal den Kopf, aber nur wegen dienstlichen Angelegenheiten. Was außerdem passiert, das schreibt sich bloß der liebe Gott auf.“

Ich frage, woran sie denke.

„Daran, daß der gegenwärtige Vorsitzende der fünfte oder sechste ist und obendrein ein versoffener Kerl. Unlängst hat er wieder seine Frau verprügelt. Eine offizielle Schlägerei war's aber nicht, geweint haben nur die, die's betroffen hat. Das arme Weib und die Kinder.“

„Dafür müßte man ihm in der Generalversammlung die Leviten lesen“, sage ich. „Ist das nicht üblich?“

„Wie denn nicht!“ hebt meine Mutter die Stimme. „Deinem Freund haben sie unlängst das halbe Ohr gestutzt. Miklós Gyomai haben sie neulich die Nase abschneiden wollen, der ist aber nicht auf den Kopf gefallen und hat sich beizeiten vor der Übermacht verdrückt.“

„Hat es eine Rauferei gegeben?“

„So ähnlich.“

„Was war der Anlaß?“

„Schnaps. Der größte Volksaufwiegler.“

Dies hat sich nicht bei uns zugetragen, sondern im Nachbardorf.

Der Duft von gebranntem Zucker und Kümmel erfüllt das Zimmer. Als sich auch Vater und Onkel F. einfinden, setzen wir uns in festlicher Stimmung an den Tisch. Zuerst plaudern wir und werfen bloß ab und zu einen Blick auf die Gläser. Besonders Onkel F. Er rutscht unruhig auf dem Stuhl hin und her; der Schnaps hat eine schöne rubinrote Farbe.

„Greift zu“, ermuntert uns mein Vater.

„Auf unser Wohl!“ sage ich.

Onkel F. sagt, er danke, doch laute sein Schwur dahin, daß er nur zu Hause trinken dürfe, sonst nirgends. Das stimmt uns alle nachdenklich. Am meisten meinen Onkel, wie es uns vorkommt. Das Problem scheint unlösbar zu sein. Der Herrgott schaut zum Fenster herein und kann im stillen sagen: trink nur, Genosse, dich hab ich in der Hand. Seinen Schädel kratzend sieht der Mann sich um, rückt näher an den Tisch heran und schiebt dann seinen Stuhl wieder zurück. Ich höre geradezu die Stimme der Versuchung in seinem Kopf und möchte ihm helfen. Als er das zweite Glas zurückweist, merke ich, daß er an der Grenze seiner Widerstandskraft ist. Also mache ich den Vorschlag, die Flasche zu erwischen und uns in sein Haus zu verfrachten, auf erlaubtes Territorium, wo die Gefahr des Eidbruchs nicht mehr droht. Meine Mutter schlägt eine einfachere Lösung vor. Sie stellt das Wasserglas in die Tischmitte; nach jedem Anstoßen wird die Portion meines Onkels hineingegossen. Ist es dann voll, läuft er damit nach Hause, stößt das Tor auf, nur so weit, daß er mit dem Fuß die Erde des Hofes berührt, womit die Frage gelöst wäre. Umstände macht bloß, daß er einen halben Kilometer laufen muß, querfeldein und über Gräben.

Dabei bleibt's. Onkel F. ist glücklich, daß meine Mutter seinen früheren Gedankengang erraten hat. Nun muß er sich selbst nicht einmal vorwerfen, bewußt nach spitzfindigen Formen des Eidbruchs gesucht zu haben. Je mehr kleine Portionen sich im Wasserglas sammeln, um so besser wird seine Laune. Sein Gesicht erhält Farbe, seine Augen leuchten. Er schluckt trocken, sooft wir eins kippen. Ich hoffe bloß, daß noch jemand zu uns kommt, mit dem wir den Kümmel austrinken können. Und wie der obligate Zufall auf unseren Bühnen, platzt einer meiner Neffen in diesen lösbaren Konflikt herein, in bester Stimmung, was gleich mehrere Gründe haben kann: wir haben uns lange

nicht gesehen und nun treffen wir uns. Weiter: auch der Gottesdienst „ist ziemlich gut ausgefallen“.

„Trinken wir darauf“, sage ich.

Ich habe nur selten eine so reine Schadenfreude gesehen wie jene, mit der Onkel F. auf diese Aufforderung reagiert. Auch mein Neffe hat vor dem Pfarrer geschworen, bis Neujahr nicht zu trinken.

„Und Schnaps am allerwenigsten“, sagt er verlegen.

„Ich hab auch eine Flasche Wein“, melde ich mich schnell.

„Auch den nur im Dabeisein meiner Frau.“

Eine weitere Spielart der Buße. Die Verschärfung ist nicht an Raum und Zeit gebunden, sondern an das Weib. Sie lautet: nur unter ihren Augen. Das hat seinen Sinn.

„Reicht's, wenn du sie siehst?“ frage ich.

„Freilich. Nur ist das nicht möglich.“

Er hält das Schnapsglas in der Hand; darf es bloß angucken, wie der Papagei im Käfig. Mit vereinter Kraft suchen wir nach einer Möglichkeit, die Vorschrift zu umgehen. Wie wäre es, wenn er die Fotografie seiner Frau ständig in der Tasche hätte? Würde das nicht reichen? Sie so zu sehn, wäre ein zu durchsichtiger Schwindel, den durchschaut der Herrgott mit einem Blick. Als Beispiel muß der alte jüdische Krämer herhalten, welcher seinen Sohn beim Speckessen erwischt hat. Wenn er den Speck noch einmal berührt — hatte der Alte gesagt —, so solle ihm der erste Bissen im Hals steckenbleiben. Von da an hat der Specksünder am ersten Bissen bloß herumgekauert und ihn nicht hinuntergeschluckt, sondern ausgespuckt. Auf dem zweiten Bissen hingegen lastete kein Fluch. Diese Methode wäre leider nicht anwendbar. Mir fällt etwas Lustiges ein, und wir schleppen das riesige Jagdfernrohr heraus; damit sucht mein Neffe seine Frau auf dem gegenüberliegenden Hügel und entdeckt sie auch vor der Sommerküche.

„Weib, siehst du mich, denn ich seh dich?“

Die Frau scheint auf der Stelle Verdacht zu schöpfen und verschwindet. Mit keinem Fernrohr der Welt könnte man sie jetzt finden. Wir rufen hinüber: sie soll doch herkommen und einen Blick auf ihren Mann werfen. Oder zumindest bis ans Ende des Gartens, um einen Blick mit ihm zu wechseln. Doch sie bleibt hart. Und die Flasche unangebrochen. Wir alle bedauern dies, am meisten mein Neffe. So ist sein einziger Trost, daß es auch Onkel F. nicht gelingt, den Schwur zu hintergehen. Als er, das

halbvolle Schnapsglas wie eine Kerze vor sich herhaltend, durch den Garten geht, stolpert er vor dem Brunnen und fällt auf den Bauch.

Wir können von vorn anfangen. Doch inzwischen ist es Abend geworden, wir halten uns nicht mehr lange bei der Flasche auf. Die Vereidigten — im Gesicht den Schatten des Mißerfolgs — verabschieden sich. Wäre doch nur schon Silvester. Mutter macht mir das Bett im Vorderzimmer, Vater hält Ausschau nach der Katze, um sie über Nacht hinauszutreiben. Ohne Katze bleiben wir zu dritt im Lichtkegel der Lampe.

Plauderei vor dem Schlafengehen

„Dein Bruder treibt sich wieder mal herum.“

„Er steigt Mädchen nach!“

„Der steigt nicht. Der mobilisiert. Was immer für eine Sitzung ist, er übernimmt die Mobilisierung. Und im Kulturheim ist er jetzt zum Saalverantwortlichen aufgerückt. Der Lärm ist groß, er ist mit dem Brüllen beauftragt: Ruhe, ihr Leute!“

„Zerstreuung schadet ihm nicht.“

„Und meine Erfindung, wird man die denn nie anerkennen?“

„Gut wär's schon, wenn sie auch was zahlen würden.“

„Wir haben schon wieder nichts zum Heizen.“

„Es heißt, in der Ankaufsstelle von Sarmasel verteilen sie schöne trockene Maisstengel. Freilich mit Protektion. Wer mag dort der Verantwortliche sein?“

„Im Winter ist jener Jäger aus Neumarkt hier aufgetaucht.“

„András Jáni.“

„Dann sind wir ja Namensvetter. Der könnte ohne weiteres ein paar Sack Stengel herausrücken.“

„Morgen müßte ich backen. Bring einen Buckel voll Stroh von der Tenne.“

„Bis ich den Vorsitzenden find, wird mir der Rücken steif auch ohne Stroh.“

„Auch Augengläser müssen wir kaufen. Schau, die hält nur mehr der Draht zusammen.“

„Ganz zerstückelt, wie ein Motorradfahrer. Hast du von dem Fall gehört?“

„Ich hab nichts gehört.“

„In Simboleni war Hochzeit. Die Burschen haben, wie's Brauch ist, quer über den Weg einen Draht gespannt, um die Braut aufzuhalten. Dort ist Asphaltstraße und ein großer Verkehr. Ein Motorradfahrer ist in den Draht hineingerast und hat sich den Hals durchgeschnitten. Das ist doch eine große Schweinerei. Daß die Erde so verantwortungslose Leute duldet?“

„Schuldig will freilich keiner sein.“

„Die Lampe raucht schon wieder.“

„Im Dezember haben wir Strom.“

„Der Mann vom Unternehmen ist herausgekommen, hat uns aufschreiben lassen, was alles gekauft werden muß. In Sarmasu gibt's Draht, aber keine Schalter. In Klausenburg gibt's Schalter, aber keine Sicherungen. In Neumarkt ist überhaupt nichts von dem Zeug zu haben, dafür sind auch die runden weißen Schirme alle. Ein geistreicher Verkäufer hat sich so ausgedrückt: Wir streunen herum wie die Katzen, klappern drauflos alles ab, damit wir im Umkreis von hundert Kilometern alles zusammenkratzen, was die Installateure selbst hätten bringen müssen für unser Geld.“

„Sei froh, daß es überhaupt zustandekommt.“

„Schreib an die Zeitung.“

„Damit schieb ich's dann gleich aufs tote Gleis.“

„Lieber über diese andere Geschichte. Was bedeutet das, ein Profil?“

„Seitenansicht.“

„Das suchen wir jetzt.“

„Wer sucht es?“

„Bisher haben wir in der Wirtschaft Schafe gezüchtet. Unsere diesbezügliche Erfahrung ist tausend Jahre alt, wenn nicht älter. Aus Klausenburg ist ein Verantwortlicher aufgetaucht und hat dem Vorsitzenden Weisung gegeben, daß er den ganzen Bestand gegen Schweine eintauscht. Warum? Weil das von nun an unser Profil ist. Achthundert Schweine am Hals, kein anständiger Stall, auch kein Mais, die fressen uns das Leben.“

„Es wird schon werden.“

„Unser Profil?“

„Nun, das auch.“

„Wir suchen's in einem fort, seitdem wir uns gegründet haben. Ein Getreideprofil haben wir schon gehabt, ein Rinderprofil und ein Hühnerprofil. Wir haben es auch mit dem Weinbau

versucht. Damals haben sie uns gesagt: nichts für uns. Den Weingarten haben sie parzelliert und um die Hälfte bearbeiten lassen. Aber als Feri T. sechzig Eimer Wein geblieben sind, da haben sie ihn zurückgenommen. Solang wir nicht ewig und immer nach unserm Profil herumgesucht haben, haben wir eins gehabt, so wahr ich leb.“

„Vielleicht kommt ihr mit der Zeit zum Ziel.“

„Am Ziel werden wir erst sein, wenn wir eine neue Leitung wählen. Die Leute sagen, an die Stelle des jetzigen Vorsitzenden setzen wir Gorita Pop ein. Zweifellos ein ehrlicher Mann. Eine anständige Demokratie kann man nur mit anständigen Menschen aufrecht erhalten.“

„Was wahr ist, ist wahr.“

„Hast du gelesen, was in der Zeitung steht?“

„Allerlei.“

„Das Klausenburger Theater kauft alte Möbel und zahlt gut. Biedermeier. Was machen sie damit?“

„Für irgendein Theaterstück.“

„Oben auf dem Boden steht der alte Kasten. Kaufen die auch den?“

„Der ist nur alt, aber nicht Biedermeier.“

„Wie sieht der Biedermeier aus?“

„Abgerundet.“

„Unserer ist eckig. Das bringt mich auf etwas: Erinnerst du dich an den Herrn Maier?“

„Maier?“

„Der mit den vielen schmuddligen Kindern.“

„Schmuddlig?“

„Er war immer mager wie ein Windhund.“

„Aha, jetzt weiß ich, wen du meinst.“

„Also, der Mann ist gestorben.“

„Das Unglück klebt am Menschen.“

„Diese Nachricht hab ich aus Turda. Ein trauriger Fall. Wir müßten uns fotografieren lassen.“

Ein recht gewaltiger Gedankensprung vom Tod des Herrn Maier zum Familienfoto; zum schwarzen Rahmen, der — wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde — die auseinanderfallende Sippschaft zusammenfaßt. Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter, Enkel, Schwäger, Schwägerinnen. Mittendrin frisch rasiert und adjustiert der Großvater, an seiner Seite die Großmutter mit schwarzem Kopftuch, beide leicht befangen — da

sie ihren Gesichtsausdruck für die Zukunft zurechtgerückt haben —, trotz alledem hartnäckig Aug in Auge mit der scharfblickenden Linse: und der Gewißheit, daß wir als vergrößertes Bild an der Wand hängend unser Gespräch fortsetzen und das Schicksal des Herrn Maier teilen werden.

Mutter bläst die Lampe aus.

Noch lange höre ich im Dunkel den klagenden Gesang der Grillen.

Regen und Stiefelsorgen

An einem Morgen im Oktober wache ich davon auf, daß der Regen gekommen ist. Nicht jenes himmelzerreißende, unerwartet herabbrechende, sodann wie eine Schar Stare vorbeihuschende Gewitter aus der Kindheit, über dessen Spielarten man in den erbaulichen Erinnerungsbildern von Gyula Illyés nachlesen und gemeinsam mit dem Verfasser wohltuend patschnaß werden kann, um sich dann — zum wievielten Male schon? — ins Unmögliche zurückzusehen: seinen Kopf unter die Brause eines längst entschwundenen Platzregens zu halten.

Dieser ist anders, dieses saueren Moder hervorruhende, entengrützige Gerinn vom Faßboden, dieses bereits schleimige Geriesel, das auch den Hund einstinkt, dem Menschen die Unterwäsche durchfeuchtet und die Fußlappen glitschig werden läßt auf den leichenkalten Zehen. Im Gegensatz zu jenem kirschgroßblasigen Hundstag-Platzregen, der den Hosenmatz und die Gänseschar lustvoll aufkreischen und den mit zauberhafter Plötzlichkeit angeschwollenen Bach gurgelnd in die Welt ausbrechen ließ, im Gegensatz zu jenem Regen versumpft dieser heutige Blasenkatarrh des Himmels alles um uns herum. Auch in uns, wenn wir uns dem Grübeln hingeben. Und selbst wenn wir uns ihm nicht hingeben: unsere Haut spürt, daß man uns ein nasses Leintuch übergezogen hat. Auf dem halsbrecherischen Boden müssen wir unsere Beine wieder an Gábor Bethlens Kunst des Balancierens gewöhnen. Der gelbe Staub, den wir noch gestern durch leichtes Zusammenschlagen der Fersen abgeschüttelt haben, klebt teigig und opankenhoch an unseren Sohlen. Auch im eigentlichen Sinne des Wortes sind wir Sklaven des Bodens

geworden; er schlurft mit uns ins Haus, selbst aufs Plumpsklo müssen wir ihn mitschleppen.

Unsere Tage werden wäßrig. Als wären wir in einen Pansen umgezogen.

Leben muß man auch im Pansen. Meine Mutter hantiert und klappert emsig im Nebenzimmer, über ihrem Kopf die Lampe, die man vergessen hat auszulöschen. Nachdem sie mich über meine Nachtruhe ausgefragt hat, erkundigt sie sich mit gespielter Höflichkeit, ob ich eigentlich mein Rührei im Bett zu verspeisen beabsichtige. Was in Klartext bedeutet, daß es schicklich wäre, aus den dreißig Jahre alten knirschenden Brettern herauszusteigen. Wie im Sommer, wenn ich nach Sonnenaufgang der Fliegen wegen herumquengelte. Nicht genug, daß sie einem um die Ohren summen, obendrein stechen sie auch noch, sagte ich. „Man muß auch sie verstehn, mein Sohn. Die sind's nicht gewöhnt, daß sie um diese Zeit noch Leute im Bett sehn.“ Solch diplomatische Zungenfertigkeit treibt mich zur Waschschüssel. Mit dem ersten Blick suche ich meinen Vater, obwohl ich wissen könnte, daß er schon im Morgengrauen in der Werkstatt des Staatsgutes angetreten ist. Mit einiger Beschämung stelle ich fest, daß ich über sein Aufstehen nichts rechtes berichten könnte. Auch nicht über sein Schlafengehn am Abend. Nie habe ich gesehen, daß er sich nachmittags aufs Ohr gelegt und nach einem Kissen Ausschau gehalten hätte. Seinem Beispiel zufolge sind das wollüstig durchgähnte Strecken vor dem Schlafengehen — die gesetzlich zugestandene Rast —, wie auch das Weinen und die Liebe Schongebiete der Scham. Und auch Mutter ist nur dann weniger früh auf den Beinen, wenn sie krank ist.

An diesem Morgen bleibt mein Blick an ihren Beinen hängen, an den blauen Krampfadern, den klobigen Schnürschuhen. Mit diesen Beinen hat sie seit dem Morgen ein gutes Stück Weg zurückgelegt, selbst ein Flurhüter könnte damit renommieren.

„Du müßtest jetzt schon Stiefel anhaben“, sage ich.

Statt zu antworten mustert sie ihre morastigen Schnürschuhe: die Spitze ist gegen das Schlottern mit Papier ausgestopft, da sie nämlich für den dreiundvierziger Fuß meines kleineren Bruders angefertigt worden sind.

„Siehst du, was für ein komischer Vogel ich bin?“ lacht sie gezwungen. „Sag doch, was könnt ich bei dem Dreck schon anziehen?“

Ich kann ihr keinen anderen Rat geben, als daß der Sachverhalt auf der Stelle geändert werden müßte.

„Hol mal irgendein reines Papier“, sage ich.

Den Küchenhocker stelle ich als Schusterwerkstatt ins Zimmer.

„Nehmen wir Maß!“

„Nehmen wir!“ Sie strahlt über den unerwarteten Einfall und schält die Füße mit großem Eifer aus den Schnürschuhen, Fußlappen und einem Haufen löchriger Strümpfe.

Mit einem Bleistift ziehe ich ihre Fußform nach. Ich beginne bei der Ferse und ende bei den Zehen, spiele mich dabei auf und nehme mir den Mund voll wie ein Schuster.

„Haben gnädige Frau einen Sonderwunsch?“

„Haha“, lacht sie mich ungläubig an. „Könnte man die denn wirklich bestellen?“

„Stiefel nach Maß werden Sie haben.“

„Bis Neujahr. Wenn's möglich wär.“

Von da an ist die Besprechung ernst und sachlich. Der Schaft soll unten nicht zu eng sein, der Absatz nicht zu hoch, macht nichts, wenn er knarrt, dem Stiefel bekommt's ganz gut, wenn er ein bißchen redselig ist. In solchen Stiefeln einmal durch den Pulverschnee zur Kirche zu gehn: eine wahre Wonne.

Ja, der Winter! Der Stiefel macht sich dadurch bemerkbar, daß er in der Kirche die Bänke entlangknarrt und auf dem verschneiten Weg knirscht. Wonnen solcher Art dürfte meine Mutter nur selten erlebt haben. Der Lärm, den unsere Schritte verursacht haben, war ein weiches Barfußaufklatschen, war blasenbildendes Geblubber des zwischen den Zehen hervorquellenden Drecks. Das spöttisch Stiefelwichser genannte Gestell vor unserer Tür bediente vor allem Besucherschuhwerk. Für unsere bloßen Füße suchten wir möglichst glatte Fußabstreifer: abgeschälte Stöcke, Obstbaumstämme, Pfützen. Der von Frühjahr bis Herbst täglich hundertmal erschallende mütterliche Befehl lautete: wasch dir die Füße! Die Nachteile und Folgen dieser Angelegenheit sind bekannt. Ihre Vorteile schon weniger. Etwas von der unserer Hand zugeschriebenen entscheidenden Rolle bei der Menschwerdung des Affen haben wir für den Fuß abgezweigt. Unter anderm die zwangsweise sich ergebende Rechtsgleichheit, auf Grund deren wir auf der einen den Hand-

schuh, auf dem anderen den Stiefel entbehrten. Dadurch steigerten wir ihre Verwendbarkeit. Unsere unteren Extremitäten, deren Funktion sich der allgemeinen Auffassung nach ausschließlich auf das Gehen, beziehungsweise Humpeln beschränkt, taugen, in unbeschuhem Zustand, sogar zu solchen Kunststücken wie: Kratzen, lautloses Heranpirschen im Bedarfsfall, vorsichtiges Ertasten ins Wasser gefallener Gegenstände, Zahnziehen, unauffälliges Herausangeln einer unter den Tisch gerollten Kupfermünze, getarnt durch harmloses Reden, Zigarettenklauen von einem am Fußende Schlafenden mit Hilfe geschickter Zehenarbeit. Eine Viererpeitsche zu flechten oder, im Fluchtfalle, auf einen Baum hochzuklettern, ist in bestiefeltem Zustand undenkbar. Hingegen ist die häufige, gewöhnlich gegen unser Hinterteil gerichtete Züchtigung nur mit Stiefeln durchführbar. Die Fußbekleidung — sowohl die wirkliche als auch die sinnbildliche — kann also auch die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs beeinflussen. Mangels Stiefeln mit harten Spitzen mußten wir in unserem Jahrhundert der Meinungsäußerung und Argumentation das Applizieren von Fußtritten in allen seinen Spielarten jenen überlassen, die die Autorität dieses Husarenschuhwerks bei der Beilegung eventueller Meinungsverschiedenheiten einsetzten. Nicht ohne Erfolg, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Bei aufmerksamem Umherblicken kann man im öffentlichen Denken noch Ansichten entdecken, die nur ein Stiefel durch Vermittlung des menschlichen Gesäßes ins Bewußtsein hinaufbefördert haben kann. Freilich nicht der rotgerahmte, den ich jetzt für meine Mutter zeichne. Von diesem fliegen die Gedanken sanfteren, ich könnte sagen paradiesischeren Gefilden zu, der Wiege.

„Haben wir viel geweint, als wir klein waren?“

Diese Frage läßt meine Mutter erstaunt aufhorchen. Obwohl sie mir nur in den Sinn gekommen ist, weil ich hier neben dem Küchenstuhl hocke und ihren Fuß wie eine Kapelle mit meiner Bleistiftspitze umkreise. Etwas von dem Tschindarassa hallt in meinen Ohren nach, mit dem wir — ohne jedes Gefühl für Gefahr — in die Matrikel Einzug gehalten haben. (Als reformierte Ungarn in die kirchliche, als Ding der Unmöglichkeit

in die des Gemeindeamts: einem mir in die Hand gefallenem Dokument zufolge hat der Notar unsere Ankunft folgenderweise aufgefaßt: Nationalität des Neugeborenen: reformierter Orthodoxe. Registriernummer der Kopie: 3./IV./4./ 1949.)

„Diese Ankunft, mein Sohn, dieses ohrenzerreißende Gebrüll, mit Worten kann man das gar nicht beschreiben. Wie ist dir das denn eingefallen?“

„Du hast erzählt, daß du uns auch mit dem Fuß geschaukelt hast.“

Wie einen Schabernack, so schildert meine Mutter die ehemalige Einschläferungsmethode:

„Damals, wie ihr so einer nach dem andern auf die Welt gekommen seid und einer sich unterm Tisch die Augen rotgeplärrt hat und der andere in meinem Arm und der dritte im Bett, da ist mir das Gefrett mit euch über den Kopf gewachsen. Hundert Hände hätt ich gebraucht. Wenn ich beim Wachen zusammengebrochen bin, sind die Füße drangekommen. Die Wiegenschnur hab ich mir an die große Zeh festgebunden, hab mich aufs Bett geworfen und dich so im Halbschlaf geschaukelt, wenn du geweint hast. Das war ein Betrug, aber verzeihlich, du hast es nicht bemerkt. Du lieber Gott, eine Ewigkeit ist das her!“

Keiner von uns beiden würde es bedauern, wenn alles sich nochmal zutragen würde.

Zu Besuch beim Obstveredler Gergely

Außerdem heißt er Székely.

In Gedanken nannte ich ihn Obstveredler, da er den Hang hatte, alles zu okulieren, was ihm nur in die Hand fiel; außerdem klapperte er dauernd mit der Rebschere in der Tasche. Ich entsinne mich nicht mehr, ob es auf Wahrheit beruht oder ob ich es ihm einfach unterschoben habe, daß er — als sachliches Zeichen seiner schönen Leidenschaft — selbst beim Abendmahl anstatt des Taschentuchs die Rebschere hervorzog, zum größten Entsetzen der andächtigen Versammlung. Seine poetischen Irrtümer solcher Art hörten auf, als zum erstenmal die Aufforderung an ihn erging, seinen Nachbarn anzuzeigen, falls dieser seinen Mais nicht rechtzeitig hacken sollte.

„Ich geh mal nachschaun“, sagte ich zu meiner Mutter, „was er treibt, wie's ihm geht.“

„Gut, wenn man die Unannehmlichkeiten abzieht.“

„Was müßte man abziehen?“

„Nichts Besonderes, außer seiner Lage. Man weiß, daß er der beste Weinfachmann ist, trotzdem halsen sie ihm lauter Handlangerei auf.“

Seine Fachkenntnisse sind tatsächlich allgemein bekannt; was ihm fehlt, ist die Anerkennung. In seiner Familie, die es zur Beamtenlaufbahn oder zum Handwerk hinzieht, hat er starrsinnig am Boden festgehalten. Auch noch zu einer Zeit, als — das Verhältnis hatte sich in sein Gegenteil verkehrt — der Boden nach Menschen schrie. Unter den zahllosen Zwangsmöglichkeiten, die ihm seine amphibische Existenz als entschnabeliges Säugetier bot, wählte er die ihm durch Geburt gegebene, beziehungsweise die zwingendste Lage: er verharrte neben seinem Anwesen von fünf, sechs Joch. *Neben* seinem Anwesen, weil dieses eigentumsrechtlich wesentliche Veränderungen erfahren hatte; es war Gemeinschaftsbesitz geworden. Was schließlich auch die Bevölkerungsbewegung nach allen Richtungen anheizte. Um sich geschickt der Ungewißheit zu entziehen, verwandelten sich Bauern sozusagen über Nacht in Wächter, Zuckerlverkäufer, Autowäscher, Hilfskantoren, Saisonarbeiter. Gergely hingegen ließ sich nicht im Traum von seinem Ufer fortlocken, von wo er, mit dem vorauszusetzenden Erschrecken der Fabelhenne, seinem eilends davonschwimmenden Entchen nachschaute: eine Menge althergebrachter Überlegungen über das Glück des Landlebens schwammen weg, und auch die robinsonsche Ausdauer verließ ihn, mit der er bis in den späten Abend scherekklappernd auf dem kahlen Feld sich ein nach Äpfeln und Trauben duftendes Zelt ausgespannt hatte; dieser Ort blieb auch in meiner Erinnerung ein bukolischer und paradiesischer Winkel inmitten der andrängenden Armut. „Erinnerst du dich an meinen Muskatellerwald? (Er maß ein Vierteljoch.) An die Riesling- und Mädchentraubenreihen? Die waren wie frisch ondulierte Fräuleins.“ Noch heute findet er sie schön. Die Idylle — dieser ewig wiederkehrende Be-

trug der Erinnerung — ist genauso alt wie der Ackerbau. Sehen wir nun über den homerischen Irrtum hinweg, wonach die Ackerbauern des Königs an jedem Furchenende zwecks Aufmunterung je einen Becher Wein bekommen haben sollen, so müssen wir auch meinem Onkel gegenüber nachsichtig sein, wenn er seinen Muskatellerfräuleins nachseufzt. Und dabei völlig vergißt, was alles beim Anblick der ersten reifen Trauben über sie hereingebrochen ist. Ein Rudel Kinder, von der Verwandtschaft ganz zu schweigen. Und wer irgendwo irgendwas zu erledigen hatte, verstaute in seinem Korb Trauben und Zuckermelonen als Wechselgeld. An die Lese war folglich nicht viel Hoffnung zu knüpfen. Als dann der Weingarten und auch ein Teil des Hausgartens zum Kollektiv dazugeschlagen wurden, zog mein Onkel — diese Idee hatte in seinem Bewußtsein augenblicklich Gesetzeskraft erlangt — ohne ein Wort der Klage seinen Zaun nach innen zurück und startete unmittelbar vor seiner Haustür eine neue Attacke: den Dimensionen des ehemaligen Hofraumes entsprechend breitete er sich nach innen aus. An die Stelle des Hühnerstalls, der Hundehütte, des Plumpsklos trat ein neuer Weingarten, hundertfünfzig Rebstöcke, das verkleinerte Abbild des alten. Und auch alles übrige in Modellgröße: unter das Fenster — um nicht übermäßig Himmel zu verbaun — Zwergobstbäume, in die Kammer Miniaturfässer, in den Stall eine ziegen-große Kuh. Dazu meint er: „Ich hab mich reproduziert.“

Das Tal des Kleinen Brunnens liegt eine Wegstunde vom Dorf entfernt. Über kahle Berge, quer durch Hauhecheln und Schlehen, führt der Pfad zu meinem Onkel Gergely. In seinem Haushalt lebt — oder vielmehr siecht — auch mein Großvater mütterlicherseits. Nach dem Regen schließt sich mir nun der Wind an und das leere Rascheln des Maisfeldes. Stengel sieht man hier jetzt auch im Winter: ihr Wert scheint gefallen zu sein. In der Talbiegung, die Flache genannt, entdecke ich die Lehmziegelställe der Kollektivwirtschaft. In ihrer Nähe in Reih und Glied Traktoren und Mähdrescher. Auch zwanzig Hektar frisch gepflanzte Rebstöcke, die erst in vier Jahren Früchte tragen. Bis dahin müssen die kommassierten Vierteljoch- und Halbjoch-

flecken irgendwie vor dem Verfall bewahrt werden. Sie schaffen der Leitung mehr Sorgen — und keineswegs alltägliche — als Wein. Auch in diesem Jahr hatte man sich an der Frage festgebissen, wie für die drei Dörfer, die auf diesen Spaß keinesfalls verzichten wollten, die Weinlese in Gergelys ehemaligem Weingarten zu organisieren sei. Zuletzt entschieden die Versammelten. Innerhalb einer Viertelstunde hatten ein halbes Tausend Kinder und Erwachsene den Hang mit Taschenmessern, Scheren und bloßen Zähnen kahlgeschoren. Sogar Greise und Kranke saßen vor den Toren, aßen die Trauben aus Hüten und wischten mit den Hemdärmeln den über die Brust rinnenden Saft ab. Vom Berg sah Gergely diesem Faschingstreiben zu. Genauso wie Jesus, sagte meine Mutter; der, als die Pharisäer ein Zeichen von ihm verlangten, seine Rolle als Wundertäter gespielt hat: mit sieben Broten hat er die Menge bewirtet, und nachdem sie gesättigt war und die Reste in sieben Körben zusammengeklaubt waren, ist auch für den Wundertäter etwas abgefallen. Ein anderer Weingartenbesitzer machte sich mit einer Wanne voller Csabatrauben zum Sitz der Wirtschaft auf, wo die Leitung samt einer vielköpfigen Gästeschar vom Rayon den Most kelterte. Der Mann war in Gedanken versunken, paffte still vor sich hin und merkte gar nicht, daß er die Pferde nach seinem eigenen Hof lenkte.

„Warum hast du das hergebracht?“ fuhr seine Frau ihn an.
„Ist denn nicht Lese?“

„Lese ist freilich, aber du bist übergeschnappt.“

„Du hast recht“, schnitt ihr der Mann, seine Benommenheit abschüttelnd, das Wort ab. „Ich war so in Gedanken.“

Er machte kehrt und fuhr zurück, auf sein ursprüngliches Ziel zu. Die Frau lehnte sich gegen den Türstock, lachte aus vollem Hals und wischte sich die Tränen vom Gesicht. Dann lief sie in die Nachbarschaft und erzählte lachend, was für einen Bock ihr Mann geschossen hatte. So hatten auch die Nachbarn ihren Jux, die nicht erst von Bergson erfahren mußten, daß ein bestimmter komischer Effekt, von einer bestimmten Ursache ausgelöst, um so komischer wirkt, je natürlicher uns diese Ursache erscheint.

So verhielt es sich auch im Falle Gergelys. Erzählt er von seinen Kümernissen, so erheitert er damit seine Zuhörer. Auch durch die Art, wie er sich aus der Schlinge zieht. Als während der Kriegsjahre ein Feldweibel ihn wegen Fahnenflucht

suchte — weil ein eifriger Christ ihn denunziert hatte —, sprang er, Weib und Kinder zurücklassend, durch das Fenster in den Garten und verkrümelte sich, mit bloßem Kopf und barfuß durch den Schnee laufend, ins dritte Dorf. Ausgerechnet die Verbündeten seiner Verfolger fielen darauf herein und staffierten ihn mit einer Mütze und einer alten Weste aus, damit er zwischen bewaffneten Grenzjägern seine vor dem Wolf ausgerissenen Schafe zusammensuche. Mehr als einmal in seinem bewegten Leben hatte sich ein Gewehrlauf auf ihn gerichtet: jedesmal war er geistesgegenwärtig genug gewesen, dem Tod auf die Schulter zu klopfen und irgendeine Blüte seines heiteren Gemüts auf den Gewehrlauf zu stecken. Zugegeben, nicht ganz frei von Grausen.

Wenn er nach solchen Bedrängnissen wieder Boden unter den Füßen hatte, pflegten wir in der Familie zu sagen: die auf ihn gerichteten Messer machen in der Luft kehrt und beginnen zu singen. Und vermehren zugleich die grauen Fäden an seinen Schläfen. Sein verwundertes Lachen — „Also die wollten mich tatsächlich totschiagen?“ — war nicht von jener Art, die einer weitverbreiteten Ansicht nach den Leib mästet und das Gemüt verjüngt. Jedes Lachen macht uns ein wenig älter: genau abzulesen ist dies — wir verdanken es Áron Tamási — dem Gesicht Abel Szakállas' aus Ciceul Ciucului, dem Namen nach kein Szekler. Wie auch dem Antlitz jedes Spaßmachers, unter dessen närrischen Saltos — über der Tiefe seines Schicksals — kein Sicherheitsnetz ausgespannt ist. Um so besser muß er folglich seine Kunst beherrschen: den Schrecken der Seele verheimlichen, selbst um den Preis dick aufgetragener Schminke. Die wir einfach Hanswurstmaske nennen.

Eine unsterbliche schauspielerische Leistung

Einen solchen närrischen Tag erlebten wir gemeinsam im letzten Akt des Krieges, im Schlußbild. Der uns filzende Soldat hatte in Gergelys Tasche ein funkelnagelneues Rasiermesser gefunden. Damit fuchtelte er uns vor der Nase herum und faßte sodann, mich beiseiteschiebend, meinen Onkel wie für eine Großaufnahme ins Auge. So

aus Hautnähe betrachtet, begann das Schurwerkzeug aufs Haar jenem Beil zu gleichen, mit dem eben in jenen Tagen auf einem Baumstumpf zwei Burschen geköpft worden waren. „Sie behaupten also, daß Sie sich in harmloser Angelegenheit hier an der Grenze herumtreiben?“ „Wir sind auf dem Heimweg, mein Herr“, stürzte sich mein Onkel voller Schwung in die so oft gespielte Rolle. Zweimal blinzelte er angesichts des Rasiermessers, dann warf er sein breites, vertrauliches Lächeln wie ein Netz nach dem Soldaten aus. „Neun Kinder hab ich.“ Dieser Bestechungsgroschen — wir sind doch alle Menschen — war bis dahin stets richtig gefallen. Diesmal reizte er den Soldaten bloß. „Nehmen Sie Haltung an und tanzen Sie mir nicht vor den Füßen rum!“ Auf dem Handrücken probierte er das Rasiermesser aus, und während er das Haar fortputete, heftete sich sein Blick auf den sehnigen Nacken meines Onkels. Für den war dies das Zeichen zum Auftritt. Die Geduldmuskeln seines Gesichts begannen sich zu lockern, und als das Messer wiederum aufblitzte, spitzte er seine Lippen und gab, das untere Lid hochziehend, mit dem tastenden Zwinkern Kurzsichtiger seinen Kummermuskeln freies Spiel. Die Innenflügel seiner Brauen schossen ruckartig hoch, während die äußeren im gleichen Augenblick absackten und dadurch die pyramidalen Nasenmuskeln in Bewegung setzten. Fachleute sehen darin eine höchst ungewöhnliche Ausdrucksfähigkeit. Am besten den Griechen bekannt, die sie auch in der Bildhauerkunst angewandt haben, wie die Laokoon-Gruppe zeigt. Die Jochbeinmuskeln versetzten die Oberlippe in ein leichtes Zittern, das an den Nasenflügelmuskeln zerrte, ein Feixen auslöste und die Nase des Mannes zuspitzte, die sich dem tanzenden Rasiermesser zunächst befand. Und hinterher auch der Kiefer, zumal der Unterkiefer, den mein Onkel blind Augs auf sein Gewicht vertrauend, fallenlassen hatte, mit jener seltenen Vollen- dung, die auch noch die Lippen als Vorzeichen des Weinens schiefsieht. Letzteres dürfte er jedoch selbst als billigen Trick empfunden haben, denn er ließ nicht auch noch Tränen fließen. Dafür blitzte zwischen den rotgeränderten Lidern rings um die Iris das Weiß seiner Augen auf. Eine Unbedachtsamkeit, wie es sich herausstellte,

denn der Soldat schreckte zusammen und setzte fluchend sein Gruselspiel mit dem halsabschneiderischen Instrument fort. Ganz nahe trat er an meinen Onkel heran, der nun, ein neuer Kunstgriff, sichtlich nach Luft rang. Sofort breitete sich eine atemlose Stille aus, in der ich durch seinen offenen Mund das Herzklopfen vernahm, genauer: die hölzerne Stimme der Rippen zwischen den tollen Sprüngen seines Herzens. (Einer späteren Vermutung zufolge war es mein Herz, welches das Geräusch verursacht hatte.) „Nur das Ohr schneid ich dir ab“, sagte da der Soldat, worauf mein Onkel erleichtert aufatmete, den steckengebliebenen Knödel die Kehle hinunterjagte — globus hysteria — und die Spielfläche nunmehr den Ohren überließ. Die Fähigkeit des Ohrs, zwischen weiß und rot die Farbe zu wechseln, hat erstmalig in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Physiologe namens Mosso an Höhlenhasen beobachtet. Vom Bravourakt meines Onkels vor dem Rasiermesser konnte er demnach keine Kenntnis gehabt haben. Auch nicht vom Umstand, daß aus einer historischen Notwendigkeit diese Fertigkeit bei uns entwickelter zu sein scheint als bei den Höhlenhasen. Wiewohl der Vorrang eigentlich ihnen gebührte. Wie auch beim Sträuben des Fells oder der Haare, das wissenschaftlichen Annahmen gemäß gleichfalls zu den Abwehrreflexen erschreckter Tiere gehört. In der reichen Schatzkammer von Seelenschilderungen würden wir hinlänglich Ausdrucksmöglichkeiten finden, schon allein für die Hände. Unsere Gestaltung würde dadurch zwar ärmer, aber um so menschlicher werden. Was meinem Onkel angesichts dieses aufs Ohrenverstümmeln versessenen Soldaten sehr wohl bewußt war; statt seine Haare kerzengerade aufzurichten, drehte er seine Handfläche nach oben und hob mit zitternd gespreizten Fingern die Hände hoch, zu Christus empor, ihm damit bedeutend, daß er sogar von der Bestürzung der Apostel etwas versteht, die Stimmung von Leonardo da Vincis Letztem Abendmahl ihm also keineswegs fremd ist. Und obendrein setzte er auch noch jene Nervenzentren ein, durch welche die Zustände des Menschen reguliert werden, bevor dieser den Weg allen Fleisches antritt: auf seiner Stirn brach kalter Schweiß aus. „Bravo“, sagte

der Soldat und ließ uns, das beschlagnahmte Rasiermesser in die Tasche schiebend, laufen. Erst als wir über den dritten Berggrat rannten, brachten wir den Mut auf, etwas zu sagen: „Wieder mal davongekommen!“ keuchte mein Onkel und setzte belehrend hinzu: „Jetzt hast du’s gesehen, wie man es machen muß!“ Ich war im Theaterspielen unerfahren. Und konnte nicht ahnen, daß seine schauspielerische Leistung, wenn auch blendend, so doch nicht originell war. Herr Charles Darwin hat, als er erforschte, wie Mensch und Tier ihre Empfindungen ausdrücken, viele Jahrzehnte früher, den ganzen Rasiermessertanz auf den Gesichtern australischer Eingeborener beobachtet. Nachzulesen in dem Kapitel über die Angst in seinen einschlägigen Studien.

Welcher bist du, mein Sohn?

Der vor mir stehende, in allen Arten und Abarten der Angst gebeizte fünfzigjährige Mann ist der Inbegriff der Unverwundlichkeit.

„Wie geht’s euch?“

„Siehst ja selbst“, sagt er und weist auf seine Kinder und auf die im Hof wartende Arbeit.

Seine Söhne und Töchter sind wie Tannen und Birken, er dazwischen wirkt wie ein alter Baumstumpf im Wald mit tiefgreifenden Wurzeln, der seine Wunden immer wieder schließt und auch in seinen Schößlingen fortvegetiert. Die Kinder führen gerade die Befehle meiner Schwägerin Erzsi aus. Eins sammelt Äste für das Feuer, das andere schleppt Wasser vom Brunnen, das Kleinste, einem Schamanenzögling ähnlich, scheucht unter heftigen Drohungen und johlend den Turmfalken, das Federvieh zu verteidigen.

„Aber außerdem?“ frage ich.

Außerdem hat Árpád, sein älterer Sohn, kürzlich beschlossen, in die Stadt zu ziehn. Er ist nicht abzuhalten. Von einem Mann, der sich formell — also auch faktisch — aus der Kollektivwirtschaft abgesetzt hat, hat ihm sein Vater einen Garten gekauft und sechstausend Lei dafür bezahlt. Daraufhin haben die Zu-

ständigen festgestellt, daß es ein Fehler war. Der Garten wurde enteignet, das Geld ist weggeschwommen. Soll er jetzt gar einen Anwalt nehmen? Welchen Zweck könnte das haben?

„War einmal und ist nicht mehr!“ lacht er über seinen Reifall. „Los, Zigeuner, spiel was auf!“

Der Anstand gebietet es, Großvater als erstem die Ehre zu erweisen. Leise gehn wir mit Gergely und meiner Schwägerin ins Haus. Zittrig sitzt mein vergreister Großvater auf dem Bett, das ausgezehnte Gesicht voller Fieberflecken. Im ersten Augenblick erkennt er mich gar nicht. Als er den Blick hochhebt, merke ich, daß er mich schon als eine ihm zugehörige Zweigspitze akzeptiert hat, doch er weiß nicht, welcher von seinen dreißig Enkeln ich sein könnte. Er mustert mich wie ein Ei, das der Glücke untergeschoben werden soll.

„Welcher bist du?“

Ich sage ihm, welcher. Bertas Sohn, der ältere.

„Erinnerst du dich nicht, wie du mich einmal mit der Peitsche verdroschen hast?“ stelle ich mich ihm detaillierter vor.

„Wenn ich dich verdroschen hab“, sagt er, „hast du’s auch verdient. Zuerst hab ich gemeint, nicht du bist es, sondern der andere, der den Krug zerschlagen hat.“

„Einen hab auch ich zerschlagen“, gestehe ich zerknirscht. Haargenau könnte ich nicht sagen, wann und wie, möglicherweise ist er mir bloß im Traum aus der Hand gefallen, aber ich habe ganz entschieden das Gefühl, irgendwo einen Krug zerschlagen zu haben. Danach jedoch forschet er mich jetzt nicht aus.

„Und der andere, der vor zwanzig Jahren die Dachziegel an der Ecke abgeschlagen hat, wo ist der?“

„Wenn er’s ist, dann in Neumarkt“, sage ich. Es könnte nämlich mein jüngerer Bruder sein.

Aus beträchtlicher Entfernung blickt Großvater auf uns zurück. Wer weiß, womit und wie er seine Rechnung gemacht und auf welche Art er die Menschenwelt zusammengezählt hat, daß er uns jetzt nicht mehr nach Namen und Gesichtern, sondern bloß auf Grund unserer Taten im Gedächtnis behält.

„Gut, daß ich dich sehn kann“, sagt er begütigend.

Dann sinkt er wieder auf das Bett zurück. Wie ein unter der Last der Zeit verbogener Nagel sitzt er da. Ich schäme mich, daß ich ihn seit Jahren nicht aufgesucht habe. Er schaut mich an, als erwarte er eine Erklärung über die Ursache und den Zweck meines Fernbleibens.

„Wo bist du bis jetzt gewesen?“ fragt er.

Wäre es bei uns üblich, Worte zu machen, wie man Brot in die Milch einbrockt, so würde ich ihm jetzt sagen, daß meine Abwesenheit die reinste Sinnestäuschung war: hier war ich die ganze Zeit über an seiner Seite. Und selbst wenn ich mich irgendwohin entfernt haben sollte, das Tor hinter mir habe ich niemals zugezogen.

„Ich bin viel herumgekommen“, sage ich.

„Man soll sich lieber nicht allzuviel herumtreiben“, fällt er in seinen alten tadelnden Ton zurück. „Rauchst du?“

„Ich muß“, nicke ich schuldbewußt.

„Man muß nicht! Nichts muß man, nur das, was der Gesundheit dient. Wie viele Kinder hast du?“

„Zwei.“

„Nicht viel.“

Er winkt ab, was nicht gerade als Lob aufzufassen ist. Meine Schwägerin Erzsi nimmt mich in Schutz:

„Heutzutage braucht man nicht so viele Kinder.“

„Man braucht!“ braust Großvater auf. „Den Segen Gottes soll man nicht zurückweisen. Die Kinder sind sein größter Segen.“

„Was wahr ist, ist wahr“, sagt nun auch Gergely, eher schicksalsergeben als begeistert. Aus seinem Zwinkern schließe ich, daß der Segen auch abwechslungsreicher sein könnte. Zum Beispiel fehlt ihm das Geld für Patronen, um Hasen zu schießen.

In meiner Schwägerin meldet sich irgendeine späte Empörung:

„Die Enkel wollen freier leben, Großvater!“

Sie selbst hat wenig von der Welt gesehen.

Ich erinnere mich an den Tag, als sie an Onkel Gergelys Seite herausgezogen ist auf die Flur. Sie hat den Brautschleier vom Kopf gelöst, den Musikzigeunern zum Abschied gewinkt und ihr neues Heim ins Auge gefaßt. Sechs Kinder hat sie hier großgezogen. In dreißig Jahren war sie vielleicht dreißigmal im Dorf, und auch dann nur ganz kurz, da ihr Kopf immer voll war mit Kindergeschrei. Ihr Lebensinhalt war nahezu ausschließlich die Mutterschaft. Von dem, was sich draußen, in der Gesellschaft jenseits des Berges zugetragen hat, dürfte die Welt ihrer Gedanken und Gefühle kaum berührt worden sein: ein leichtes Zittern wie das einer Lampenflamme, die der Wind streift. Spaltweit geöffnet wurden Tür und Fenster durch ihre Kinder, die in der Stadt zur Schule gingen. Sie haben ein Radio ins Haus gebracht und lassen es pausenlos brüllen.

Großvater ist eingeschlummert; wir können hinaus in den Hof gehen und von dort in den winzigen Obstgarten hinter dem Haus. Gergely ist stolz auf seine Pfröpflinge. Andächtig, auf Zehenspitzen fast, schreitet er zwischen den Bäumen einher, als würde jede Krone ein schlafendes Kind schaukeln.

„Schau mal“, sagt er und zeigt mir einen Birnbaum. „Der ist so, daß man ihn grüßen muß.“

„Küß die Hand“, erwische ich den herabhängenden Ast des Birnbaums.

„Kollektivbaum“, sagt Gergely, dann klärt er mich über etwas auf, das er übrigens selbst nicht versteht.

Anläßlich der Flurbereinigung sind auch die zu den Häusern gehörenden Gärten und Höfe vermessen worden. Was sich den Bestimmungen zufolge als überflüssig erwies, wurde abgeschnitten: so sind einige von seinen Obstbäumen aus dem Privatbesitz in den Kollektivbesitz übergegangen. Man weiß nicht, welches Schicksal sie erwartet. Am Rande der Hausgärten gibt es eine Unmenge solcher „Kollektivbäume“, um die kein Hahn kräht, wenn sich nicht der ehemalige Besitzer um sie kümmert. Die zwischen zwei Müttern stehenden Apfelbäume gucken sich gegenseitig an: was außerhalb des Zauns steht, ist eine sichere Beute der Hasen. Die Kollektivwirtschaft kann sich nicht um sie kümmern, da sie zu zerstreut wachsen. Doch hat sie grundsätzlich auch nicht das Recht, sie wieder der Privathand zu überantworten. So bleiben sie eben in Gottes Hand.

„Aber kannst dir mal den Garten vom Schwager Gyurka ansehen“, sagt Gergely sich schüttelnd und blickt sofort nach allen Seiten, ob ihn außer mir nicht jemand gehört hat.

Er runzelt die Stirn, kneift seine Augen zu einem halben Lächeln zusammen, pfeift sodann kurz, macht eine wegwerfende Handbewegung, schnalzt und kratzt sich am Kopf.

„Die reinste Komödie“, fährt er fort. „Einmalig, sag ich dir, sowas hast du noch nicht erlebt“.

Wir beschließen auf der Stelle, auch Schwager Gyurka zu besuchen.

Großvater schläft; ich verabschiede mich von meiner Schwägerin Erzsi, von den Kindern, dann steigen wir den Berg hinauf, klettern den jenseitigen Hang hinunter und klopfen in dem an einer Heuwiese stehenden Haus des „Torhüter“ genannten Dorfteils beim Schwager an. Seine Frau, auf den Namen Rebekka getauft und von uns Rubi genannt, ist die kleinste Schwe-

ster meiner Mutter. Nicht bloß den Jahren nach, auch an Gestalt. In dieser großen Traube unserer Familie ist sie die Muskatellerperle. Gyurka ist früh ergraut, aber von unverwüstlichem Gemüt, ein sommerlich-blauäugiger Tausendkünstler, was sich, da der Apfel nicht weit vom Baum fällt, auch auf sein Söhnchen übertragen hat, das György genannt wird, damit man sie leichter unterscheiden kann. Das regnerische Wetter hat sie ins Haus gesperrt. Rubi am Herd, der Schwager am Tisch mit einem Mereschowski-Buch, das Kind in der Ecke. Auf die übliche Frage nach seinem Wohlergehen sagt der Schwager:

„Also das schlägt dem Faß den Boden aus.“

„Was denn?“ Ich blättere in dem Buch, es ist eine alte Dante-Verlag-Ausgabe.

„Daß schließlich auch dieser Napoleon auf der Insel Sankt Helena Fisolen angebaut hat, um sich die Zeit zu vertreiben.“

Gergely lacht aus vollem Hals und sagt:

„Das hat uns gerade noch gefehlt, uns auch darüber noch zu wundern.“

Indes verweilt der Schwager nicht zufällig beim bohnenpflanzenden Kaiser. Sein Hang zu einsamer Selbständigkeit reagiert empfindlich auf vertrackte Situationen. Wenn beispielsweise klar definierte Fähigkeiten in die verkehrte Richtung gelenkt werden. Am Morgen hat man ihn zur Rübenenernte gerufen, er aber wollte sich gerade mit den Obstbäumen befassen. Auf dem Tisch liegt noch ein anderes Buch. Mátyás Mohácsy: Der Obstbaum im Hausgarten. Über dieses Buch kann man ihn zu jeder Zeit abfragen. Und in der Erregung, mit der er die Absurdität seines entzweiggeschnittenen Gartens auseinandersetzt, steckt ein Funke jener Besessenheit, die Persönlichkeiten eigen ist. Ich soll doch in den Garten gehn, wenn ich mit eigenen Augen sehen will, wo hier die im Grunde richtige Überlegung aufs Kreuz gefallen ist. Ich trete hinaus. Wir besichtigen den sieben-, achtjährigen Obstgarten. Hundert junge Bäume: Batul, Jonathan, Goldparmen in geordneten Reihen mit abgeschlossener Kronenbildung, fachgerecht behandelt. Davon sind fünfzig ins Kollektiv gekommen. Ein improvisierter Zaun markiert die Grenzlinie. Den Sinn einer Tätigkeit hinter dem Zaun kann er nicht erkennen, weil sein Verstand nicht begreift, wie man die Ernte verteilen könnte. Nirgend ein Obstgarten, soweit das Auge reicht, dem man ihn einverleiben, mit dem man ihn zusammenschlagen könnte, um das Prinzip der Großproduktion auf seine Bäume

auszudehnen. Nichts als Heuwiese, Weizen und Mais. Im Winter knabbern die Hasen die jungen Stämme von allen Seiten an, im Sommer reißen die Kinder das unreife Obst samt den Ästen ab. Schnauzt er sie an, werden sie frech: soll er doch seins bewachen! Er hat die Angelegenheit auch mit der Leitung besprochen, mit allen, die bei der Durchführung die Hand im Spiel hatten.

„Und habt ihr euch geeinigt?“

„Wie die Pfaffen in bezug auf die unbefleckte Empfängnis.“

Deshalb hat er beschlossen, in die Stadt zu ziehn. Er will in einer Möbelfabrik arbeiten. Das neue Haus ist noch nicht verputzt, aber er ist mit einem handelseinig. Dann übersiedelt er nach Neumarkt und pflanzt sich einen neuen Obstgarten und einen Miniaturweingarten. Vom Tor bis zur Haustür setzt er Rosenstöcke und auf die geweißten Stangen steckt er bunte Glaskugeln.

Es wäre verlorene Mühe, wollte ich ihm diesen Plan ausreden. (Auf dem Heimweg treffe ich vor der Genossenschaft den Vorsitzenden mit seinem Gefolge. Ich frage ihn, was er von den an den Feldrand geratenen Obstbäumen hält. „Das war eine Verfügung.“ Ob er persönlich denn einen Plan zu ihrer Rettung habe? Nein. Mit persönlichen Plänen gebe er sich nicht ab. „Und außerdem war’s an der Zeit, Ordnung zu machen.“ Ich befrage auch seine Begleiter. Der Buchhalter: „Ich kann in sowas nicht dreinreden. Ich muß die Bücher führen.“ Der Gemüsegartenmann: „Nur so kann man Gleichheit schaffen, auch wenn dadurch der eine oder der andere vor den Kopf gestoßen wird.“ Der Tagwächter: „Wir, Genosse, zerbrechen uns über diese Dinge ganz umsonst den Kopf, das ist für die Katz. Die Verfügung hat gelaute: soviel gebührt jedem bei seiner Hauswirtschaft und damit basta!“ Auf meine Frage, was denn nun eigentlich mit der Ernte würde, antworteten sie einstimmig: die ißt der frühere Besitzer auf. „Schließlich hat er sie doch vor der Nase.“ Angenommen, er rührt sie nicht an? Sie lachen. Sie halten die Annahme für einen Scherz. Und wenn er sie trotzdem nicht anrührt? „Dann schleppen die Kinder sie weg. Neben jedem einsamen Birnbaum kann man nicht einen Wächter aufstellen.“ „Und zu allerletzt?“ „Zu allerletzt werden wir die Bäume ausschlagen und aus dem Boden

wird Ackerland gemacht.“ Das aber schieben sie noch hinaus. Sie hatten nicht das Herz, zur Axt zu greifen. Lieber überlassen sie die Angelegenheit der Zeit.)

Ein ungewöhnlicher Gast

Nur mein Vater ist zu Hause, er rührt den Trank für das Ferkel an. Im Herd flackert das Feuer, zwei Eier sind in einen Teller aufgeschlagen. Wie ich sehe, gibt es Rührei. Mein Vater schielt zur mir heraus, die eine Hand gegen den Zuberhenkel gestemmt, die andere mit festem Griff am Rührholz. Er ist froh, daß ich heimgekommen bin, das verrät mir sein Lächeln.

„Wo ist Mutter?“ frage ich.

„Sie sind oben auf dem Boden.“

„Ist auch Jóska heimgekommen?“

„Jóska ist nicht heimgekommen.“

„Mit wem ist sie denn auf den Boden gegangen?“

„Mit einem Baron.“

„Na, sowas!“ sage ich, hüte mich indes, die Angelegenheit als einen Scherz aufzufassen, da ich die Natur meines Vaters kenne. Er hat nicht die Spur von jenem Instinkt, der Menschen dazu treibt, sich über andere zu stellen. Seine beharrliche Sanftmut weist sogar jenes Gefühl der Überlegenheit zurück, das sich einstellt, wenn einer sich einen Scherz erlaubt oder jemanden veralbert.

Schnell beendet er mein Kopfzerbrechen.

„Er sagt, er hat etwas dagelassen, als man sie liquidiert hat, eine Malerei, damit wir sie aufbewahren. In Wirklichkeit hat nicht er sie dagelassen, daran hätt ich mich erinnert, sondern eine Frau, und jetzt ist ein Verwandter von ihr gekommen...“

„Den schau ich mir an.“

Sowie ich die Leiter hochkletterte, entdeckte ich im Halbdunkel des Bodens den Baron in Person. Er betrachtet ein Gemälde, das einen seiner bärtigen Ahnen darstellt, und meine Mutter wischt den Staub vom dicken Rahmen. Als er mich erblickt, grüßt er zuvorkommend, was auch ich tue, denn der Anlaß ist nicht gerade alltäglich. Aus zwei Gründen sogar. Erstens weil ich auf

unserem Dachboden noch keinen leibhaftigen Baron gesehn habe, zweitens, weil er vermutlich zum erstenmal in seinem Leben von einer solchen Anhöhe um sich blickt. Ich reiche ihm die Hand. Der Händedruck kann sich sehn lassen, nichts daran ist aristokratisch. Als Kind habe ich zur Genüge Baroninnen die Hand geküßt, doch zu einem anständigen Händedruck ist es erst jetzt gekommen, hier, neben dem Rauchfang in Gesellschaft von Tomatenflaschen und geräuchertem Rippenfleisch, welches an einer Schnur baumelt. Der Herr Baron trägt einen einfachen bürgerlichen Anzug und wetterfeste Sportschuhe. Er gehört der jüngeren Generation an, ist ebenmäßig gewachsen, hat ein ebenmäßiges Gesicht und ähnelt in nichts jenen Vogel-scheuchen, von denen es hier, in den Dörfern der siebenbürgischen Heide, früher nur so wimmelte. Wie er selbst erklärt, arbeitet er bei einem Wegebauunternehmen, und ich muß nicht allzu lang in seinen Zügen forschen, um darin den Widerschein des harten Broterwerbs zu entdecken. Als er sich aufrichtet, um seine Hose vom Staub abzuklopfen, schlägt die Räucherrippe gegen sein Genick. Er lacht leicht verlegen und zieht sein Taschentuch hervor. Er hat eine kräftige Hand wie ein Bauer. Ganz im Gegensatz zu meinen alten Erinnerungsbildern wirkt er wie ein gewendeter, den Anforderungen des Wegebaus angepaßter Mantel.

„Gehn wir doch hinunter“, sage ich, um festzustellen, wie er mit der Leiter fertig wird.

Seinen Urahn unterm Arm, tastet er geschickt mit den Füßen nach den Sprossen der Leiter, und nach einigem Sträuben läßt er sich von meiner Mutter zu einem Rührei einladen. Wir sprechen über Maschinen, Boden, Arbeitsverhältnisse, und drücken uns alle drei um die Anrede herum — weder gnädiger Herr noch Genosse, noch sonstwas, nur wie Sie ja wissen und allerlei andere unpersönliche Redensarten —, dafür merke ich, daß er in der zwischen Nagel und Feile ausgespannten Begriffswelt meines Vaters recht gut zu Hause ist. Mit unterdrücktem Lachen wendet sich meine Mutter erst ab, als sie hört, daß der Baron eine Vogeleier-Sammlung besitzt. Zehntausend Vogeleier!

„Himmelherrgott!“ staunt mein Vater.

„Einen Rühreiberg könnte man daraus machen“, sage ich, um meine Mutter aus ihrer Qual zu erlösen: endlich darf sie herausplatzen.

„Die Sammlung hat wissenschaftlichen Wert“, sagt der Baron.

„Freilich ist sie wissenschaftlich“, bekräftigt auch mein Vater, als ob er Zeit seines Lebens in den Wipfeln der Bäume nach Vögeln herumgekraxelt wäre.

Ich selbst, das ist die Wahrheit, weiß in der Eile nicht so recht, was von den zehntausend Eiern zu halten. Sollte ich den Mann falsch beurteilt haben? Über einige Gutsbesitzer habe ich bereits geschrieben, zumal über ihre absonderlichen Gewohnheiten, die sie durch einen einzigen Pinselstrich in uns, den barfüßigen Zaungästen, verewigt haben. N. P. zum Beispiel hatte beim Spaziergang auf der Wiese die Gewohnheit, plötzlich, als wäre er auf einen Graben gestoßen, innezuhalten: dann machte er einen großen Satz, blickte zurück und schlenderte seelenruhig weiter. Flach zwischen den Akaziensträuchern liegend und unbekümmert um Brennesselstiche und Rotameisenbisse belauerten wir, ähnlich einer Afrikaexpedition, die die sonderbaren Gewohnheiten seltener Tiere studiert, halbe Tage lang den alten Herrn, um ihn beim Springen zu ertappen. (Die kindliche Leidenschaft, Menschen zu erforschen, ist nur der Leidenschaft großer Forscher vergleichbar.) Und wenn die Szene dann auch wirklich vor unseren Augen über die Bühne ging, blickten wir uns triumphierend an.

„Habt ihr's gesehn?“

„Jawohl! Gesehn!“

Mit dem Skalp in der Hand, den wir der Schwäche des mächtigen Gegners abgezogen hatten, brachen wir in ein wahres Indianergeheul aus.

Mehr als einmal berauschten uns an Winterabenden unsere Entdeckungen. Mein Großvater und der alte Pestean-Bácsi, sein in der Nachbarschaft wohnender Kumpel aus dem Taglohn, wetteiferten bis Mitternacht, wer mehr und Gepfefftertes über die Narreteien der Herrschaften verzapfen kann. Mutter war als Mädchen beim wohlgeborenen Herrn Sz. F. im Dienst, Vater auf dem gleichen Herrschaftsgut Mechaniker gewesen. Auch sie breiteten bei solchen Gelegenheiten das Bündel mit den Erinnerungen aus. Am Ende ihrer Geschichten dröhnte immer wieder salvenartiges Gelächter, daß die Fensterscheiben klirrten. War dies ein Trost? In Anbetracht unserer Armut ist dies keineswegs ausgeschlossen. In mir hat sich aus jener Zeit das wohlthuende Gefühl aristophanischer Bosheit erhalten, das den auf der Erde wandelnden Sterblichen stets erfüllt, wenn er seinen himmelhoch thronenden Göttern die Federn rupfen kann. „Kein

Weihrauch heut abend für die Herren“, meldete sich mit der Stimme meines Vaters der große griechische Gotteslästerer. „Wißt ihr denn, daß der wohlgeborene Herr vor Zorn seinen Hut durchgeschossen hat? Wie eine kreierte Elster schaut der jetzt aus.“

Dazu benötigte man selbstverständlich die vier Wände des Lehmziegelhauses und den sicheren Schutz der Entfernung. Denn wenn einer der wohlgeborenen Herren leibhaftig und in Prügelnähe auftauchte, flogen Mützen und Hüte mit begreiflichem Eifer von den kahlgeschorenen Köpfen, und wir zückten flink unser Rauchfäßchen. In der Hitze dieser improvisierten Ehrung wagten wir sogar die knäuelgroßen Dackel des Herrn Baron nur mit Sie anzusprechen: „Ach was für ein schöner kleiner Hund Sie sind, beißen Sie mich nur nicht.“

Doch jetzt erinnerte die Vogelei-Sammlung nur einen Augenblick lang an ehemalige Herrschaftsschrullen. Als sich herausstellt, daß ihr Museumswert bei zehntausend Lei liegt, wird meine Mutter fast bitterernst. Zehntausend Lei hat sie noch nie auf einem Haufen gesehen. So wächst direkt proportionell mit der Eierzahl auch das Ansehen des Herrn Baron. Als er sich mit seinem in ein Papier gewickelten Gemälde durch die Gärten zur Autobushaltestelle aufmacht, blickt mein Vater ihm lange kopfschüttelnd nach.

„Einen Besen freß ich, mein Sohn“, sagt er, „wenn der wegen dieser Masse Eier nicht viel herumgestiegen ist.“

Dies dürfte stimmen und bedarf keiner Ergänzung. Und obwohl wir jetzt Nachtmahl essen, geht uns der Besuch des Herrn Baron nicht aus dem Kopf. So kommt alles aufs Tapet, was es bei uns im Dorf an Gutsherren gegeben hat. Als befürchte man, sie könnten wiederkehren, werden sie vom Dorf aus der Entfernung von zwei Jahrzehnten immer noch in Evidenz gehalten. Mein Vater zählt alle auf, wer sich wo aufhält, welches Handwerk er treibt, wem die Schwiegermutter oder Frau gestorben ist und wie es um seine Gesundheit bestellt ist. Er sagt, daß der eine Rübenverantwortlicher ist und eine Lehrerin geheiratet hat, der andere Maschinenschlosser in Klausenburg, hingegen ist ihm der Onkel gestorben, der dritte arbeitet in der Lederbranche, der vierte ist Agronom auf einem Staatsgut, der fünfte ist Marktschubkarrenschieber, der sechste macht gar nichts, da er gestorben ist.

„Erinnerst du dich an den, der den Zigeuner in die Baßgeige hineingeprügelt hat?“

Der war nun nicht gerade ein Baron, sondern bloß ein gnädiger Herr gewesen. Neulich haben wir ihn auf der Samoschbrücke in Klausenburg getroffen. In einem öligen, zerknitterten Arbeitsanzug eilte er aus der Fabrik heimwärts. Er hatte eine binsene Einkaufstasche unter den Arm geklemmt, daraus unter einer Serviette das Ende einer mächtigen Salzgurke hervorguckte. Während mein Vater sich mit ihm unterhielt — sind die Kinder gewachsen, freilich, wie sollten sie nicht gewachsen sein, wenn ihnen nichts anderes übrig geblieben ist —, schielte er ständig nach der Salzgurke. Als der gnädige Herr schließlich weiterging, in seiner Erhabenheit ein wenig geknickt, und wir unter dem Eindruck dieser unerwarteten Begegnung still den Fluß entlangschritten, fragte ich meinen Vater:

„Was sagst du dazu?“

„Denen habt ihr's gründlich gezeigt“, sagte er kopfschüttelnd. „Aber anscheinend hat das so kommen müssen.“

Den Erinnerungen und der Kritik an der Aristokratie setzte mein Bruder ein Ende. Er kam mit großem Gepolter herein, forderte auf der Stelle sein Abendbrot und strahlte über das ganze Gesicht, als ob er eben noch mit einem Mädchen Zärtlichkeiten ausgetauscht hätte,

„Sag, von wo du kommst!“ fährt Mutter ihn an.

„Von wo ich komm! Aus dem Kastell komm ich!“ brauste der Junge auf und wirft sich in Pose, wie wenn er Franz Josef persönlich wäre und die Kaiserinmutter ihn wegen Herumstrolchens angepiffen hätte.

„Und was hast du bis jetzt im Kastell gemacht?“

„Ferngesehn hab ich, im Rauchsalon.“

„Und was hast du gesehn?“

„Allerlei.“

So lautet Jóska's detaillierter Bericht über das Fernsehprogramm, und Mutter bricht das Verhör ab. Sie stellt die Schüssel mit dem Zwetschgenmus auf den Tisch, Jóska mag es gern, morgens steckt Mutter ihm immer Brot mit Zwetschgenmus in die Tasche, doch jetzt blickt er drein, als hätte man ihm Maikäfer aufgetischt. Schnuppernd schielt er zum Herd und entdeckt den Eierteller. Verschmitzt zwinkernd erkundigt er sich, wer denn die Eier gegessen habe.

„Hier war ein Baron“, berichtet Mutter.

„Und hat Eier gegessen“, sagt mein Bruder in einem Ton, als würden ihm Morgen für Morgen Barone und Herzöge das Rührei vor der Nase wegessen. Ganz plötzlich macht er seinen Anspruch auf Gleichberechtigung geltend: „Wenn der Eier gegessen hat, will auch ich kein Zwetschgenmus sehn.“

Mutter seufzt und schlägt auch ihm zwei Eier in die Pfanne. Beim Essen fragt Jóska:

„Warum habt ihr den wohlgeborenen Herrn nicht ins Kastell raufgeschickt? Dort hätte er fernsehn können. Nilpferde und eine Komödie.“

„Sein Leben ist auch so schon die reinste Komödie“, sagt meine Mutter, während sie die Betten macht.

Ihr Bewußtsein identifiziert Komödie und Lustspiel nicht.

Ich schlafe in dem Zimmer, das nach der Straße liegt, im durchnäßten herbstlichen Blumenduft unter der Jugendfotografie meiner Eltern. Das Bild ist gewaltig groß. Ein Großwardeiner Wanderfotograf hat es nach einer ein halbes Jahrhundert alten Aufnahme vergrößert, daß es ganz körnig geworden ist. Es sind schiefergraue, verwaschene Farbtöne, wie man sie auf Ausstellungen sieht: die ins Körnige, ins Unermeßliche, fast bis zur totalen Auflösung übertriebenen Vergrößerungsmöglichkeiten der billigen Jahrmarktsfotografie. Vater im Soldatenrock mit retuschierten, dichten Brauen, Mutter mit weichen, engelsgleichen Zügen ausgestattet: so könnten sie auch gewesen sein. Die beiden Gesichter — zwei glückliche Augenpaare — erinnern an den ersten Morgen der Schöpfung. Vielleicht beeindruckt uns das Bild durch diese seine idyllische Stimmung. Wenn wir einmal auch so schön waren, lohnt es sich doch — schon um des lustvollen Erinnerns willen —, das zu verlängern, was noch bevorsteht. Es gibt kein verlorenes Paradies, da wir doch täglich darin einkehren. Dies ermöglichen uns die Jahrmarktfotografen um ein Spottgeld.

Frühnachrichten

Bis ich mich am Morgen aus dem Bett herausschäle und in die Küche gehe, hat Mutter schon die ganze Umgebung abgeklappert. Als ob sie sich gar nicht niedergelegt hätte. Sie ist weder

verschlafen noch munter, mit der unverwüstlichen Beständigkeit ihrer Bewegungen und ihres Gesichtsausdrucks bringt sie frisches Wasser aus dem Garten herauf. Und in dem Korb mit Frühlachrichten schleppt sie die Fortsetzung der Ereignisse des gestrigen Tages herbei. Als ob sie ihre Beobachtungen eigens für mich zusammengetragen hätte, während ich noch schlief. Über Nacht hat der Himmel sich aufgehellt, doch allen Anzeichen nach nur vorübergehend. Sie hat der Sonne zugesehn, als diese aufgegangen ist, ein kleines Wolkentuch ums Gesicht gebunden wie ein Mensch mit Zahnschmerzen. Sie hat zugesehn, wie der Nebel sich auf der Wiese herumtrieb und dann gegen Klausenburg fortflatterte. Sie hat zugesehn, wie mein Vater in seinem blauen Drillichzeug, fröstelnd und leicht nach vorn gebeugt, zur Werkstatt abgezogen ist, um sich einen ganzen langen Tag am Hammerstiel festzuklammern. Sie hat meinen kleinen Bruder wachgerüttelt — mach schon, daß du fortkommst, Józsi, und Gott mit dir! — , ihm das in Zeitungspapier gewickelte Brot mit dem Zwetschgenmus in die Tasche gesteckt und mit ein paar aufmunternden Worten auch seine Laune angekurbelt wie einen Leierkasten, damit er womöglich pfeifend den Sand den Maurern zuschleppt. Sie hat sogar erfahren, daß im Dorf das erste badezimmerige Haus gebaut wird. Noch dazu für einen Zigeuner und auf Staatskredit.

Lachend erzählt sie, daß der Zigeuner gegen das Badezimmer protestiert. Freilich verspotten ihn alle. „Na, so was, Pfiffi, ich höre, die stellen dir ein Kastell hin mit Klavier und Papageien!“ Der Volksrat besteht auf strikte Ausführung des Entwurfsprojekts. Der Zigeuner darauf, daß dazu sein Geld nicht reicht. Er will wohnen, nicht planschen. Um die Vorschriften jedoch kann man sich nicht herumdrücken! Entweder Badezimmer oder überhaupt nichts. Vom Volksrat verschleppte sich der Konflikt auf die Straße, dort wurde weiterdiskutiert, hitzig und auf Kosten der Zigeunertasche.

„Paß mal auf, Pfiffi, deine Kinder stinken wie zehn geräucherte Rippen zusammen. Na, ist das nicht ein Segen? Die Wanne voll mit warmem Wasser und nichts wie hineinspaziert, wie ein Nilpferd. Die Bengel kommen dir alle dreckig ins Haus, du mußt dich nicht extra mit jedem abrackern, du steckst alle mitsamt ins Wasser bis zum Hals, reibst einen am andern ab wie die Kartoffeln in der Schüssel und hast's auch schon geschafft. Bis jetzt hast du dich ständig gefragt: Weib, sollen wir das Kind

da waschen oder lieber ein anderes machen? Die Sorge bist du jetzt los! Wie selig muß erst dein Weib sein! Kehrt den ganzen Tag die Spreu unter der Dreschmaschine hervor, alle Poren, jedes Loch hat ihr der Staub verstopft, da muß ein Wasserfall her, bis der weg ist. Hast doch neulich mit eigenen Augen gesehen, als du ihr eins über den Schädel geknallt hast, wie der Staub nur so herausflog.“

So reden sie ihm vernünftig zu und kommen freilich auf keinen grünen Zweig.

„Wo kein Geld ist, nützt kein Reden!“

Damit beendet meine Mutter ihren Morgenbericht, und ich krieg davon große Lust, mich umzusehn. Ich werfe mir den Regenmantel über, gehe in den Hof und von dort gleich zum Nachbarn. János hat sich ein neues Haus gebaut, jetzt klopft und hämmert er gerade am Dachstuhl. Sanft fällt sein Gruß von irgendwo aus dem Himmel auf mich herab.

„Grüß dich Gott, bist nach Haus gekommen?“

„Soweit es geht“, antworte ich.

„So ist's recht“, sagt János anerkennend.

Er ist ein kleiner, ausgedörrter Mann, doch im Augenblick zeichnet er sich riesenhaft gegen den Himmel ab und sieht aus, als würde er aus dem Hut, den er in der Hand hält, Lichtstrahlen auf seine Frau schütten, die mit verschränkten Armen an der Wand steht und andächtig zu ihm emporblickt.

„Also ein neues Haus“, sage ich geistreich, als hätten sie das bisher nicht gewußt.

Trotzdem nicken sie zustimmend.

„Ja. Neu.“

Die Frau heißt Chiriana. Sie ist Rumänin, János Halbungar. Demgemäß verläuft auch unsere Unterhaltung gemischt.

Das alte Haus war klein, düster, und hatte Spagatklinken. Die Lehmwand war dünn und windschief. Aus dem Fenster konnte man sich nicht hinauslehnen.

„So ein kniendes Haus“, erklärt Chiriana und ladet mich ein, mir doch, bitte, die neue Stube samt der Küche anzusehn.

Glückstrahlend betrachtet sie bald mich, bald die neuen Möbel und teilt ihre Freude unter uns auf. Sie weiß, daß ich mich ans alte Haus, an ihre Mutter, Nana Anica, erinnere, auch an ihren Bruder Augustin, der an der Front gefallen ist. Sie lächelt, doch mit Tränen in den Augen. Nana Anica hat oft aus Maismehl Pfannkuchen gebacken und mitunter auch mir einen geschickt

wie ein gelbes Ziertaschentuch gefalteten in die Hand gedrückt. Ihren Sohn hat sie bis zum letzten Tag von der Front zurückerwartet, auch nachts ist sie aufgestanden und hat auf die Straße hinausgehört. Ich habe sie wie eine kleine suchende Kerzenflamme in Erinnerung.

Leise, artig kommt ein sechs-, siebenjähriger Knirps herein, so lautlos, als ginge er auf Wasser. Sein mädchenhaftes Gesicht ist ein weiches Pastell, die Sanftmut seiner Mutter steht ihm in den Kastanienaugen, er spricht melodisch, rundet die Wörter zu Kugeln ab. Der Junge heißt Ionic und möchte Brot. Als Antwort schubst ihm die Mutter zuerst die Mütze vom Kopf, doch so zielsicher, daß sie nicht auf dem Boden, sondern auf der Truhe landet, dann fordert sie den Gruß. Der Junge meint, er könne sich den Gruß schenken, wenn er ihn sowieso schon verpaßt hat. Er schnappt sich die Mütze von der Truhe und kratzt sich mit der bloßen Sohle am Schienbein.

„Sag mal, wer ist dieser Herr?“

Ionic pariert geschickt. Ich sei der Vater von meinem Sohn, sagt er. Zusammen haben sie sich im Sommer den Staub über den Bauch rinnen lassen, sie haben Müller gespielt. Ich hebe ihn hoch, schaukle ihn, damit wir Freunde werden. Ich soll mit ihm abmessen, wie hoch das neue Haus ist, sagt seine Mutter, ich soll ihm den Kopf gegen den Balken stoßen, damit er grüßen lernt. Da ich indes nicht Goliath nachgeraten bin, sondern David, mißlingt dieser Versuch, und Ionic ist von meiner Schlappe so beeindruckt, daß er mich auf der Stelle unter seine Fittiche nimmt, nach Hause begleitet und sich sogar anbietet, mir frisches Brunnenwasser zu bringen, falls ich durstig sein sollte.

Wir zünden Lichter an

Nach dem Mittagessen hocke ich mich auf das schmale Stühlchen neben dem Herd und rauche eine Zigarette. Der Winkel ist warm und vertraut, als Kind habe ich mir die Fußlappen hier glattgezogen. Auch mein seliger Großvater pflegte hier zu sitzen, der Vater meines Vaters, und während des Rauchens auszuspuken, vor seine Füße, was meine Mutter jedesmal in Wut versetzte. Wenn ich den Kopf auf die Knie beuge, spüre ich den

Lehmgeruch des Fußbodens. In den Rauchwölkchen sehe ich das Antlitz meines Großvaters, an der Stirne spüre ich das Stechen seines Bartes. Sein Bart ist eine weiße Blüte. Mein Großvater nannte ihn so, er sagte, daß der Mensch vor seinem Tod aufblüht. Wir lachten ihn aus. Wir kannten keine Furcht, es gab auch nichts, das angesichts der Farben der Verwesung unseren Mut auf die Probe gestellt hätte. Im Rausch der Lebensfreude pufften wir ihm in den Rücken, es gefiel uns, daß seine Rippen hohl und dumpf klangen wie ein Faß, dessen Inhalt die Jahre weggetrunken haben. Nun aber, da ich gemeinsam mit dem Stühlchen seiner gedenke, wird mir immer weher ums Herz. Er ist dadurch unter uns, daß es ihn nicht mehr gibt. Auffälliger und lauter sogar als zu Lebzeiten; indem er von uns gegangen ist, hat er auch über uns ausgesagt. Und er wiederholt sein Urteil so oft, sooft er uns einfällt, und ebensooft bleibt er triumphierend fern, wie zur Strafe, daß wir ihm einst so nahegetreten sind und in seine Knochen hineingehorcht haben.

„Weißt du, was für ein Tag heut ist?“ fragt meine Mutter.
„Samstag.“

Wie ihr Lächeln zeigt, weiß auch sie recht wohl, daß Samstag ist.

„Wir müßten jener gedenken, die gestorben sind.“

Folglich hat die Frage auf etwas anderes gezielt. Auf etwas unter unseren alten, eingerosteten Bräuchen, das ich mir nicht gemerkt habe, meine Mutter hingegen, vielleicht um meine Gleichgültigkeit wettzumachen, ihrem Gedächtnis doppelt eingeprägt hat. Der unruhige Blick verrät mir, daß ihre Gedanken um mich kreisen. Sie sucht zwischen Klüften den Pfad, der zu mir führt. Sie respektiert meine Weltanschauung, obwohl sie in allen Gott, das ewige Leben und die Auferstehung betreffenden Fragen mein Leugnen nicht billigt. (Einmal sagte sie: „Wenn du ihn nötig hast, wirst auch du zu deinem Herrgott zurückkehren, den du verlassen hast und der dich nicht verlassen hat.“) Sie ist mit mir nicht einverstanden, doch sie versteht mich, bloß weiß ich nicht, welches der Preis dieses Verständnisses ist. Die zaghaften halben Sätze, die sie anläßlich leiser Auseinandersetzungen an mich richtete, ließen durchblicken, daß sie meine Weltanschauung nicht mir ankreidet, sondern der Zeit in die Schuhe schiebt. Sie sieht in ihr eine Art geistiger Steuer, die neben der Haus- und Hofsteuer zu entrichten ist: eine vertragliche Verpflichtung. (Mein Onkel J. hat dies so ausgedrückt: wer Materia-

list ist, kriegt doch ein größeres Gehalt, oder? Zu den ihm bekannten Berufen zählt er einen weiteren hinzu: das vom Traditionellen abweichende Denken, dieses sogenannte offizielle Denken.) Jetzt will mich meine Mutter dadurch auf ihre Seite ziehen, daß sie unsere Gesinnungsdifferenzen gelten läßt. Wie immer in solchen Fällen möchte sie mich davor bewahren, sie irgendwie zu kränken, deshalb lenkt sie das Gespräch auf vergängliche und unvergängliche Dinge, an die wir beide uns gemeinsam klammern.

„Weißt du eigentlich, wo das Grab von deinem Großvater ist?“

In der nördlichen Hälfte des Friedhofs, sage ich, in dem Winkel, wo die Verwandten liegen, nur würde ich mich zwischen den vielen einförmigen Grabhügeln bestimmt verlaufen. Ich war nicht bei Großvaters Begräbnis. Seine Todesnachricht hatte mich im Bethlen-Kollegium von Aiud erreicht. Später, als die Schule mich entließ, genauer: als wir, dem Ruf der Bewegung folgend, der Schule den Rücken kehrten, vergaßen wir zugleich mit dem Schülerleben auch unsere Vergangenheit. Die Zukunft nahm unser ganzes Denken gefangen. Mittlerweile ist auch sie gealtert, Vergangenheit geworden wie Großvaters Andenken.

„So sehr hattest du deinen Großvater vergessen?“

Ihr Ton ist nicht anklagend. Bloß mahnend: Wer unterwegs seine Toten fortwirft, wie eine unnütze Last, wird die Last des Gewissens weiterschleppen, falls dieses Gewissen nicht so stark ist, daß es alles aushält.

„Wie könnte ich ihn aussöhnen?“ frage ich schuldbewußt.
„Heut ist Totenfest.“

Meine Mutter hat demnach Farbe bekannt.

Sie ist übergelukkig, daß ich mich nicht widersetze. Genauer, daß sie mich mit Großvaters Andenken aussöhnt. Sie ist das ewige Löse- und Bindeglied. Sooft wir Geschwister zu zweit oder zu dritt übereinander hergefallen sind, trennte sie uns sanft und befreite unsere Gesichter aus den Krallen der anderen. Indem sie uns trennte, brachte sie uns immer wieder zusammen. Nicht bloß ihre Söhne: die ganze verzweigte Verwandtschaft mit ihren nach tausend Richtungen strebenden Sehnsüchten und ihren ewig auflodernden Konflikten. Als säße sie vor einem Webstuhl: wo ein Faden reißt, wird er auf der Stelle von knotigen Fingern verknötet.

Gegen Abend, als auch Vater aus der Werkstatt heimgekommen ist und sich Öl und Kohlenstaub von den Händen herunterseift, machen wir uns alle auf den Weg zum Friedhof. Mutter hält einen Strauß weißer Chrysanthemen im Arm, mein Bruder hat sich ein Päckchen weißer Kerzen unter die Achsel geklemmt. Wir plaudern laut und vergnügt, als ginge es geradewegs zu einer Hochzeit. In Scharen strömen die Menschen zum rumänischen und zum ungarischen Friedhof. Zwei kleine Städte brennen jetzt auf den beiden Hügeln des Dorfes. Die Burschen sind ausgelassen, und die Mädchen kichern im Dunkel. Kinder pressen gelbe Kürbisse an sich, in die sie Faschingsmasken geschnitzt haben. In die Kürbisse werden sie brennende Kerzen stecken und Tod spielen und den alten Weibern einen Höllenschreck einjagen.

„Die wissen nicht, womit sie spielen“, sagt neben mir ein alter Bauer kopfschüttelnd.

„Wissen wir es denn?“ frage ich.

„Das ist kein Spiel, mein Herr!“ protestiert er. „Das ist eigentlich Gedenken. Derer gedenken wir, von denen wir unsere Muttermale geerbt haben. Nimm den Menschen ihr Recht, sich zu erinnern, und schon hast du sie entzweigeschnitten.“

Forschend sieht er mich an, ob ich Lust habe, mich mit ihm in eine Diskussion einzulassen. Ich könnte höchstens formelle Einwände erheben: hinsichtlich der Kontinuität menschlicher Werte sind wir einer Meinung. Mehr noch: durch sie sind wir hergekommen, in diesen Garten des Nichts und des Vergangenen, zwischen diese morschen Zeichen des Nichtseins, wo wir mit vertausendfacher Anhänglichkeit erneut feststellen, daß wir leben und uns erinnern.

Der Friedhof schwimmt in einem anheimelnden, warmen Licht. Der Himmel ist bewölkt, er verheißt Schnee. Die Erde ist noch nicht hartgefroren; die mit Spaten und kleiner Hacke aufgeharkten Gräber glänzen dunkel, frischer Erdgeruch vermischt sich mit dem Duft von Chrysanthemen und Kerzen. Wie ich sehe, arbeiten hier einstweilen alle. Mit den gleichen Bewegungen, mit denen sie sonst Kraut oder Setzlinge pflanzen — pflanzen sie nun Kerzen. Einige knien dabei, zerbröseln und glätten die Erde mit bloßer Hand und zwingen die in alle Richtungen der Zeichenlosigkeit fortrollenden Schollen auf die zwei, drei Quadratmeter große Fläche zurück. Manchmal kommt es mir vor, als streichelte eine gerührte Bewegung ein lebendiges Gesicht glatt, doch ist

das viel eher eine Erinnerung ans Leben. Das Gespräch hält sich hartnäckig an die Gegenwart. „Heut-morgen kommt Frost, und wir sind mit der Aussaat noch nicht fertig.“

Wer die Arbeit beendet hat, zündet seine Kerzen an und setzt sich auf die Erde. Die Männer rauchen. Lachen auch, wenn das Gespräch sich gerade so wendet.

Ich höre ein leichtes Geräusch hinter meinem Rücken. Zwei Hände halten mir die Augen zu. Ich packe die beiden meine Schultern umklammernden Arme und suche zu erraten, wer mir den Kerzenschein verbaut hat. Es könnte eine Frau oder ein Mädchen sein, obwohl ich spüre, daß ihre Handflächen rau und hart sind und nach Trauben riechen. Der Fingeransatz ist schwierig, das Handgelenk kurz und kräftig wie das eines Schmiedelehrlings. Eine von Hacke und Sichel geschulte Hand, nun aber, da ihre Besitzerin mit melodischer Altstimme auflacht, weiß ich es auch schon. Ágnes begrüßt mich, die junge Frau meines Vetters T. F.

Wir umarmen uns und küssen einander. Und wie einen Strauß roter Blumen hält mein Vetter mir auch schon die Weinflasche entgegen. Er besteht darauf, daß als erster ich den säuerlichen Wein aus dem Heuwiesental koste.

„Aldann, auf unser Wohl!“ sage ich.

„Gott gebe ihnen die ewige Ruhe“, sagt mein Vetter und läßt seinen Blick über die Grabhügel schweifen.

Wie ein Lagerfeuer schart die Weinflasche die ganze fröstelnde Verwandtschaft um sich. Dem Beruf und der Kleidung nach sind wir eine recht zusammengewürfelte Gesellschaft: Kollektivwirtschaftsmitglieder und Buchhalter, Schuster, Tapezierer (der aus Neumarkt zum Kerzenanzünden heimgekommen ist), Winzer, Kuhhirt, Tagelöhner, Schneiderin, Nachtwächter, Traktorist, Kirchendiener, Tischler, ein aus dem Dienst entlassener Oberleutnant und gleich zwei Lehrerinnen. Die Lehrerinnen sind keine Einheimischen, sie haben keine Kerzen angezündet. Sie sind hergekommen, sagen sie, um sich die Zeit ein wenig zu vertreiben.

Durch die Luft schwirren ernste und heitere Worte, wir sind zufrieden, daß wir uns nach monatelangem Versprengtsein nun wiedersehn. Die Kinder sind mit ihren Faschingsmasken außer Rand und Band. Einem fängt die Hose Feuer. Vor Schreck rennt er los, doch die andern rufen hinter ihm her, daß das nicht viel helfe, da der Wind die Flamme nur noch stärker anfache, lieber solle er sich auf den Boden werfen. Als er schließlich seiner

Mutter in die Finger gerät, kriegt er's doppelt ab, die halbe Prügel ist als Prügel, die andere Hälfte als Feuerlöscharbeit gedacht, damit seine Hose nicht gänzlich verbrenne.

Wieder kommen wir auf das Lichteranzünden zu sprechen. Was es eigentlich bezwecke. Allerlei Meinungen werden laut. Tante M., die sich seit vierzig Jahren zum Glauben der Sabbatarier bekennt und kein Schweinefleisch ißt, zitiert die Bibel: „Wir leben im Glauben, nicht im Sehen. Wir glauben an die Auferstehung und an das Wiedersehen.“

„Amen“, nickt belustigt der Kuhhirt, dem der Zwischenruf meiner Tante M. wie ein Niesen geklungen hat.

Der Kuhhirt bekennt sich zur Lehre des Lukretius, in dem Sinne etwa, daß alles, was dem Menschen widerfährt, das Werk der Natur sei. Das Leben sei allerhöchste Gewalt und gleichzeitig Opfer seiner selbst. Deswegen sei, mangels einer Macht, die solches zu bewerkstelligen imstande wäre, die Aussicht auf Auferstehung und Wiedersehen mehr als fragwürdig.

Dennoch beteuert Tante M., daß das Lichteranzünden uns der Auferstehung näherbringt. Unter ihren Gottheiten bewegt sie sich so selbstverständlich wie die alten Griechen. Sie zitiert Apostel und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den Tag, da die Goldposaunen erschallen werden. Der Schuster meint, daß das Ganze eigentlich eine moralische Haltung sei, die seiner Ansicht nach nichts mit Reaktion zu tun habe. Wie er mich anblickt, sehe ich, daß die Bemerkung für mich bestimmt war, zu meiner Beruhigung. Der Tapezierer erinnert sich an seinen Vater, der ihm gesagt hat: Kommt dann heraus an mein Grab Kerzen anzünden, aber nicht, damit ihr mich seht oder ich etwas sehe, mir stopft ja die Erde die Augen zu, sondern der Kerzenschein soll auf euer eigenes Gesicht fallen. Dies hatte der Vater des Tapezierers so schön gesagt, daß man bloß zustimmend nicken kann. Der abgerüstete Oberleutnant erkundigt sich, ob man mich wegen meiner Teilnahme am Lichteranzünden nicht aus dem Posten feuern würde. Der Wagner bittet mich, ihn darüber aufzuklären, welches der Standpunkt der Regierung dazu sei, daß wir uns hier versammelt haben. Als Antwort erklärt der Nachtwächter pathetisch: „Das verlangt so der Anstand!“ Auch wir werden einmal sterben und dann wird es uns wohl tun, wenn uns die Hinterbliebenen besuchen. Ein Hundsfott, wer seine Vorfahren und Toten nicht ehrt. Nicht bloß die eigenen, auch die der anderen. Wenn du bei einem städtischen Trauerzug herauskriegen willst, wer Bauer

oder bäuerlicher Abstammung ist, dann mußst du einfach die entblößten Köpfe zählen.

Der Weinberghüter setzt uns auseinander: die hier ruhn, waren standhafte Menschen. Sie haben das Leben ertragen bis sie umgefallen sind. Einige Schriftsteller behaupten, der Bauer sei ein abscheulich selbstsüchtiges, egoistisches Geschöpf. Sogar so ein Zeug hat der Weinberghüter gelesen, daß der Bauer sein Vieh höher schätzt als seine Kinder, und daß er nur seinen Vater noch mehr haßt als seine Mutter, weil der bei der Verteilung zurückhaut. Ein berühmter Franzose soll sogar beobachtet haben, wie Bauern den frisch Verstorbenen aus dem Bett in den Trog gesteckt haben, damit sie sich selber auf seinem Platz breitmachen können. Es kann ja sein, daß so etwas vorgekommen ist. „Aber die, die hier ruhn, sind noch heute unsere Vorbilder. Ich könnte sogar sagen: unsere Lehrbücher.“

Man kann ihnen höchstens vorhalten, daß wir zu viel Gutes von ihnen gelernt haben. Denn eins muß man wissen, größer als ihre Armut war allein ihre Menschlichkeit.

Mit anderen Worten: die, die hier ruhn, sind das Gegenstück zu den Bildern naturalistischer Bauernliteratur und Elendsromantik. Um aber auf den Vergleich des Weinberghüters zurückzukommen: zu dem, was ich aus diesen Lehrbüchern weiß, hat das Gymnasium in den humanistischen Fächern nicht nur blutwenig hinzugefügt, es hat im Gegenteil sogar ernüchternd auf mich gewirkt. Denn kaum hatte ich, unter der Last elterlicher Belehrungen und Mahnungen zur Güte fast zusammenbrechend, im Rausch der Menschlichkeit mich demütig in den Fliesengang der städtischen Schule gestohlen, als einem Weckruf ähnlich die Erkenntnis über mich hereinbrach: ein kahlköpfiger Bauernlummel bin ich in ihren Augen, ein christlicher Einfaltspinsel.

Der Wein ist alle. Mein Vetter steckt die leere Flasche in die Tasche. Die Kerzen flackern ihrem Ende zu, jede eine weiße Pfütze auf der schwarzen Erde. Wie ein Zeremonienmeister, der dem Erinnern ein Ende setzt, löscht der Wind nach und nach die kümmerlichen kleinen Flammen aus.

„So ist's halt“, sagt mein Vater und schickt sich an, heimzugehen.

Genau kann ich es nicht feststellen, mit wem er sich in Gedanken auseinandergesetzt hatte, als er nach langem Schweigen

schließlich feststellte, daß es halt so sei. Vielleicht mit dem, der behauptet, daß es nicht so sei.

Mit schwerelosen Bewegungen sucht meine Mutter fröstelnd in ihrem abgetragenen Mantel den Pfad. Auf diese Leichtigkeit, diese den Singvögeln im Traum eigene Wachsamkeit und wache Lebhaftigkeit verzichtete sie auch dann nicht, als die Not an Menschlichkeit am größten war: dies war ihre Freiheit, durch die sie sich behauptet. Die Gräber reichen ihr bis an die Knie. Ich strecke die Hand aus, um ihr über meine leibeigenen Ahnen hinwegzuhelfen.

„So, so“, sie klammert sich lachend an mich, „gehn wir zusammen durch die Dunkelheit, denn wenn an uns die Reihe kommt, sterben wir sowieso allein.“

So lautet ihr Diskussionsbeitrag zur Beratung während des Lichteranzündens.

Der Winter kann kommen!

Diesen Schlachtruf stößt mein Bruder aus, der sich beim Anblick seiner neuen Pelzmütze aufplustert und den Dezember bedroht. Meine Mutter herrscht ihn an:

„Reiz ihn nicht noch! Er kommt sowieso!“

Die Novembertage vergehn. An den Enden der Äste sind die Pflaumen runzlig. Am Morgen bedeckt Reif die Wiesen und Gärten. Das Wasser im kleinen Bach ist über Nacht erblindet. So teilt mir der Nachbar mit, daß der Frost uns überrumpelt hat. Er entblößt das Dorf. Mit dem Blätterfall hat er uns gleichsam einen leichten Verband abgenommen. Jetzt springen die Narben und Prellungen der Nacktheit ins Auge. Der Sommer ist verflossen wie eine impressionistische Szenerie, und ohne schmückendes Beiwerk tritt — selbst am letzten Weinrebenpfahl feststellbar — die kältere, schroffere Wirklichkeit in Erscheinung. Das ist nicht gerade idyllisch. Jetzt sehe ich, daß der Hühnerstall des Nachbarn halb umgekippt ist und Regengerinn unsere Hauswand angefressen hat. Ohne seinen grünen Verband wirkt das Dorf wie auseinandergefallen. Die Häuser sind voneinander abgerückt, und die Lehmhügel drücken sich unwirklich und beklemmend unter unsere Fenster; zusammen mit dem Wald,

der sich bei näherem Betrachten als eine Versammlung von Krüppeln erweist. Ich muß dabei an die stimmungsdusligen Dichter denken, an Fotografen und Volksexperten. Dahin sind Busch und Au, nirgend ein Daphnis, nirgend eine Chloe in der ganzen Umgebung. Meine Nichte hat die Ärmel vom Mantel ihres Vaters hochgekrempelt, um die Hände freizukriegen. Meine Mutter hat zerstopfte, grobe Strümpfe an den Füßen, sie hat eine uralte Pelzweste an, in der wirkt sie dicker. Alle sind massiger als im Sommer. Mein Bruder berichtet, in der Wirtschaft sei ein Fotoreporter erschienen. Er habe die Kuhwärter heimgeschickt, damit sie sich in Staat werfen, anders wäre er nicht geneigt, sie zu fotografieren. Unter anderm hat er bemängelt, daß ihre Winterkleidung nicht vorschriftsmäßig sei. Dazu ihr schiefes Lächeln und kein Blumenbeet, wo sie Aufstellung hätten nehmen können. Das Wetter ist nicht günstig für Farbaufnahmen.

Aus Neumarkt sind Mutters neue Stiefel angekommen. Stramm und auf Hochglanz gewischt stehen sie auf dem Stuhl. Vorläufig — während wir Nachtmahl essen — betrachtet Mutter sie bloß wie einen verspäteten Glückwunsch. Auf den ersten Blick sind sie ein Meisterstück aus schöngestformtem Absatz und nervigem Leder. Mit begreiflicher Erregung bereitet sich alles auf die Stiefelanprobe vor. Wir begeben uns nach dem Nachtmahl ins Gassenzimmer, für den großen Auftritt wird alles aus dem Weg geschafft. Mein Vater schraubt den Lampendocht höher: voll fällt das Licht auf unsere feierlichen Gesichter. Aus irgendeinem Grund kommt auch die Nachbarin herüber, ist starr vor Staunen und vergißt fortzugehen.

„Die sind ja wie ein Traum!“

Mit gebühulichem Respekt wäscht Mutter sich die Füße im Trog und kramt sodann dünne Strümpfe aus dem Kasten hervor. Auch meine Tante Ilona ist plötzlich da, und nun sind wir bei der Generalprobe schon unserer sieben. Am lautesten gebärdet sich mein Bruder. Mit dem Stiefelabsatz trommelt er einen Csárdás auf die Tischplatte. Vater raunzt ihn an, er soll sich lieber in den Hintergrund verziehen und womöglich auch das Volksfest abbrechen. Lieber soll er sich um die Beule auf seinem Schädel kümmern, unlängst hat ihm nämlich einer eins hinters Ohr versetzt.

Jóska macht ein saures Gesicht, schenkt der Beule jedoch bis auf ein flüchtiges Betasten keine weitere Beachtung. Sitzend zieht Mutter die Stiefelschäfte glatt, dann macht sie sich ans

Anprobieren. Sie hat gleich mehrere Ratgeber: den Fuß ausstrecken, soweit als möglich, bewegen und keineswegs steif halten; den Stiefel nicht mit einem Ruck hochziehen, sondern immer mal zwischendurch verschnaufen.

Sodann fordern wir sie auf, vor uns auf- und abzumarschieren. Nach zwei Schritten läßt sie sich aufs Bett fallen.

„Nicht gut“, sagt sie verzweifelt. „Ich paß nicht zu diesen Stiefeln.“

Wir reden ihr zu, doch nicht locker zu lassen, sie würde sich schon daran gewöhnen. Der Schaft ist eng, er drückt auch unten, so krampfadrig, knotig, aufgerieben sind ihre Beine.

„Du lieber Gott, daß ich nicht daran gedacht hab!“ Wie um Verzeihung bittend blickt sie mich an und tarnt ihre Tränen hinter einem kleinen, erschrockenen Lachen.

Bestürzt sehe nun auch ich mir die Stiefel an. Man hätte sie früher bestellen müssen. Damit ist die Feierstunde zu Ende. Wir werden dem Winter mit etwas anderem entgegentreten.

Der Wind schlägt das kleine Tor bis an die Angel auf, daß es nur so ächzt. Er reißt die Leine mitsamt der feuchten Wäsche ab und fegt das Laub vom Hof. Nach den Stiefeln machen wir uns nun um das Feuer Sorgen. Die sind so bedrückend, daß wir uns am Morgen um den Herd versammeln wie zu einem regelrechten Gottesdienst. Mit einer Handvoll petroleumdurchtränkter Asche und drei Maiskolben facht Mutter das Feuer an. Es lodert auf, und gleich darauf schwärmen alle aus, in den Hof, in den Garten, zum Stall, um Brennbares aufzutreiben. Wir sammeln Äste und Späne. Immer wenn wir in die Flamme pusten, spuckt uns der kalte Herd Asche in die Augen, sobald wir aber plötzlich sein Prasseln vernehmen, stopfen wir ihm vor Freude den ganzen Inhalt des Holzkistchens in den Rachen: Bretterabfälle, Sonnenblumenstengel, Bienenstockreste, Zaunlatten, Futterkrippenbretter, sogar einen löchrigen Strohhut.

Mit einem Mal sind wir so heftig in Schwung geraten, daß wir sogar ohne Feuer glühen. Darum meint Jóska, daß wir uns auch später, wenn es kälter ist, nicht den Kopf zerbrechen müßten, wie und woher wir das Buchenholz aufreiben sollten, wir sollten ganz einfach herumrennen.

Dankbar nimmt der Herd unser Opfer entgegen. Und wie leicht in Glut geratendes Weibervolk spuckt er nach den ersten Schmeichelworten die Hitze aus.

„Teilen wir uns die Freude!“ sagt Mutter. „Setz dich, mein Sohn.“

Ernst wird es mit dem Verteilen erst, als auch Chiriana — die bereits erwähnte Nachbarin — mit einer kleinen Schaufel in der Hand hereinkommt.

„Doamne, Herrgott! Berta Néni“, sagt sie mit einer dünnen Stimme, „der Winter sitzt uns im Genick und das Kind hat schon wieder die Zündhölzer verschustert. Wenn Sie mir ein wenig Glut borgen könnten...“

Meine Mutter scharrt Glut auf die Schaufel, Chiriana meint, es wäre zuviel, sie solle die Hälfte nur ruhig zurückschieben. Unbeirrt häuft meine Mutter die Glut auf die Schaufel, sowieso, meint sie, erlischt die Hälfte unterwegs. Sie soll sich beeilen, falls sie Pfannkuchen backen will. Flink läuft die kleine Frau mit dem Feuer heim und facht es unterwegs mit ihrer Schürze an. Bald schon steigt Rauch aus ihrem Rauchfang empor. Von der Flurschwelle meldet mein Bruder, der die Luft beschnuppert, meiner Mutter, daß Chiriana tatsächlich Pfannkuchen backe. Das bestätigt ihm nicht bloß seine Nase, sondern auch der Hund, der nicht mehr den Draht entlanghetzt, nicht einmal mehr bellt, sondern nur noch schnuppert und vor Entzücken winselt. Kurz und bündig stellt meine Mutter fest, daß Pfannkuchen nichts für Hunde seien, er solle davon gar nicht erst träumen.

Gegen Abend klopft ein etwa zwanzigjähriges, mit Bündeln bepacktes Mädchen höflich an und grüßt rumänisch:

„Buna seara!“

„Schau mal, wer da ist!“ Mutter springt auf, und die beiden fallen sich glückstrahlend um den Hals.

Aufs erste halte ich das Mädchen für eine entfernte Verwandte, von der ich bloß in dieser schön aufgeblühten Form noch keine Kenntnis habe. Sie ist nicht gerade zierlich gebaut, jedoch beweglich und wohlproportioniert, Augen und Haar sind schwarz, und da sie die Worte weich ausspricht, wie alle aus der Siebenbürgischen Heide, kommt mir der Zopf Kuchen in den Sinn.

„Mein fünftes Kind, besser gesagt meine Tochter“, stellt Mutter sie strahlend vor, als hätte sie ihr der Storch heiratsreif soeben gebracht.

„Rozica“, das fünfte Kind reicht mir die Hand und lächelt mir flüchtig unter dichten Wimpern zu.

Auch ich nenne meinen Namen, und Mutter weilt sie auf der Stelle in unsere Familienverhältnisse ein: daß ich nämlich ihr erstes Kind bin, nachdem die anderen bloß ihr zweites und drittes sind und es sogar einen gibt, der durchaus der vierte ist, zum Beispiel Jóska. Eine Tochter jedoch hat sie nicht, zu ihrem größten Leidwesen. Rozica fühlt sich bei uns schon wie zu Hause und geht meiner Mutter an die Hand. Sie ist eine rumänische Lehrerin, stammt aus Gherla und ist bei uns in Quartier. Aus irgendeinem Grund hat sie sich verspätet, doch nun ist sie da. Ihr Vater ist Offizier, Jóska hat sich mit seiner Mütze abfotografieren lassen. Er langt das Bild vom Tellerbord herunter. Unter der schmucken Mütze grinst Jóska übers ganze Gesicht, wie einer, der wider Erwarten einen Weltkrieg gewonnen hat.

„Na, was sagst du?“ prahlt er. „Hast du denn ein Bild mit so einer Mütze?“

Nein, muß ich klein begeben. Mangels einer Mütze ist es nicht dazu gekommen.

„Schlimm genug“, sagt er.

Seiner Meinung nach sollte jeder Mensch eine Fotografie besitzen, auf der er die Mütze seines Freundes aufhat. So weiß der Mensch wenigstens, mit wem er rechnen kann, wenn er in der Klemme sitzt. Dieser Offizier zum Beispiel hat Vater etwas Sägespäne zukommen lassen. Damit stopft dieser nach dem Nachtmahl den selbstgebastelten Kanonenofen voll. Sobald in seinem Blechbauch riesige Funkenflöhe zu tanzen beginnen, sagt Vater mit feierlicher Miene:

„Nehmt doch Platz und wärmt euch.“

Er lächelt zufrieden. Den leeren Sack hat er sich unter den Arm geklemmt. Diese Sägespanwärme ist sein Geschenk; ist Weihrauch und Myrrhe, mit denen er uns bewirtet. Er hat keinen Wein, im Keller unter dem Flur, in den man nur auf allen vieren hineinkriechen kann, ist der Sauerkrautgeruch zum Schneiden.

Folglich bietet er uns die Wärme wie ein Glas guten Wein an.

„Ich hab eine kleine Fuhre Holz verlangt“, sagte er.

„Und was hast du bekommen? Buche oder Akazie?“

„Einen Schmarrn hab ich bekommen. Dabei hab ich unterstrichen, daß ich es nicht für mich verlang und schon gar nicht wegen der Kälte.“

„Sondern?“ frage ich verwundert.

„Deinetwegen“, räuspert sich Vater verlegen. „Wenn du vielleicht schreiben willst.“

„Und sie haben dir trotzdem nichts gegeben?“ spiele ich den Empörten.

„Der Vorsitzende hat gesagt, dann schon gar nicht.“

„Hättest dich auf etwas anderes berufen müssen“, sage ich.

„Auf was denn sonst, wenn nicht auf die Kälte?“ überlegt mein Vater eine Weile, dann blitzt es in seinen Augen. „Ich denk, ich sag denen, es kommt einer vom Rayon, der wird hier schlafen, und wenn der sich dann erkältet, soll der Volksrat die Folgen tragen. Ist das nicht eine Idee?“

Er lacht verschmitzt übers ganze Gesicht, als hätte der Rayons-delegierte sich schon erkältet und der Vorsitzende müßte den Husten ausbaden. So sind die Begründungen selbstverständlich recht verschiedenartig. Gy. János zum Beispiel hat, als er den Volksrat um eine kleine Fuhre Holz anflehte, damit argumentiert, daß sein Sohn Akkordeon spielen lernt, also üben müsse und seine Finger steif würden. Darauf hat einer von diesen Federfuchsern erklärt, daß auch er einmal Geigenspielen gelernt, aber bloß im Frühjahr geübt habe, daß sich die Angelegenheit folglich vertagen lasse.

Augenzwinkernd spornt Mutter mich an:

„Red doch du mit dem Vorsitzenden!“

Ich überlege nicht lange und bin auch schon auf dem Weg zum Volksrat. Er ist kaum einen Steinwurf weit von der reformierten Kirche entfernt. Den Vorsitzenden finde ich vorläufig nicht, dafür treffe ich einige Bekannte und Verwandte, die sich hier auf die eine oder andere Art betätigen. Einer sagt: auf dem Gebiet des Telefons, der andere auf veterinärem Gebiet, der dritte sagt, auf dem Gebiet der Ruhe und Ordnung, das ist der Dorfwächter.

Mit dem ersten Atemzug wird eine alte Erinnerung in mir wach. Hier stand, in der Mitte dieses Saals, vor zwanzig und etlichen Jahren der königliche Wachtmeister. Ihm gegenüber saßen sieben Bauern auf der Bank. Hin und her gehend brüllte der Wachtmeister genau so, wie dazumal die gesamte Weltgeschichte. Dann zog er seinen Rock aus, krepelte sich die Hemdsärmel hoch und fragte: An welchem Ende soll ich mit dem Ohrfeigen beginnen? Die Bauern antworteten nicht. Soweit ich mich entsinne, bestand ihre Antwort aus einem unverständlichen Gemurmél. Ich war damals aus einem ähnlichen Grund

zwischen sie geraten, doch hatte man mich abseits gesetzt, in eine Ecke. Der Wachtmeister gewährte ihnen eine Minute Bedenkzeit, sie sollten selber bestimmen, wen er als ersten abohrfeige. Demzufolge praktizierte er eine bestimmte Form von Demokratie mit ihnen. Schließlich meldete sich einer und meinte: womöglich solle das Abohrfeigen verschoben werden. Sollte es jedoch unaufschiebbar sein, so wolle er — der Sprecher — der erste sein, da der am anderen Bankende zitternde Mann ausgerechnet sein Vater und außerdem krank sei.

„Dann fangen wir mit ihm an!“ sagte der Wachtmeister.

Sechs Ohrfeigen bekam der Mann und konnte heimgehen. Die nachfolgenden kassierten mehr, da sie nicht krank waren. Ich verfolgte ihren Abgang mit gemischten Gefühlen. Durch das Fenster beobachtete ich, wie sie kopfschüttelnd einer nach dem andern nach Hause wankten und sich Gesicht und Ohren an dieser neuen Zeitenwende betasteten. Uns Staatsbürger in Kinderschuhentuschuldigte der Wachtmeister, daß wir seine Kuh weggetrieben hätten, während er gerade Flüchtlingswagen plünderte. Zum Glück war er, bis an mich die Reihe kam, schon sendungsmüde, so daß ich nach zwei oder drei Ohrfeigen den anderen folgen konnte.

Auf der Bank, wo die Bauern gesessen hatten, mustert jetzt der Nachtwächter, ein Zigeuner, seinen neuen Schafspelz. Bis der Vorsitzende kommt, plaudern wir miteinander. Ich frage ihn, was es mit der Wächtereier eigentlich auf sich habe. Hauptsächlich das, sagt er, daß er nach dem Dunkelwerden vor der Genossenschaft herumlungert, nach allen Seiten Ausschau hält und sich von jedem, der vorbeikommt, eine Zigarette zustecken läßt.

„Das ist der eine Vorteil dieser Arbeit“, zählt er auf. „Der andere ist die Pension, die abfällt.“ Eine Arbeit, die keine Pension abwirft, lohne sich heutzutage seiner Meinung nach nicht.

Von der Person des Wächters wendet sich das Gespräch mir zu, das heißt meiner Schriftstellerei. Es fällt ihm ein, daß alle hier vor einiger Zeit im Ortssender eines meiner Stücke gehört haben, das Leugnen könne ich mir ruhig schenken, sowieso haben's alle heraus, daß von Juli-Néni die Rede ist, von unserer Nachbarin, und außerdem von einem gewissen Kerl namens

Romeo. Es hat ihnen so gut gefallen, daß ich meine Autorenschaft gar nicht erst bestreite. Dann will der Wächter wissen, ob ich mich noch an Romica erinnere, an seinen Neffen, mit dem wir im herrschaftlichen Obstgarten Pflaumen geklaut haben.

„Freilich erinnere ich mich“, sage ich, „nur ist der in dem Theaterstück ein anderer Romica.“

Er hätte ja auch gar nicht darum gefragt, meint er, sondern weil dieser Romi, falls ich es noch nicht erfahren haben sollte, sein Neffe also, sich ein funkelnelneues vierzigbässiges Akkordeon gekauft hat. Falls sich ein Geburtstag ergibt oder ein Namenstag oder irgendeine andere Geselligkeit, auf ihn kann ich zählen.

Unterdessen hat sich auch der Vorsitzende eingefunden und fordert mich freundlich auf, in sein Büro zu kommen. Er ist jung, von Sorgen geplagt, und als ich mit dem Zweck meines Besuchs herausrücke, nickt er wohlwollend.

„Wir legen uns ins Zeug“, sagt er, „damit’s keine Klagen gibt.“

„Warum geben Sie dann den Leuten nicht genügend Holz?“

„Wer gibt nicht!“ protestiert er und macht ein treuherziges Gesicht. „Wem zum Beispiel haben wir nicht gegeben?“

Ich nenne das Beispiel, die Beschwerde meines Vaters, worauf er nach kurzem Überlegen und weit nach vorn gebeugt mich ganz im Vertrauen fragt:

„Sie wollen wirklich schreiben?“

„Wenn es möglich wäre“, sage ich.

„Dann geben wir! Eine ganze Fuhre.“ Begeistert packt er meinen Arm. „Schreiben Sie auch über uns was Schönes.“

„Wenn es nur irgend möglich ist!“ sage nun auch ich begeistert. „Die Wärme dieser Ladung Holz darf nicht verlorengehn.“

Damit ist die Angelegenheit erledigt.

Zu Hause empfängt man mich wie den jüngeren Märchensohn, der die Tochter des Kaisers bekommen hat und dazu sein halbes Reich. Mein Vater wartet am Tor, er hatte keine Geduld, die Zeit im Haus abzusitzen.

„Wie ist die Lage?“

„Die Lage ist gut“, sage ich.

„Hab ich doch gewußt“, wirft er strahlend das Tor zu. „Wenn du nur den kleinen Finger rührst, wird’s warm.“

Ich muß ihm die Heldentat in allen Einzelheiten schildern, vom ersten bis zum letzten Wort, und ob ich den Vorsitzenden

nicht etwa durch ein härteres Wort vor den Kopf gestoßen habe, da ich nämlich fortgehe, sie hingegen im Dorf bleiben, folglich im Wirkungsbereich der Obrigkeit, und da empfiehlt sich zu wissen, daß dies keineswegs eine beliebige Lage ist, sondern eine, die man zur Kenntnis nehmen muß.

Als wir den Schlußstrich unter diese Angelegenheit ziehn und mächtige, mit Holz beladene Wagen durch unsere Phantasie rattern, geht die Türe auf und Chiriana erscheint, einen Teller mit Pfannkuchen in der Hand. Zuerst werde ich bedient, quasi als Heldenehrung.

„Ich hab das geborgte Feuer zurückgebracht“, sagt sie lachend und redet mir zu, ihr Backwerk zu kosten. Sie hat für jeden von uns einen Pfannkuchen gebracht, das heißt fünf.

Eine rote Wiege am Himmelsrand

Auch heute hat mich eine ganze Schar Verwandter besucht; sie halten ihr Schicksal wie ein quengelndes Kind im Arm. Mit ihnen ist auch Tante M. gekommen, den schleichenden Tod auf den Fersen und über das Ende eines knotigen Stockes gebeugt, fast bis zur Erde in sich zusammengesunken. Von ihr verabschiedete ich mich, zum letztenmal vielleicht, als gerade die rote Wiege an meinem Fenster vorbeiflog. Sie war um die Mittagszeit am Rande des perlmutternen Himmels erschienen wie ein geflügeltes Pferd.

„Schau mal hin! Dort ist meine Wiege!“ zeigte ich sie auch meiner Mutter.

„Das ist nicht deine Wiege“, sagte Mutter. „Jemand hat sie ausgeliehn, bestimmt ist ein Kind zur Welt gekommen.“

So begann an diesem Tag unser Gespräch über die Sorgen der Wiege, der die Macht gegeben ist, die Phantasie des Dichters aus dem Reich der Sterne zurückzubeordern; zwischen die Erdschollen zurück, wo nicht Sphärenmusik erklingt, sondern Bauernkinder weinen.

Die rote Wiege reist auf den Schultern eines Mannes an ihren Bestimmungsort, war das erste, was ich wahrnahm: es war ein untersetzter, pelzmütziger, grobbestrumpfter Bauer, und die

Wiege machte bei jedem seiner Schritte einen schwungvollen Satz, als schaukle sie nichts anderes als ihre eigene Lust. Diese nach Kindern schreiende Bewegung der Wiege war ihre Existenzform: nun aber, da sie so leer herumbaumelte — mittlerweile hatte sich herausgestellt, daß sie doch kein fliegendes Fohlen war —, schien sie ihren Sinn eingebüßt zu haben, wie übrigens alles, was sich nicht an seinem vorbestimmten Platz befindet. Daß ihr dennoch ein Gruß gebührte, hatte sie sich durch ihre Vergangenheit verdient: durch ihre Dienstjahre. Mutter sagt, daß in ihr schon ganze Generationsfolgen gebrüllt haben. Diese besänftigenden, einschläfernden Schaukelgestelle wechseln in unserer Gegend das Quartier wie die fahrenden Scherenschleifer. Ja, es ist sogar Gesetz, daß die Wiege nicht rasten darf, irgendwo auf dem Boden oder in einem Scheunenwinkel. In der Tat sind die gelungenen Exemplare Gemeingut. Der Name ihres ursprünglichen Besitzers und Schöpfers verliert sich mit den Jahren in nebelhafter Ferne wie der Name von Volkslieddichtern. Die größte Sünde ist: Bohnen darin zu trocknen.

„Abraham zeugte Isaak, Isaak zeugte Jakob, Jakob zeugte Juda und seine Brüder...“ machte Mutter mich mit gespielter Ernst auf die Treppe aufmerksam, über die der endlose Zug aufgebrochen war, und fuhr dann mit der Frage fort, warum denn Gyula nicht Gyulika zeuge und Ferenc nicht Ferencke und János nicht Jánoska, um der Wiege Arbeit zu geben.

Sie muß in Gedanken einen weiten Raum durchwandert haben, denn nach einer Weile sagte sie:

„Zu meiner Zeit, mein Sohn... da waren die Kindersorgen wirkliche Sorgen und nicht bloß Larifari.“

Die Sorgen lebten auch in den Spielen der Kinder. Da denkt dieser Wieheißterbloß mit seinem damischen Kopf und seinen wackligen Knien aber auch gar nicht daran, daß der Mensch, wenn er aus dieser Schattenwelt auszieht, einen andern Menschen zurücklassen muß an seiner statt. Das Leben müßte als Brotgeber sprechen: Du gehst also, mein Knecht? Dann schaff mir einen andern Knecht an deiner statt!

Gewöhnlich begann das Spiel nach einer Hochzeit. Sowie die Erwachsenen ihren Tribut bezahlt und geheiratet hatten, wiederholte die Kinderschar das mit haarsträubenden Geheimnissen angefüllte Schauspiel. Wir begannen mit der männlichsten Szene: wir umarmten uns zu acht oder zu zehnt, torkelten wie Betrunkene die Straßenmitte entlang, winkten sogar den Fuhrleuten

zu, uns auszuweichen, falls ihnen ihr Leben teuer sei, und der Primas — mitunter ein waschechter Zigeunerbalg — kratzte seine Maisstengelfiedel und der Baßgeigenspieler bearbeitete seinen hervorgestülpten Bauch mit einem Kochlöffel und brummte dazu.

Hochzeitistin un sregasse / bisherhört man zigeunermusik/
wennsiemich auch nochsorufen / laßichmich dort dochnichtsehen.

Wir tranken Schnaps aus Arzneifläschchen und aßen in Schuhwichsschachteln gebackenen Kuchen dazu. Mit Sprüchlein machten wir uns gegenseitig den Mund wäbrig, und jeder hatte auch eine auserwählte Frau, die, in unverfälschtes Klagegeschrei ausbrechend, die ewige Weiberbitte abwandelte:

„Komm nach Haus, Mihály, du bist besoffen.“

„Halt's Maul, Weib, sonst hau ich dir eine runter.“

Ab und zu haute er ihr sogar eine herunter. Darauf machte das „Weib“ einen Höllenspektakel und rannte jammernd den Straßengraben auf und ab.

Den Klaps, die Ohrfeige, den Fußtritt, den Rippenstoß kriegte die Frau je nachdem, wer gerade das Vorbild ihres Auserwählten war. . . „Wie der Onkel János, so wackel ich sie durch.“ „Ich hau nur mit dem Handrücken, dann wird sie nicht blau.“ Freilich gab es auch beispielhaftes Verhalten: „Das Weib muß man lieben; nichts bringt die Frau um, nur die Lieblosigkeit.“ Auch dies hatte eines unserer Vorbilder gesagt, der schwärmerische Schuster.

N. R. war die Braut. (Ich darf nicht vergessen, sie heute noch zu besuchen!) Ein zerbrechliches, blauäugiges Ding mit kastanienfarbenem Haar; auf der Stirn hatte sie einen aus Wiesenblumen geflochtenen Kranz, auf den Schultern ein Leinenhandtuch, das wir Schleier nannten. Der Bräutigam schüttelte schwarze Maulbeeren vom Baum, mit ihrem Saft malte er der Braut Schuhe auf die bloßen Füße.

„Sie müssen ganz leicht sein, sonst reiben sie dir die Fersen auf!“

Wie kurz unsere Arme auch waren, wir umschlangen mit ihnen einen riesigen Zeitraum; denn wir feierten nicht bloß Hochzeit, wir spielten auch deren gesegnete Folgen. Nachdem wir mit großer Ausdauer getanzt hatten, zog die sechsjährige Braut mit dem siebenjährigen Bräutigam und allem hergebrachten Drum und Dran in das Hochzeitshaus ein, beziehungsweise in den Maulbeerbaum hinauf, wo sie mit der höllisch zwitschernden Spatzenschar nach den wohlschmeckenden, kleinen Beeren pick-

ten. Erst wenn eine angemessene Zeit verstrichen war, fragten wir zum Bräutigam hinauf, welchen Wein wir zum Herunterkraxeln bereitstellen sollten: roten oder weißen. Altem Brauch zufolge hatte beides seine Bedeutung. Der Rotwein pries den makellosen, wohlbewahrten Ruf der Braut, der Weißwein hingegen übermittelte die betrübliche Kunde, daß diese keineswegs im Zustand der Unschuld befunden worden war. Wir unter dem Baum aber freuten uns über beide Möglichkeiten; über die zweite, die weißweinige, vielleicht noch mehr, da sich in solchen Fällen das Schauspiel um eine düstere Szene bereicherte. Der Bräutigam mußte sich auf der Stelle vor Kummer besaufen, sein Weib an der Hand ins Elternhaus zurückführen und dort fragen:

„He, was war denn das, was ihr mir da gegeben habt?“

Doch auf unsere Frage rief die zarte Braut selbst mit triumphierender Stimme:

„Roten! Roten!“

„Stimmt's denn, Lajcsi?“ zweifelten wir laut lärmend und außer Rand und Band vor Glück, wie wir es den anderen abgeschaut hatten.

„Wie sie's sagt, so soll's sein!“ sprang Lajcsi vom Baum und gab sogleich den Befehl, eine Wiege zu schnitzen, denn das dazugehörige Kind habe er schon oben in der Baumkrone gedrehselt.

Dann stieg mit großer Vorsicht auch die Braut herunter, den in Maulbeerblätter gewickelten Königssohn unter der Leinwandschürze verborgen. Sie hatte sich das Pfirsichgesicht schwangerer Frauen ausgeliehen, vielleicht von der eigenen Mutter, und den lebenswürdigen Watschelgang kleiner Enten und Kücken.

„Ich bin so gelüstig“, sagte sie. „Ich bin gierig nach Zucker, Nüssen und Ribiseln.“

Bei den Gelüsten kam es mitunter zu einem Wortwechsel.

„Haben wir nicht ausgemacht, auf was du Lust haben wirst?“

„Auf alles, was ich seh.“

„Die Nüsse und der Zucker liegen da vor deiner Nase. Aber wo siehst du Ribisel?“

„Wenn ich die Augen zumach, seh ich auch die.“

„Wo siehst du sie?“

„Beim Herrn Edelstein im Garten.“

„Der Beistand soll hinlaufen und ihr eine Handvoll Ribisel stehlen“, befahl Lajcsika.

Unterdessen ging die junge Frau neunmal um den Maulbeerbaum, dann setzte sie sich ins Gras und sagte:

„Meine Zeit ist gekommen. Lauf um die Hebamme!“

Auch die Hebamme war zur Stelle; mangels eines Mädchens hörte sie auf den Namen Kelemen, der seines sanften Wesens wegen zum Kinderbaden und -wickeln wie geschaffen war. In der Zwischenzeit wurde die Wiege angefertigt, aus Sonnenblumen- oder Maisstengeln. Hinein betteten wir den holzgeschnitzten Königssohn. Die kleine Frau schaukelte ihn und sang dazu, wir aber saßen um ihn herum wie die Wunderhirten um den Nazarener. Und wieder schwangen wir die funkelnden Apothekergläschen und tranken auf das Neugeborene, damit es gedeihe an Leib und Seele, auch auf die Gesundheit des Keimblattmütterchens, das so über sich selbst hinauswuchs — und wir durch es — in die unermeßliche Zeit hinein.

„Gebe Gott, daß dir die Milch nicht versiegt!“

Das Kind taufte wir — damit auch der Name seines Vaters fortduere — Lajos nach Lajcsi, der sanfte Kelemen aber, der sich nicht bloß auf das Handwerk der Hebamme verstand, sondern auch auf die priesterlichen Verrichtungen, flocht am Ende der Zeremonie geschickt ein passendes Gebetchen ein.

In jenem Jahr herrschte eine große, drückende Trockenheit, die die Erde rissig machte. Die Hacke dröhnte auf den Feldern wie Glockenläuten, und die Maisfelder sahen nicht mehr Regen, als Schweiß von unseren Eltern auf sie heruntertropfte. Doch darum kümmerten wir uns wenig, dafür zogen wir Lajos auf der Stelle groß und geleiteten ihn mit unserem Spiel bis an die äußerste Grenze des Greisenalters, um ihn begraben zu können. Und das Leben duldete es, daß wir ihm wie einem rauhneckigen Löwen in die Mähne fuhren und es auf jede erdenkliche Art in Versuchung führten. Seine Geduld dürfte sich einzig und allein darauf begründet haben, daß es uns eines schönen Tages sowieso allesamt an der Hand nehmen würde.

Was dann auch eintraf!

Um uns zu belehren, stellt Mutter eine Rechnung auf:

„Die Kindersorgen, mein Sohn, waren wirkliche Sorgen. Wenn mein Vater, Gergely Székely, und meine Mutter, Máriskó Dézméri, am Abend auf den Flur hinausgegangen sind, um die Familie zusammenzurufen, zum Nachtmahl, da hat's geheißen: Sári! Máriskó! Jóska! Berta! Pista! Erzsi! Gergely! Ilona! Eszti! Zsófi! Rebekka! oder wie du gleich heißt. Das macht,

wenn ich mich nicht verrechnet hab: elf. Mein Großvater, Mihály Székely, der hat nur vier Kinder gehabt, aber mein Urgroßvater, László hat er geheißén, der hat alles in allem zwölf gehabt. Und der Vater von deinem Vater, Mihály Süt , und seine Frau, Agnes Illyés, die haben, wenn sie auf den Jahrmarkt gefahren sind, zusammengezählt, wem sie von dem Herrschaftsgeld Mützen oder Schürzen kaufen sollen: Kati, Máriskó, Gergely, András, Dani, Ágnes, Juliska, Anna, László, das sind neun. Die haben nicht gesagt: na was kaufen wir unserem Herzblättchen? Und auf deinen Urgroßvater, auch er hat Mihály Süt geheißén, auf den hat Hochwürden Istók Sándor, der Herr gib ihm die ewige Ruhe, dieses Gedicht da geschrieben. Steck's in die Zeitung.“

Aus der Familienchronik schreibe ich das Gedicht ab, das folgendermaßen lautet: der Leibeigene Mihály Süt lebte 64 Jahre. Seine erste Frau, Kutas Karolina, starb jung.

Sie lebte 38 Jahre.

Seine zweite Frau, Rebekka Pogács, starb jung.

Sie lebte 37 Jahre.

Ihre Kinder waren:

Anikó, geboren 1844.

András, geboren 1847.

Er starb jung, noch im gleichen Jahr.

Laci, geboren 1849.

Er starb jung, im Alter von vier Jahren.

Máriskó, geboren 1852.

Sie starb jung, im Alter von einem Jahr.

Laci und Máriskó starben im selben Jahr.

Sálomé, geboren 1854.

Katica, geboren 1856.

Máriskó, geboren 1859.

Susika, geboren 1863.

Debora, geboren 1865.

Gyuri, geboren 1868.

Gyuri starb jung, im Jahre 1874.

Martzi(l), geboren 1870.

Martzi starb jung, im Alter von sechs Jahren.

János, geboren 1873.

János starb 1874.

Gyuri, geboren 1875.

Gyuri starb 1876.

Kati, geboren 1878, starb noch im gleichen Jahr.

Welche Gedankenverbindung mochte angesichts der Matrikelchronik des hochwürdigen Herrn meiner Mutter das Wort Gedicht in den Mund gelegt haben? Vielleicht der in den tiefen Schichten ihres Gefühls schlummernde, uralte und unangetastete, von der zeitweisen Flatterhaftigkeit der Literatur noch nicht durcheinandergebrachte Anspruch auf eine einheitliche Betrachtungsweise von Leben und Dichtung. Vielleicht auch ihre persönliche Bindung — ihre Kunstauffassung, wenn Sie wollen — an den Leibeigenen Mihály Süt, dessen vierzehnköpfige Schar mit ihren zehn toten und vier lebenden Streitern gleichsam sich selbst Wegweiser war: gegen die Vernichtung kämpfend, hat sie mit einer einzigen schaukelnden Wiege die Drahtverhaue der Geschichte durchbrochen.

Das dem Leibeigenen Mihály Süt beschiedene Maurerlos war düsterer als das ursprüngliche in der Ballade. Er hat zwei Frauen eingemauert. Es gab auch ein Jahr, da er gleich zwei Kinder zu Grabe trug; 1876 starben der einjährige Gyuri und der sechsjährige Martzi.

Eine solche Zwangsverschwendung von Lebenskraft kennt nur die Natur: So werfen sich zu Tausenden die geflügelten Samen der Tannen in den Wind, damit sich wenigstens einer von ihnen im Felsritz festklammere.

Mutter sagt, der kleine Infanteristentrupp wäre bis auf den letzten Mann erhalten geblieben, hätte es sich so gefügt, daß Gyula Szász mit der Injektionsnadel in der Tasche über ihnen wacht. Er trabt nämlich von Haus zu Haus, von Krankem zu Krankem, mit allerlei Medikamenten beladen. Heute ist das Dorf der größte Medikamentenverbraucher. Selbst bei voller Gesundheit konsumiert es die bunten „Knöpfe“ mit Heißhunger. Der Kuhwärter lehnt sich, nachdem er zwei Armvoll Heu in die Krippe geworfen hat, gegen den Türstock und kuriert in aller Bequemlichkeit auch sich selbst: statt einer Tabakdose fischt er eine Vitamindose aus der Tasche. „Gegen was ist das gut?“ fragt der Traktorfahrer, der unter dem Überziehanzug immer noch ein unverfälschter Bauer ist. „Gegen alles!“ „Dann rück mal heraus!“ Mein Vater hat ein acht- bis zehnjähriges Rezept, das ihm der Arzt gegen Kreuzweh verschrieben hat; gleich dem rettenden Engel flattert dieses Rezept nun durch die Gegend. Das halbe Dorf hat sich damit schon Pulver brauen lassen, und jetzt verspricht man bereits aus dem dritten Dorf, es demnächst zurückzuschicken, aber auch sie selbst warteten darauf, daß es vom

Schomkuter Gehöft zurückkommt, wo ebenfalls ein Weingartenwächter Kreuzschmerzen hat. Jemand kam sogar auf die Idee, daß man ein solches Wunderrezept gratis gar nicht verborgen sollte.

„Sollns doch bezahlen, wenn sies zerfetzen! Warum soll der nicht was profitiern, dems Kreuz zuerst weh getan hat?“

Solcherart in die Gegenwart zurückgekehrt, erfahre ich nunmehr, daß N. R.s Kind — der ehemaligen kleinen Braut — gleichfalls nach schweren Kämpfen „gratis“ den Klauen des Todes entrissen worden war. Früher floß nicht einmal einem Baron ein solcher Haufen teurer Medikamente zu, wie ihn das Spital auf den armen Wurm verschwendet hatte.

Ich blicke auf.

„Ich wußte gar nicht, daß sie ein Kind hat!“

„Freilich hat sie eins“, sagt Mutter, und ich merke es ihrer Stirn an, daß ihr Stoff für einen ganzen Roman durch den Kopf schießt.

In der plötzlich einbrechenden Stille wird mir bewußt, daß ich wirklich keinen Grund habe, mich zu wundern. Schließlich ist es eine Ewigkeit her, daß wir das Laubgehöft der wie toll zwitschernden Spatzen zu N. R.s Brautgemach auserkoren haben, damit Lajcsi sie da emporführe, als wäre es der Himmel.

Da ich dazu neige, Erinnerungen zu bewahren, habe ich N. R.s Kindergesicht bis auf den heutigen Tag mit mir herumgetragen. Wie aber mag sie nun aussehen, da sie gleich mir aus dem Strahlenkranz des Spiels herausgetreten und dem Leben in die Hände gefallen ist? Nun, da aus dem Schaukeln der Wiege allmählich Ernst geworden ist und man nicht mehr anstelle des holzgeschnitzten Prinzen weinen muß, weil er auch von allein weint.

„Ich besuche sie“, sage ich meiner Mutter und gehe auch gleich los.

Nach einigen Schritten fällt mir ein, daß mein Aufbruch nicht vorschrittsmäßig war. Ich kehre also um und sage:

„Darf ich ein wenig spielen gehn?“

„Wenn's dunkel wird, bist du zu Haus!“ geht meine Mutter auf das Spiel ein, aber bloß mit einem kurzen, geseufzten Lachen, denn gleich darauf flog ein Schatten aus den Augenwinkeln darüber.

Ich gehe also!

Ausgelassen fallen wir uns um den Hals, die Burschen und ich, und hinter mir ertönt die Maisstengelgeige. Auch die Zeit kommt mit mir und mitten im Schneefall der belaubte Maulbeerbaum.

Hochzeitistin un srrergasse. . .

Meine Stimme glänzt und schneidet wie ein neues Messer.

Weder ein Wagen noch ein anderes Hindernis kann meiner guten Laune den Weg verstellen. Auch kommt es mir gar nicht in den Sinn, daß auf dieser Welt etwas anderswo stehen könnte als auf seinem angestammten, rechtmäßigen Platz: es gibt keine unbegehbaren Wege und keine unübersteigbaren Zäune; der Tod jagt uns keinen Respekt ein, wir weben ihn ins Spiel ein wie einen schwarzen Zwirnsfaden, und wenn uns gegen Abend der Hunger packt, lassen wir ihn samt der Stengelgeige im Staub liegen.

Die hutzelweibchengroße Braut erwartet uns zwischen den Ribiselsträuchern des Herrn Edelstein; der Herr ist von den Toten auferstanden, und während er nach dem ausgedehnten, jenseitigen Fasten flink auf den besagten Ort zugeht, stellt er den Ribisel-dieben eine gewaltige Tracht Prügel in Aussicht.

Doch die Braut hat weder Ohren, um Herrn Edelstein zu hören, noch Augen, um Herrn Edelstein zu sehn. Was ist schon diese kleine Tracht Prügel gemessen an jener Kraft, die sie nun auf ihren Schoß hinaufhebt, um sie aus ihrer Jungfernschaft hinüberzutragen ins Frauendasein. Wofür bereits sämtliche Voraussetzungen gegeben sind: an ihren Füßen die blauen Maulbeerschuhe, auf ihrer Stirn der Froschkrautkranz, auf ihrer Schulter der Wergschleier, dazu irgendwo in der Nähe der barfüßige Bräutigam; etwas weiter weg wartet der Maulbeerbaum, daß die junge Frau neunmal um ihn herumgehe, und wir alle sind von Zuversicht erfüllt, daß unser Leben unverwüstlich ist.

Ich stoße das kleine kraftlose Tor auf und lasse die Kinderhochzeit hinter ihm zurück. Langsam deckt sie der Schnee zu. In N. R.s kleinem Hof suche ich die sicheren und vertraut tröstenden Ecken und Winkel von einst, jedoch alles, was mir vorerst ins Auge fällt, mutet wie eine Rote Betrunkener an. Das aus Abfallholz, Maisstengeln und Ruten zusammengezimmerte Liniengewirr der Umzäunung krallt sich sozusagen mit allen vieren fest, um nicht umzufallen. Der Hühnerstall wackelt, die blinde Sommerküche, in der es um diese Zeit weder Sommer noch Pfannkuchenduft, noch Menschen gibt, ist in die Knie gebrochen. Ich sehe auch drei alte, knorrigte Zwetschgenbäume,

die pure Verzweiflung, da sie die in den Himmel führende Gerade suchen, während der Boden unter ihnen schwankt, nach dem man sich gleichermaßen orientieren muß, und so wahren sie in ihrer himmelschreienden Schrägheit die Gerade, was gewiß ein unhaltbarer Zustand ist.

Gut fundamentierte ist bloß das neue, pausbäckige Haus auf der flachen Stirn des winzigen Hügels.

Die kleine Braut liegt im Bett; sie ist jetzt mager, bleich, und der Wellengang der Jahre hat ihre blauen Augen ausgelaugt. Doch ihre nackte, gesunde, linnenweiße Brust schwellt sich wie durch ein Wunder, als wäre sie ein Segel. Und als wäre es ein kleiner, tapferer Matrose, klammert sich das echte Kind mit beiden Händen daran fest; es saugt aus Leibeskräften, als hätte man es im letzten Moment zur Teilnahme an einem Rayonswettbewerb delegiert. Die Mutter blickt mich zögernd an, dann zieht sie ein sauberes, gebügeltes Taschentuch unter dem Kissen hervor und bedeckt mit einer ruhigen Bewegung ihre Brust.

„Setz dich“, sagt sie freundlich-verlegen.

Ich setze mich auf das niedrige Bett ihr gegenüber. Zuerst lobe ich das krause, schwarzhaarige, weckendralle Bübchen, dann das neue Haus. Ich erinnere mich noch an das frühere alte Haus und an ein biegsames, dünnes Mädchen darin.

„Das Haus, das ist neu“, sagt sie; über das Mädchen fällt kein Wort.

„Wie geht's dir?“ fragt sie nach einer Weile, verhüllt die eine Brust und hält die andere dem Kind hin.

„Danke der Nachfrage.“

„Wie ich dran bin, siehst du ja“, lächelt sie mir betrübt zu.

„Aus mir sind zwei geworden.“

„Hättest mich zur Hochzeit rufen können.“

„Das ging nicht an.“

„Warum nicht?“

„Das ist alles so plötzlich gekommen. Es war gar keine richtige Hochzeit.“

Nur ihre Worte sind an mich gerichtet, ihre Blicke gleiten über mich hinweg in die Ferne. Ich ahne, daß etwas nicht in Ordnung ist, deshalb erkundige ich mich auch nicht weiter nach der Hochzeit. Mädchenentführungen sind bei uns noch ein gern geübter Brauch. Freilich ist dies bei weitem kein so erquickliches Abenteuer, wie man es in Filmen sieht. Tante B. ist am Morgen darüber erwacht, daß der auf dem Ball und bei der Ent-

führung so kühne Ritter sich heimlich aus dem Staub gemacht hat. Dem Mädchen blieb nichts übrig, als mit aufgestecktem Haar, das kleine und von der Schande erschwerte Bündel unter dem Arm zu seinem Vater heimzukehren, wo es die üblichen, das Freudenfest abschließenden Ohrfeigen erwarteten. Um ein solcherart gebrandmarktes Mädchen an den Mann zu bringen, schließt sich später gewöhnlich die ganze weitverzweigte Verwandtschaft zusammen, bis sich zuletzt ein Hinkelbein oder ein Schwachsinniger in der Schlinge fängt.

„Wo ist dein Mann?“ frage ich.

„Das ist's ja“, seufzt die Frau. „Wo der sein mag?“

„Hat er dich verlassen?“

„Er war bloß Bräutigam.“

Ich frage sie nicht weiter aus, da ich merke, wie ihr die Tränen kommen. Sie fallen dem Kind ins Gesicht und vermischen sich mit der süßen Muttermilch. So wächst der Mensch heran, mit abwechslungsreicher Nahrung. Später kommt auch N. R.s Mutter herein, sie schüttelt den Schnee ab und schickt dem Bräutigam einen Schwall kräftiger Flüche nach.

„Solang der keinen Ring am Finger gehabt hat, hat er sich nicht getraut, die Zähne zu zeigen. Der hat den Ring auch nur gebraucht, um sich auszutoben.“

In plötzlich aufwallender Verbitterung stellt sie auf einmal sogar das Recht auf die Brautschaft in Frage:

„Entweder geradewegs vor den Pfarrer, oder Schluß.“

Ich riskiere den Einwand, daß eine längere Bekanntschaft vonnöten sei. Doch schieße ich offensichtlich am Ziel vorbei, da ich am falschen Ort geredet habe.

„Nichts zu sagen: die Bekanntschaft hat ihr was eingebracht.“ Nun wischt sich auch die alte Frau über die Augen.

Flehend und anklagend blickt das Mädchen sie an. Die bitteren Worte sind wie Steine auf das Kind gefallen. Auch die alte Frau merkt es und versorgt ihren schwarzhaarigen Enkel mit kaum verhehlten Selbstvorwürfen. Sie wärmt das Wasser fürs Bad und breitet Windeln über dem Herd aus, wo eine kleine, an die Wand gesteckte Papierschlange sich im Luftzug dreht.

„Sei nicht böse, daß ich dich so empfangen hab“, sagt sie sich entschuldigend und fragt gleich auch ihre Tochter, ob sie Lust hätte, etwas zu essen, weil sie dann fürs Nachtmahl eine Henne schlachten wolle.

Es scheint, uns alle umfängt friedliche Ergebenheit. Das Kind wird gewiß heranwachsen und die Schande verblaßt mit der Zeit.

„Ich hab den János B. gesehn“, meldet sich später die alte Frau. „Er hat eine Wiege getragen für seinen Sohn. Die rote vom Ignác.“

„Ich hab schon den Trog ausprobiert“, sagt die junge Frau. „Er wiegt ihn wie das Wasser.“

„Und er wächst darin wie das Brot“, werfe ich ein, damit in bezug auf die Zukunft jemand etwas anstelle des Vaters sagt. Meinen ursprünglichen Vorsatz — an den holzgeschnitzten Prinzen zu erinnern — lasse ich fallen.

Möge ihn draußen unter dem Maulbeerbaum der Dezemberschnee zudecken.

Flügelahme Frauen

Nicht die Traumprinzen will ich vorladen, sondern das Keimblattmenschlein betrachten; Ergebnis der Verirrungen zweier Liebender. Zu Beginn war dieses Ergebnis Weibergemunkel. Faden für Faden griffen meine gierige Aufmerksamkeit und später mein Gedächtnis diese schwarze Stickarbeit auf.

Erstes Gemunkel

„Von wem ist denn der Bub?“

„Ach, das weißt du nicht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Von dem, du weißt doch...“

„Wessen? Doch nicht...“

„Jawohl, doch!“

„Wie konnte denn das passieren?“

„Siehst es ja selbst.“

„Das Mädchen hat doch der andere nach Haus begleitet. Du weißt schon wer. . .“

„Wie soll ich's nicht wissen?“

„Und trotzdem ist das Kind von diesem?“

„Von diesem.“

„Das geht mir nicht in den Kopf.“

„Ihr selbst auch nicht.“

„Was geht ihr nicht in den Kopf?“

„Daß sie in den verliebt war und trotzdem von diesem das Kind hat!“

„Du lieber Himmel!“

„Sie war gestern da. Ich sag ihr: hast schon einen großen Jungen. Mehr muß man gar nicht sagen, gleich kommen ihr die Tränen. Ich sag ihr: wo hast du deinen Verstand gehabt? Sie begreift es nicht. Dabei sind schon fünf Jahre um. Sie hockt mutterseelenallein im Flur, spinnt, näht, grämt sich und versteht nicht, was ihr damals passiert ist. Sie ist ja bloß hinausgegangen, hat sich bloß hingesetzt, hat's auch gar nicht gewollt, gar nicht gewünscht. Da hat man's. . .“

„Vielleicht war sie verhext!“

„Darauf kannst du Gift nehmen.“

„Es gibt solche Tage. Der Mensch ist auf nichts Gutes gefaßt, und dann bringen sie das Böse. Aber sie hätte auf der Hut sein müssen.“

„Weiß der liebe Gott, wie sowas zugeht. Wie kann der Mensch überhaupt wissen, ob er selber auf der Hut war oder ob er nur grad Glück gehabt hat und das Glück ihn beschützt hat.“

Besagtes Kind war stets artig und still. Ich erinnere mich nicht, daß sein Vater ihm jemals ein Lächeln geschenkt hätte. Wir anderen alberten und tollten unbekümmert und verwegen um ihn herum. Und wenn wir einen guten Tag hatten, schleppten wir haufenweise Flüche heim, in denen von unseren Müttern, zumeist aber von unseren Vätern und ihrem Herrgott die Rede war. Dem unerwünschten, ungeliebten Kind, das dennoch zur Welt gekommen war, wurde, und wenn es bloß ein Spatzenei geklaut hatte, die härteste Strafe zuteil: es wurde Bankert genannt.

Zweites Gemunkel

„Auf Ehre und Gewissen: hast du den Mann geliebt?“

„Wie hätt ich ihn lieben sollen! Ich war doch seine Magd.“

„Warum hast du dich dann mit ihm hingelegt?“

„Ich weiß nicht.“

„Sag das nicht, sonst brenn ich dir die Augen aus.“

„Ich war die Magd.“

„Auch ich war Magd. Stubenmädchen, Küchenmädchen, bei versoffenen Herren, aber sowas hab ich trotzdem nicht gemacht.“

„Seitdem der Herr Notar die gnädige Frau ins Spital gebracht hatte, hat er mich nicht mehr in Ruh gelassen. In dem großen Haus waren wir nur zu zweit. Er hat's mit Gewalt wolln.“

„Warum hast du ihn nicht in die Gurgel gebissen?“

„Daran hab ich nicht gedacht.“

„Warum hast du ihm nicht die Haut vom Gesicht gekratzt?“

„Auch daran hab ich nicht gedacht.“

„Woran hast du denn gedacht? Was deine eigene Mutter dir beigebracht hat, daran hast du nicht gedacht? An deinen Vater hast du nicht gedacht? Die Ehre, deine einzige Mitgift, an die hast du nicht gedacht? An den armen Burschen, der dir tagtäglich das viele Wasser aus dem Brunnen geschöpft hat, an den hast du auch nicht gedacht?“

„Ich hab an gar nichts gedacht.“

„Jetzt kannst du's ausbaden. Jetzt hast du, woran du denken kannst.“

Solcherart hatte eine ihrer engelreinen Tanten die junge Frau mit ihren Fragen unter Beschuß genommen. Ohrenzeuge dieser Szene war ihr sechzehnjähriger Bruder gewesen, der auf der Falltür des Dachbodens gekauert hatte. So war ihm das Drama zu Ohren gekommen. Später, an einem regnerischen Sommerferiennachmittag, hatte er es auch mir erzählt. Ich habe es hier fast wörtlich zitiert. Zweifellos hält das unbeschwerte Gedächtnis der Flegeljahre alles viel genauer fest als das spätere. Damals hatte ich das Empfinden, eine weniger melodramatische Fassung von Sándor Bródys „Amme“ gehört zu haben. Das Leben hat freilich den Konflikt anders gelöst: nicht bühnenmäßig und ohne die Knalleffekte der zu großen Augenblicken sich verdichtenden Katharsis, sondern auf eigene, schöpferische Art mit seinen bis zum Tod verschleppten Kompromissen, seinen bis zum letzten Atemzug um sich hauenden, auszehrenden und langsam erlöschenden Leiden.

Den Fall habe ich auf Grund weiterer Augenzeugenberichte im Laufe der Jahre vollständiger rekonstruiert. Die Hochzeit war die übliche. Das junge Paar wurde vom gleichen Notar getraut. (Meine Phantasie hat diese romantische Duplizität: das verführerische und das segenspendende Janus-Gesicht lange

Zeit beschäftigt. In seinem übertrieben wahren Wesen begann mich schließlich seine UnWahrscheinlichkeit zu beunruhigen, bis ich mich damit abfand, den Vorfall nicht niederzuschreiben.) Die kirchliche Trauung fand an einem Sonntagnachmittag im Frühjahr statt. Der Pfarrer fragte den Bräutigam: Im Namen des Herrn, liebst du diese Jungfrau? Du aber, so und so genannte Jungfrau, liebst du diesen so und so genannten Mann aus ganzem Herzen? Ihre Antwort ist bekannt, schließlich haben wir alle sie zu angemessener oder unangemessener Zeit erteilt. Ich weiß nicht, ob die Jungen unter den gegebenen Umständen, da sie über die Freiheit der Wahl nicht mehr verfügten, ihnen vom „Nein“ nur das „Ja“ übriggeblieben war, die völlige Sinnlosigkeit und Zeitwidrigkeit dieser Frage durchschaut hatten. Den Zeugen nach waren sie glücklich. Sie tranken Kümmelschnaps und sauren Wein und aßen Fleischsuppe, Schafsgulasch und Sauerkraut. Die Brautführer priesen in Reimen die Köchin und die Wonnen des Ehelebens, wie auch die Freuden des menschlichen Daseins im allgemeinen. Der Bursche, welcher dem Mädchen das viele Wasser aus dem Brunnen geschöpft hatte, war stumm ergriffen. Er trank nur wenig und war in dem schwelenden Trubel, in der übersprudelnden Heiterkeit sehr nachdenklich, ein schwächtiger, starrsinniger Bursche mit dem Gesicht eines Leibeigenen und des Schreibens völlig oder zumindest halb unkundig. Das Gesicht der Braut hat sich mir genauer eingeprägt: sie hatte strohgelbes, buschiges Haar und wäßrigblaue Augen. Ich entsinne mich sogar, daß sie leicht loslachte; für ein freundliches Wort und eine Neckerei bescherte sie jedem ein leichtfertiges, beunruhigendes Lachen. Mit ihrer Mitgift war es nicht weit her, ein halbes Joch Ackerboden, hieß es, ein Kälbchen, einige Kissen, eine Wolldecke und zwei-drei bestickte Wandschoner. Gegen Morgen steckten die Weiber, die alles voneinander wissen, die Köpfe zusammen und stellten fest, daß die Braut schwanger war, woraus bald gewaltiger Kra-wall entstehen würde. Der starke Pflaumenschnaps und der saure Wein waren hart in die Männer gefahren. Sie taumelten durch das Morgengrauen, randalierten vor dem Haus, neben dem Haus, im Garten, unter den Apfelbäumen und die Hecke entlang, gröhlten betrunken und fielen sich um den Hals. Kummer und das wie ein Zwetschgenkern schmeckende Gefühl der Zusammengehörigkeit hatten sich ihrer bemächtigt. So merkten viele erst gar nicht, wie der frischgebackene Ehemann die Ehe-

frau mit dem eben erst aufgesteckten Haar eine elende Hure schimpfte und unter Ohrfeigengeprassel aus dem Hochzeitsbett jagte; ohne Wehgeschrei rannte das Weib hinaus auf die Wiese und versteckte sich bis zum Nachmittag im Gehöft einer Verwandten. Noch am gleichen Tag fuhr der Notar nach Klausenburg, den Schrecken hätte er sich schenken können; niemand forderte Genugtuung von ihm. Meine teils durch Lektüre, teils an eigenen, niegeschriebenen Dramen erhitze Phantasie schwelgte in den schauerlichsten Rachebildern. Und erst recht, als das Kind des Notars dann auch zur Welt gekommen war. Den Redereien um mich herum entnahm ich, daß das Kind auf Schmuggelwegen zwischen die Bande der Ehe geraten war: ohne Zollerklärung. „Es ist denkbar“, kommentierte spöttisch der Wagner, „daß dieser Mann und auch das Mädchen sich zum Beispiel nicht den Sohn des *Notars*, sondern den Sohn des *Pächters* gewünscht haben. Und da er von der Sache nichts gewußt hat, ist seine Empörung begreiflich.“ Inmitten so vieler Mißgeschicke hatte sich folglich die Freiheit der Wahl für ihn gar nicht erst ergeben. Ich hin gegen hatte die leichtblütige Jagussa vor Augen, an Reymonts Schandkarren gefesselt; verschwommen zeichneten sich im Dunkel der Antike peloponnesische Bauern ab, die, gütig züchtigend, ihre gefallenen Töchter mit der Axt köpften. Ich sah im Lehnstuhl die Leiche des Notars, und über ausgedörrte Wiesen irrend, Unterschlupf und eine Spur Verständnis suchend, die strohhaarige Frau. Am nördlichen Ende des Hochzeitshauses suchte ein verkümmerter Wald es dem wirklichen gleichzutun; aus seinen Sträuchern hörte ich die Stimme schauergesichtiger Furien, das steineschleudernde Zetern der getretenen Ehre.

Was nichts anderes war, als das übliche Abendgequiek zweier Spanferkel. Die beiden Ferkel waren das Hochzeitsgeschenk zum Brauttanz. Der Mann rührte mit ruhigen Bewegungen den Trank, dann legte er das Rührbrett weg, brannte sich eine Zigarre an und paffte den Rauch in Richtung der Waldnachahmung.

Die Hochzeit war tatsächlich in die Brüche gegangen wie ein zu Boden geschleuderter Krug. Im Dorf hielt sich das Gerede noch einige Tage, bei Verwandten in anderen Dörfern und allerlei Wandervolk sogar noch etwas länger, wie es auch mit Frontberichten ergeht. Wir selber erwähnten den Vorfall nicht mehr. Der Notar hatte sich in ein anderes Dorf versetzen lassen

Manche behaupteten, weil er vor Angst zitterte, daß niemand ihn zur Verantwortung gezogen hatte. Einmal sah ich den Vater des Mädchens; der Herr Notar hatte ihm gegen eine entsprechende Taxe irgendein Leumundszeugnis ausgefolgt. Der Mann hielt den Hut in der einen Hand, die Bestätigung, wonach an seinem moralischen und staatsbürgerlichen Denken und Verhalten nichts auszusetzen sei, in der anderen Hand. „Danke schön, Herr Notar“, sagte er kopfnickend, den Hals halb zur Seite gedreht und leicht nach vorn gereckt. So bot er das Bild eines Mannes, dem vom vielen überflüssigen Schlucken rauher und bitterer Brocken der Adamsapfel schließlich abgenützt und erlahmt war. Der aber trotzdem still und manierlich geblieben ist.

Was beweist die Zählebigkeit des Dramas überzeugender, als sein verhältnismäßig rasches Verschwinden: es wird zahm. Unter gewissen Umständen kann man sich an ein fehlendes Bein oder an eine halbe Lunge ebenso gewöhnen wie an ein überzähliges Wildschwein unter dem Herd.

Ich nahm also an, alles habe sich beruhigt. Nun konnten andere Donnerschläge auf die Glückssucher niederfahren. Doch eines Tages weinte das alte Elend wieder auf. Vielleicht habe bloß ich es gemerkt. Es ist sogar möglich, daß meine Wahrnehmung nur der in mich gefallene Rauhereif fremden Leids war. In strömendem Herbstregen, bei knöcheltiefem Schlamm, ging vorne der Mann, in seinen Spuren, immer wieder zurückbleibend, einen halben Sack Mehl oder Kleie auf dem Rücken, die Frau mit dem strohfarbenen Haar. Einmal glitt sie aus und fiel samt dem Sack mit dem Gesicht in den Straßengraben.

„Na!“ sagte der Mann.

„Ich bin hingefallen“, sagte die Frau.

„Steh auf“, sagte der Mann und watete durch den Dreck weiter. Später drehte er sich nochmals um und sagte: „Heb auch den Sack auf.“

Auch mein Vater erzählte uns eine Geschichte: wie er als Kind im Schilf einen Haufen Wildenteneier gesammelt hatte. Sobald die Glucke diese mit dem ihr eigenen leidenschaftlichen Unverstand ausgebrütet hatte, waren die kleinen schwarzen Wildenten noch zahmer als selbst die gelben, flaumigen Küken. Den ganzen Tag tummelten sie sich unter dem Herd und schnappten mit den Schnäbeln nach den aus der Asche springenden

Funken. In der Hand, in der Schürze meiner Großmutter, in der Pelzmütze meines Vaters, zwischen Hunden und Katzen fühlten sie sich wie zu Hause.

Sie plätscherten im Waschtrog, gediehen auf dem Handbreit Rasen wie in dem Schilf, aus dem sie noch in Eiform steckend, herstammten.

„Seht nur, seht!“ schüttelten die Leute den Kopf, „also da habt ihr's!“

Doch an einem Augusttag während eines donnernden Wolkenbruchs flogen sie wie auf ein geheimes Funkzeichen neben dem Waschtrog auf und verschwanden in keilförmig geordnetem Zug für immer am Horizont. Noch heute sucht mein Vater während des Wildentenzugs im Herbst den Himmel ab und sagt: „Kann sein, daß auch unsere Wildenten dort fliegen.“ Woraus ich jedesmal seine Vermutung heraushöre, daß, wie man sieht, das Übel den Menschen doch nicht zähmt.

Drittes Genükel

Die Frau, der ich im Volksrat begegnete, hielt uns alle mit ihrem Lächeln unter Feuer. Das heißt den ungeschlachteten Schreiber, den Verantwortlichen für das Wohlergehen des Viehbestands, den angesäuselten Amtsboten und mich. Sie hatte graue, glühende Augen, erfüllt von einer wichtigen Mitteilung. Ich wartete auf eine Telefonverbindung und las die Zeitung. Die Beamten verrichteten ihre in ihren Augen offenbar wichtig erscheinende Tätigkeit. Die Frau hatte vor ihrem Getue einen solchen Respekt, daß sie gar nicht erst wagte, ihr Anliegen vorzubringen. Sie versuchte bloß fortwährend, durch ihr flehendes Lächeln die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Im Raum stand ein vollgestopfter Ofen, der nach allen Seiten Rauch pustete, wovon wir noch mehr froren. Schließlich meldete sich der Schreiber:

„Haben Sie einen Brief gebracht? Geben Sie her, gleich habe ich Zeit, dann lese ich ihn.“

Die Frau nickte, lächelte und überreichte ihm einen handschriebenen, sorgsam vierfach gefalteten Brief. Der Schreiber bedachte ihn bloß mit einem flüchtigen Blick und fuhr mit seiner Arbeit fort. Wir waren wieder uns selbst überlassen: zwei wartende

Leute unter den emsig Schreibenden. Der Amtsbote schürte den Ofen, spuckte seitwärts aus und sagte zur Frau:

„Du bist mir die Richtige! Siehst doch selber, wie kalt es ist, und machst dir obendrein das Leben noch sauer.“

„Das macht sich ganz von selber sauer.“ Die Frau winkte ab.

„Wie alt bist du eigentlich?“

„Oh, schon zweiunddreißig.“

„Und dein Mann?“

„Dreiundsechzig.“

„Das ist ja allerhand. Was bringt dir das ein?“

„Wenigstens keine Kinder bringt's mir ein.“

Ich blickte von der Zeitung hoch, und das verlegene Lächeln der Frau fiel mir auf. Der Amtsbote begann von neuem zu sprechen:

„Bist du so sicher, daß er dir keine aufhält?“

Die Frau machte eine wegwerfende Handbewegung. „Auch so haben wir genug Scherereien.“

„Aber den Genossen dort, der die Zeitung liest, warum spießt du den so mit den Augen auf?“

„Gott bewahr“, lachte die Frau, „ich spieß ihn gar nicht auf, ich wunder mich bloß, wie schön er die Zeitung liest. Ich würd ein Aug hergeben, wenn ich nur lesen könnt.“

So begann unsere Unterhaltung. Der Schreiber schob das Brieflesen immer weiter hinaus, und mein Anruf ließ auch auf sich warten. Ich begann die Frau auszufragen: wie es eigentlich möglich sei, daß sie mit zweiunddreißig Jahren noch immer des Schreibens unkundig sei. Sie zuckte mit den Schultern. Sie wisse selber nicht. Wer es denn wisse? Vielleicht ihre Mutter, der Herr soll ihr die Sünden vergeben. Sie ist tot. Später aber, als der Schreiber um Zigaretten ging — das gab er jedenfalls vor, obgleich der Amtsbote dasaß und auf seine Wünsche geradezu lauerte —, rückte sie näher an den Ofen und brachte in einem Atemzug ihre Klagen vor, die nicht eigentlich Klagen waren, sondern eher ein Rechenschaftsbericht.

„Weil ich meiner Mutter hab gehorchen müssen.

Weil sie mir vielerlei gesagt hat, nur eines nicht: geh zur Schule. Steh auf, mein Kind, mach Kleinholz für den Herd.

Steh auf, mein Kind, treib die Kuh aus dem Stall, lauf zur Herde.

Steh auf, mein Kind, pflock das Ferkel an, bring Gras fürs Kalb, fürs Ferkel, für die Enten, für die Gänse, für die Truthähne; Sonnenblumenlaub für die Hühner und Küken.

Spreu für die Hühner, süßes Unkraut für die Ziegen, Futtermais für die Kuh.

Geh mit den Schafen, geh mit den Hammeln, mit den Lämmern!
Spring in den Laden, eil zur Mühle, lauf zum Brunnen!

Steh auf, mein Kind, wir kneten, spülen Geschirr, machen sauber, bügeln, stopfen, verputzen, tünchen, kochen Mittagessen!

Es hat ein Bürschchen gegeben, jeden Morgen hat er zum Tor hereingerufen, ich soll mit ihm zur Schule gehn.

Das Frühjahr ist gekommen, steh auf, mein Kind, und geh hacken; erste Hacke, zweite Hacke, Rübenverziehn, Jäten, Mohn-ernte, Heuwenden, Häufeln, Rechen, das Grummet...

Beim Grummethäufeln hat der kleine Junge seine Schultasche mit der Schiefertafel beiseitegelegt, er hat wenden geholfen, häufeln, mich hat er gegen den Heuschober gedrängt, wir haben gebalgt und gelacht.

Wieder ist das Frühjahr gekommen, steh auf, mein Kind, klaub Feldsalat, Klee, Pilze, Sauerampfer und alles, was noch wächst. Der Bursch hat mir geholfen Salat klauben. Er hat gern mit meiner Schürze gespielt.

Der Sommer ist gekommen! Lauf, mein Kind, aufs Feld, trag das Mittagessen **hinaus**, trag den Krug, lauf zum Brunnen, **Schau-**kel die Wiege, jag die Hühnergeier fort, jät die Zwiebeln, die Rüben, die Petersilie.

Der Samstag ist gekommen, kehre den Hof, der Sonntag soll nicht über den dreckigen Hof stolpern. Der Sonntag ist gekommen, mach dich für die Kirche fertig, der Liebe Gott soll nicht denken, daß wir daheim auf der faulen Haut liegen. Der Montag ist gekommen, putz die Bohnen, rühr die Einbrenn, schäl die Kartoffeln, sieb das Mehl. Mehlsieben, das hab ich sehr gern gemacht.

Die Linde hat geblüht. Kletter auf den Baum, mein Kind. Die Lindenblüten hab ich in meine Schürze gepflückt. Der Junge hat mich nicht in Ruh gelassen. Er hat mir untern Rock geguckt. Ich hab geschaut, daß ich vom Baum runterkomm. Einmal bin ich in die Schule ausgerissen. Meine Mutter mit dem Besen hinter mir her. Ich hab mich unter den Bänken verkrochen, trotzdem hat meine Mutter mich mit dem Besenstiel verdroschen. Die Kinder haben gelacht. In die Schule bin ich nie mehr gegangen. Als ich groß war, hab ich einen Brief bekommen. Auch der Junge war groß geworden, mit dem ich die Lin-

denblüten geklaut hab. Ich hab jemand gebeten, er soll mir vorlesen, was in dem Brief steht. Drin ist gestanden, daß der Bursch mich zur Frau nimmt. Der Bursch hat am Sonntag nachmittag unter den Tannen auf mich gewartet. Ich hab ihn gefragt: Was hast du mir in dem Brief geschrieben? Daß er's geschrieben hat, ist genug, hat er gesagt, was soll er's noch wiederholen. Wir sind unter den Tannen herumspaziert und haben uns geküßt. Ich hab ihm mein Taschentuch gegeben, weil er mich doch zur Frau nehmen will. Bis zum Sonnenuntergang war seine Hand ständig auf meiner Schulter, auf meinem Rücken, überall... Dann haben wir uns niedergesetzt. Aber ihm hat's nicht gereicht, daß wir uns gesetzt haben. Das sag ich bloß Ihnen; ich hab gesehn, wie Sie im Auto angekommen sind. Mein Mann hat gesagt, der muß eine Art Advokat sein, vielleicht könnte er mir helfen. Der Bursche hat mir die Schürze vom Leib gerissen“, fuhr sie flüsternd fort. „Ich sag: wie geh ich jetzt nach Haus? So, hat er gesagt, daß du jetzt willig bist, dann kannst du nach Haus gehn, das sieht dir niemand an. Aber wenn ich dir auch noch das Kleid runterreiß, werden die Leute lachen, und wenn du's erzählst, werden sie noch mehr lachen. Er hat noch gesagt, er wird krank, wenn ich ihn nicht gewähren laß. Meinetwegen wird er krank, weil ich mich den ganzen Nachmittag an ihn gedrückt hab und zugelassen hab, daß er mich küßt, und mich auch ins Gras gesetzt und zugelassen hab, daß er mich streichelt. Sein Brief steckte in meinem Busenlatz. Sein Gelübde, daß er mich zur Frau nimmt. Und da hab ich mich erbarmt. Damit er nicht krank wird. Ich war glücklich, daß er mich zur Frau nimmt. Als das Kind zur Welt gekommen ist, hab ich meiner Mutter gesagt, wein nicht, denn ich hab's schwarz auf weiß, daß er mich zur Frau nimmt. Wir klagen ihn ein. Meine Mutter ist mit dem Brief zum Pfarrer gegangen. Der Pfarrer hat ihr daraus vorgelesen: ‚Komm Sonntag nachmittag unter die Tannen, aber bild dir nicht ein, daß ich dich heirat‘. Der mir den Brief zuerst vorgelesen hat, der hat mit ihm unter einem Hut gesteckt, und später hat ihn ein Mann, ein Freund meines armen Vaters, mit seinem Taschenmesser verletzt und ist seinetwegen ins Gefängnis gekommen. Mein Sohn ist elf Jahre alt und kann schon lesen. Aber diesen Brief, den ich zum Herrn Schreiber gebracht hab, kann ich ihm nicht anvertrauen, vielleicht übersieht er etwas. Es ist vom Kindergeld die Rede. Alle sagen: heutzutage ist das Gesetz so, daß er fürs Kind zahlen muß. Ich hab viel leiden müssen, weil ich damals unter

den Tannen Mitleid mit diesem keuchenden Hund gehabt hab. So ein Kind, wissen Sie, schleppt seinen Ruf hinter sich her. Es ist ungesetzlich zur Welt gekommen. Auch seine Mutter wird angesehen wie eine, die gar kein Gesetz kennt. Auf so eine fliegen die Männer wie auf Wirtshäuser oder Schnapskessel. Alle meinen: was dem ersten gelungen ist, kann auch dem zweiten und dem dritten gelingen. Bei der Hochzeit meiner jüngeren Schwester hat mich ein besoffener Traktorist im Hof gar geohrfeigt. An den Zaun hat er mich gedrückt, und ich hab ihn ins Handgelenk gebissen. Er hat gesagt: der ja? Und ich nicht? Wenn er so scharf auf mich ist, dann soll er mich doch heiraten. Unter der Hand nimmt er sich keine Frau, hat er gesagt. Mein Mann, den ich jetzt hab, der ist zwar alt und kränklich, der hat mir aber gesagt: für mich würde er sogar im Gefängnis sitzen. Er hat viel ausgestanden, solange er bei seiner Schwiegertochter gewohnt hat. Rauch nicht, spuck nicht, verrauchst den Vorhang und die neuen Möbel. Ich hab ihm gesagt: er kann spucken, wohin's ihm paßt, er soll nur rauchen, mir tut's um einen Vorhang nicht leid. So schön hat noch niemand mit ihm gesprochen. Sein Sohn ist über ihn hergefallen, warum er sich eine Hur ins Haus genommen hat. Dabei kann man mir doch nichts nachsagen. Hätte ich lesen können, wär sicher alles anders gekommen.“

Inzwischen war der mürrische ungeschlachte Schreiber zurückgekehrt.

„Mal sehn, was Ihr Liebster da schreibt“, begann er den Brief zu lesen, und als er fertig war, schnalzte er kräftig und schüttelte den Kopf: „Er will nicht zahlen. Er schreibt, man kann nicht wissen, von wem das Kind ist. Wortwörtlich schreibt er, daß an der Sache auch andere beteiligt gewesen wären.“

„Du lieber Gott, wie kann er sowas schreiben! Wo er's doch so gut weiß...“ stammelte die Frau. „Es tut mir wirklich sehr leid, daß er so denkt. Er ist ein bedauernswerter Mensch. Sehr bedauernswert. Verflucht soll die Stunde sein, wo ich ihn kennengelernt hab.“

Linkisch lächelnd ging sie hinaus.

Mit einem Verständnis heischenden, oder — im Gegenteil — eisigverstockten Lächeln tauchten in meiner Erinnerung, ja selbst in meiner Phantasie die ledigen Mütter auf, die Leidensgefährtinnen dieser Frau. Im Arm das unerwartete-unerwünschte Kind, begleitet von dem erkalteten Andenken des Mannes;

so traten sie zu jener Zeit vor den Pfarrer, damit dieser, vermittels einiger Tropfen Wasser — ein Schluck himmlischer Trost — das Maß eiche, mit welchem die Lust der Liebe gemessen wird. Ich habe bei vielen Taufen als Augenzeuge herumgelungert. Wie kleine, in die Mangel des Lebens geratene Kissenbezüge warteten die kleinen János und Mihály in aller Stille, daß der Diener Gottes sie beträufle. Es kam selten vor, daß sie weinten. Doch mein Ohr hörte durch die andächtige Stille das Wehklagen der Daheimgebliebenen. Tatsächlich schlugen diese kleinen Dantons wie Kanonenkugeln in die festgefügte, uralte ethische und Gefühlsordnung ein. Auf ihre Art wurden sie augenblicklich zu Helden: Sie wurden die Lieblinge des öffentlichen Interesses. Die Ritter hatten ihre Beinamen erst in einem bestimmten Alter und als Anerkennung für eine Heldentat erhalten oder gewählt; diesen Kindern jedoch war das kennzeichnende Beiwort bereits durch ihre Geburt beschieden: Bankert. Stigma und Mythos: sie hat das Wasser angeschwemmt. Woher? Und von wem die Welt nicht weiß, woher er kommt, bei dem paßt sie schärfer auf, wohin er geht. Daraus erwächst einerseits Verachtung, andererseits ein auf Teufel komm raus erwirkter Überschuß an Menschlichkeit. Die vaterlos Dahintreibenden ersetzen den fehlenden Stützpfeiler des Hauses durch eigene Kraft. Doch nur für sich selbst. Ihre Mütter lebten ihr Leben wie Vögel mit gestutzten Flügeln zwischen den als unbegrenzt vermeinten — und erklärten — nach und nach zu Staub zertrümmerten Rechten des Rechts auf Liebe.

Solche Frauen waren kirchlichen Eintragungen zufolge: S. Mária, Anikós Mutter. Sz. Kati, János' Mutter, B. Eszter, Katicas Mutter, Sz. Máriskó, Máriskós Mutter, K. Rozsi, Anikós Mutter, Sz. Kati, Juliskas Mutter, K. Kati, András' Mutter, Sz. Zsuzsa, Emils Mutter, Sz. Lina, Zsuzsikas Mutter, Sz. Zsuzsa, Gergelys Mutter, K. Róza, Gizis Mutter, K. Juliska, Evis Mutter, E. Juli, Mártons Mutter, O. Ilona, Ferenc' Mutter. . .

Hier stillt nun die Kinderbraut meiner Kindheit ihren Sohn. Eben hat sie flehend ihre Mutter angeblickt, das ohnehin schon gezeichnete Enkel nicht noch zu verfluchen. Auch nicht das trügerische Gefühl, dem es sein Leben verdankt, Eine Weile schweigt die Alte, dann steigt plötzlich der Rauch der Bitternis in ihr auf:

„Herumzeigen möcht ich's, aber kann man sich denn mit so einem Kind prahlen?“

„Schweig schon, Mutter!“ herrscht sie die junge Frau an und beginnt gleich darauf laut zu schluchzen, wer weiß zum wievielten Mal.

Mag sein, daß auch meine Gegenwart ihren Kummer vergrößert. Ich habe verblichene Erinnerungen mit hereingebracht. Gegen ihr besseres Wissen beginnt die Alte sie zu trösten. Doch mit welch grausamer Bestandsaufnahme! Sie zählt Namen auf, die niederzuschreiben mir nicht zusteht. Halten wir uns folglich an das allgemeinere „Diese und Jene“.

„Wein nicht! Das ist auch andern schon passiert. Fährt dieses stille Mädchen nach Kronstadt, um sich die Aussteuer zu verdienen. Kommt sie nicht statt mit der Aussteuer mit einem Kind zurück? Und wie schweigsam sie war. Vor der eigenen Schweigsamkeit soll sich jedes Mädchen hüten! Aber mehr Verstand hat sie doch gehabt als die andere, die ihr Bräutigam auf ähnliche Art hat sitzen lassen. Wie schön rot waren ihre Wangen! Wie forsch ihr Gang! Und was ist aus ihr geworden, nachdem sie sich aus dem dritten Dorf von der Hebamme nach Haus geschleppt hat? Und erst die andere, die ihr Taufpate in der großen Dürrezeit mitgenommen hat, sie soll gut essen, hat er gesagt, und in die Bergluft! Und als dann das Mädchen sieben Kilo draufgehabt hat, hat er ihr da nicht eins eingepflanzt? Und nachdem sie sich dann das Kind abgetrieben hat und Vater und Mutter sie verstoßen haben, hat sie da nicht geschworen, sie wird sich nur mit einem verheiraten, der keinen blauen Dunst von unserer Sprache hat. Damit er nie versteht, was im Dorf über sie geredet wird. Hat sie nicht geschworen, daß auch sie ihre Kinder so großzieht, daß sie ihnen ihre eigene Muttersprache verheimlicht, solange sie lebt? Und wie weit ist sie dann von hier gelaufen, bis sie den Griechen gefunden hat. Und jener arme Teufel, der die drei Töchter gehabt hat und es hat keinen Ball bei der Herrschaft gegeben, wo sich nicht wenigstens eine von ihnen auf dem Heuschober gewälzt hätte! Verzeih mir“, wendet sie sich an mich, „anders kann ich's nicht sagen! Und du plärr mir nicht, sonst schlag ich dich tot! Wie schön haben diese Mädchen in der Kirche gesungen“, schluchzt die alte Frau auf. „Erst ist die mittlere verstummt, dann die älteste und zuletzt die jüngste. Alle drei sind aus dem Psalm ausgefallen. Sie haben stillen müssen. Wen hätt der arme Mann einklagen sollen? Die Grafen, die Barone? Wer hat Courage gehabt, sich ihnen wegen einem Kind zu widersetzen? Er ist bloß gekommen und gegangen, hat

mit hängendem Kopf gearbeitet, denn wie seine Töchter in der Kirche verstummt sind, ist sogar sein Gang anders geworden. Pack einen Strick, weich ihn ein in Salzwasser, erzieh deine Töchter! Der Mann hat nur abgewinkt. Es heißt, wir **kommen** mit nichts zur Welt. Aber wir **kommen** mit der Anlage zur Welt, das ist die Wahrheit. Also wein nicht **mehr!** Dank Gott, daß dein Vater weich ist wie in Milch **eingebrocktes** Brot. Auch er hätte den in Salzwasser eingeweichten Strick erwischen können. Dein Bruder wird **schon heimkommen** und diesen Bräutigam irgendwo suchen. Und wenn nicht, **einmal** wird sein Gewissen ihn packen. Nicht mal die Nase hat er hergesteckt, um sein Kind, zu sehn. Die Henne **Schlacht ich** trotzdem. . .“

Damit verläßt die alte Frau das Zimmer. Zu dritt bleiben wir in der Stille zurück. Versehen mit dem großmütterlichen Trost, daß wir in den ewigen Kreislauf eingeschlossen sind, in das Register unvermeidlicher Sünden, blicken wir uns beruhigend an. Wir sehen uns so, wie wir sind, mit unseren Früchte tragenden Anlagen.

Auf dem Heimweg geht es mir durch den Kopf, daß die Großmutter ihre Tochter zwar beklagt und beschwichtigt hat, jedoch mit dem üblichen trügerischen Sündennachlaß: nachdem sie die Tochter als Ausnahme aufgegeben hatte, hat sie sie in der Regel untergebracht, um sie erneut aufnehmen zu können. Und wenn ich in zwei Jahren wiederkomme, wird auf ihrem Schoß ein neuer Ausnahmefall lallen und brabbeln; ihr allerliebster und prächtigster Enkel.

Viertes Gemunkel

Für die Gemeinde der flügelahmen Frauen ist dies bereits Erinnerung und Trost. Die vorherrschende Farbe auf dem schattigen Dorfbild. Sie heißt Erzsi, wie jede dritte Frau im Dorf. Ich beschließe ganz plötzlich, sie zu besuchen, und werfe mir das Gewehr über die Schulter. Womöglich schieße ich auch einen Hasen, den nehme ich als Geschenk mit. Das Feld ist schön weiß, sowohl als Anblick wie auch als Gelegenheit wie geschaffen für einen Jäger. Erzsi wohnt gute vier Kilometer weit, an der Gemarkung des Nachbardorfes, längs einer großen, kahlen Weide. Die Weide habe ich in unheimlicher Erinnerung.

Der Stiere wegen, die uns Kinder, sooft wir in dieser Gegend Erdbeeren oder Pilze klaubten, hetzten, daß die Fetzen flogen.

Und mich ganz besonders.

Ich war die einzige Beglaubigung der allgemeinen Angst, daß diese rußnackigen, kurzhornigen, küheschindenden, fast schon legendären Ungeheuer auch Menschen zertrampeln. Friedlich stapfte ich mit meinem Milchtopf durch den Staub, in der beseligenden Unwissenheit der gesunden Natur und auf jener Stufe menschlicher Existenz, wo Herz-Geist bloß eines belastet: das Staunen; die reine, von der Gebrechlichkeit des Körpers und dem Fiebern des Geistes nicht getrübt, in Sekundenschnelle sich erneuernde Daseinsfreude; ich schlenderte jenen verschwommenen Grenzstreifen zwischen Traum und Wachzustand entlang, wo der Mensch noch so ist wie eine nagelneue Pfeife, die sich selber bläst und weder Gebot noch den Speichel anderer kennt. Da vernahm ich hinter meinem Rücken die Stimme des Stierwärters: „Lauf zu, heeeee!“ Ich drehte mich um und stand dem Stier gegenüber. Nicht vor mir, über mir funkelten seine Augen, er brummte und schnaubte unter stoßartigen Bewegungen. Sein seitlich geneigter, verhaßter und furchterregender Kopf dampfte, und wie seine Hörner vor mir aufblitzten, baumelte eine schwarze Schleife daran. Ich stutzte einen Augenblick, dann rannte ich mit der Behendigkeit eines Kleinwilds davon. Da ich dabei an gar nichts dachte und außer der schwarzen Schleife auch nichts sah, sprang jeder Tropfen Kraft meinen Beinen zu Hilfe. Ausgenommen meine Ohren, die mir auf keine Weise halfen. Als ich nämlich das dumpfe, wie aus einem Sarg dröhnende Stampfen des ausgerissenen Stiers hörte, verhedderten sich meine Beine und ich schlug der Länge nach hin. Zwischen den Scherben meines Milchtopfs rutschte ich ungefähr einen halben Meter weit durch den Staub. Dann raffte ich mich im Bruchteil einer Sekunde wieder auf und ließ Scherben Scherben sein. Ich stürzte in ein Gehöft, der Stier blieb verdutzt stehen, änderte dann die Richtung und trottete davon. Zwischen Mais und Sonnenblumen sitzend, nahm ich im Garten jenes Gehöfts meine zerrissene Hose und mein zerschundenes, blutiges Knie in Augenschein. Ich sann über die schwarze Schleife an den Hörnern des Stiers nach, wie war sie hingekommen? Er trug eigentlich gar keine. Als ich nämlich zum zweitenmal hingefallen war, hatte ich die Schleife nicht mehr gesehn. Es war bloß die Erinnerung an eine andere Schleife, die ich bei Begräbnissen an den Hörnern der Stiere

gesehen hatte. Das in meine Überlegungen einsickernde Entsetzen verknötete im Nu einen unsichtbaren Faden in mir: etwas, um das ich mich nicht geschert hatte, obwohl dieses Etwas existierte und sich uns häufig auch zeigte, hatte sich meiner Stirn genähert und mir ins Gesicht geblasen. Der Tod hatte mir ein Zeichen gegeben, daß er nicht bloß in bezug auf andere existierte, sondern auch in bezug auf mich selbst. In diesem Zusammenhang hatte ich ihn bisher nicht zur Kenntnis genommen.

Unsere ewig bekümmerte, warmherzige Lehrerin läutete die Glocke, und wir stürmten drängend und einander stübsend in die Klasse. Sobald wir den Dampf unseres Unfugs abgelassen hatten, konzentrierten wir uns an der Leine des Lehrerblicks lautlos auf die Wissenschaften. Gewöhnlich um diese Zeit traf verspätet, atemlos, mit verschobenem Kopftuch und bebender Füllen-Brust, undeutliche Wünsche in uns weckend, Erzsi ein, fast tagtäglich Anlaß zu Prügel und Strafen: zumeist mußten wir knien. Erzsi war um zwei Jahre älter als ihre Kolleginnen und folglich entwickelter: eine Art Paradiesvogel unter grauen Küken. In uns gärten es damals, wir waren wie junge Hähne, und sie demütigte uns gewissermaßen stündlich, da schon ihr einfacher Anblick tausend Teufel in uns aufstachelte, von ihrer Berührung oder Umarmung beim Fangenspiel ganz zu schweigen. Uns durchzuckte eine so fürchterliche Unruhe, daß in Erzsis Gegenwart die menschliche Rede ihren Sinn verlor: wir wieherten und rannten wie die Widder mit gesenkten Köpfen aufeinander los. Es war bezeichnend für den gefährlichen Zustand, daß eines Tages, als die Lehrerin uns aufforderte: derjenige, dessen Hörner schon ausgewachsen wären, solle vortreten, Jóska D., unser Vorbild und Anführer bei unserer täglichen Hetzjagd auf Erzsi, aus der Reihe trat und sagte, er fühle in der Tat seine Stirn schwellen. „Erzsi, warum hast du dich schon wieder verspätet?“ „Ich bin der Herde ausgewichen. Ich hab Angst vor dem Stier.“

Aus Angst vor dem Stier rannte Erzsi jeden Morgen kilometerweit über Stock und Stein, über frische Äcker, Hafer- und Maisfelder. Im Mai war ihr Rock hüfthoch feucht vom Tau, bei Herbstregen reichten die Dreck-

Spritzer bis zum Hals. Sie verspätete sich also, doch fehlte sie niemals vom Unterricht. Von wo sie mit der gleichen Verzweiflung nach Schulschluß vor Jóska und seinen Gefährten nach Hause ins Gehöft flüchtete. Jóska D. hatte gewettet, daß er auf Biegen oder Brechen Erzsis Jungfernschaft „ums Blut bringen“ würde. Die Wette war eher Nachäfferei als eine ausgelegene Absicht: Jóska's Bruder, der vor dem Militär stand, trieb sich bei jungen Frauen herum und gab, während er die Taubennester aushob, auf dem Dachboden der Kirche seine Abenteuere zum besten. Zu ihm blickten wir auf wie die Apostel zum Nazarener.

Zwischen Hartriegeln und Tannen mit geknickten Spitzen gehe ich den krummen Pfad entlang, auf dem die wettbesessenen Teufelskerle Erzsi zwei Jahre lang fast täglich gejagt hatten. Von weitem scheint der Berg bloß eine leichte Neigung zu haben, die sich dem Fuß anschmiegt. Doch mein Kreuz spürt, daß es nur in den Morgenstunden der Jugend möglich war, hier hinaufzuhetzen. Ich warte, ob nicht ein Hase unter irgendeinem Busch hervorspringt, dann knall ich hinter ihm her, möglicherweise treffe ich ihn sogar. Doch die verheißungsvollen Sträucher rascheln mir bei näherer Betrachtung zu, meiner einfältigen Zuversicht Zügel anzulegen. Und das womöglich nicht nur in bezug auf die Hasenjagd, sondern auch auf andere Trugbilder dieser Welt.

Nach dem Unterricht pflegten wir einen Psalm zu singen. Die letzten Zeilen murmelte Erzsi gewöhnlich bereits in Türnähe. Dann rannte sie los, den Ranzen über die Schulter geworfen, mit hochgerafftem Rock, quer über den Hof, durch den Kirchhof, immer im Schutz der Sträucher wie das fliehende Wild. Da das Ende des Psalms abgewartet werden mußte, konnten Jóska D. und seine Kumpane die Treibjagd stets erst mit Verspätung aufnehmen. In dem damals noch gewaltigen Herrschaftsgarten flüchtete Erzsi von Busch zu Busch, oder von Mensch zu Mensch. „Was ist los mit dir, Mädchen?“ „Die Jungen dort sind hinter mir her!“ Erwischte der Mann in solchen Fällen einen der Jungen, so zog er ihm die Ohren lang oder klebte ihm eins, um ihn zu beschämen.

War hingegen niemand in der Nähe, so tat Erzsi, als sähe sie trotzdem jemanden und begann zu schreien. In solchen Fällen schlugen die Verfolger einen Haken und versuchten, sie nach einem großen Umweg auf der Weide einzuholen. Ich beobachtete diese Treibjagd zuweilen vom gegenüberliegenden Berghang. Jóska war ein echter Piratenhäuptling. Er hatte kräftige, kohlenstaubige Arme und zusammengewachsene Brauen. Hastig zog Erzsi ihre Schuhe aus. Wie eine Fasanenhenne flüchtete sie barfuß, manchmal hielt sie inne, ihren mit Schweißperlen geschmückten Hals wendend und wie im Begriff, aufzufliegen. Doch sie flog nicht fort, sondern fiel hin, kullerte in eine Grube, während ihr Ranzen durch die Luft wirbelte. Bei solchen Gelegenheiten, wenn die Jungen sie einholten, verteidigte sie sich mit allen zehn Fingernägeln, wir aber zählten am nächsten Tag unter Hohngelächter die roten Kratzfurchen in Jóska's Gesicht.

Zwischen den Tannen mit den geknickten Spitzen gelange ich zu einem verlassenem Obstgarten. Eine traurige, vier bis fünf, Joch große Versammlung alter, verstümmelter Nußbäume, Kirsch- und Weichselbäume. Frische weiße Wunden weisen darauf hin, daß axtbewehrte Talbewohner sich bemüht hatten, hier ein Stückchen Werkzeugholz zu ergattern oder soviel Brennstoff, als man zum Maisbrei benötigte. Es ist bestürzend, wie langsam ein Obstgarten dahinsiecht. Seine Erschöpfung habe ich bereits vor zwanzig Jahren wahrgenommen. Seither atmet er immer noch, er röchelt, wirft sich mit Tausenden von neuen Trieben in den Kampf und der Sonne entgegen, sie immer tiefer einsaugend, unter die Rinde, in die schorfigen Wunden. Mit seinen leichenfleckigen Blättern ist er selbst im Sommer gelbrot; verlaust und wurmstichig, übersät mit klaffenden Löchern und Verwachsungen, gepeinigt von Gelbsucht und anderen Mangelkrankungen schleppt er sich von einem Frühjahr zum anderen. Jetzt, während der frühwinterlichen Feuerpause in der Einförmigkeit seiner Ruhetage, scheint er mit seiner Umgebung zu verschmelzen: in irreführendem Einverständnis. Seine Verstümmelungen weisen auf das Bemühen hin, Kronen hervorzubringen und zu formen. In seiner wahren Gestalt zeigt er sich bloß im Frühjahr: aschfarbene und abgestorbene Aststümpfe an den noch lebenden Stämmen, von Schweinen aufgewühlte,

angefressene Wurzeln bieten das traurige Bild vom Schlag gelähmter Gliedmaßen; lüstern hat der Wald ihn vertrieben, die wohlgeordneten und sinnlosen Reihen dieser kahlen, hochaufgeschossenen Gewächse mit frischer, widerstandsfähiger Vegetation überwuchert, ein sich jährlich erneuernder stummer Ansturm knöchelhoher, kniehoher, schulterhoher, sich windender und schmarotzender Pflanzensorten, ein dschungelartiges Gewimmel von Wildlingen und Schößlingen, deren Samen der Wind ausgestreut hat, von Zwergsträuchern und Gestrüpp. Ich hätte nicht wenig Lust, ihn im Mai zu sehn, obwohl ich weiß, daß seine Läuse längst bunter sind als seine Blüten.

Dem frisch gezogenen Graben zufolge entsteht hier eine neue Pflanzung.

Die Armen des Heiligen Lazarus lernen nach der Axt auch das Feuer kennen.

Ein Hase! Außer Schußweite rennt er auf den Wald zu.

Ich komme mit leeren Händen bei Erzsi an.

Rauch und Kälte in dem einsamen Haus auf dem Feld und zwei Kinder: ein etwa dreizehnjähriges blondes, beschopftes Mädchen und ein kahlgeschorenes, stämmiges, bräunliches Bürschlein. Das Mädchen schreibt Schularbeiten in ein Rechenheft, ihr Brüderchen bibbert und wischt sich in einem fort mit der Faust die Nase. Ich bin noch gar nicht richtig eingetreten, schon sagt mir das Mädchen, daß ihre Mutter nicht daheim ist. Der Junge guckt bloß mal auf mich, mal auf mein Gewehr.

„Wo ist eure Mutter?“

„Zu meinem Vater ins Spital gegangen“, antwortet das Mädchen.

„Ist er krank?“

„Er hat sich mit dem Traktor überschlagen, drei Rippen sind ihm gebrochen.“

„Wie ist das passiert?“

„Er hat Norm geschunden. Obwohl sie ihm doch gesagt haben, daß er auf den Steilhang nicht rauf soll.“

Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

„Habt ihr so allein nicht Angst?“

„Warum denn? erwidert das Mädchen, „die Stiere haben sie weggeschafft.“

„Vor dem Stier habt ihr Angst?“

„Nein, wir rennen davon.“

Auch dies sagt das Mädchen. Der bräunliche Junge bibbert immer noch.

„Und vor den Jungen hast du Angst?“

„Die sollen Angst haben!“ lacht das Mädchen. Aus ihrem Federkasten kramt sie eine Sacknadel hervor:

„Wer keine Ruhe gibt, den stech ich mit der Nadel.“

„Wer hat dir das beigebracht?“

„Meine Mutter. Diese Nadel in meiner Hand ist wie ein Löwe.“ Noch einmal lacht sie auf und bricht dann ganz plötzlich ab, wie ihre Mutter. Wie eine klingende Zimbel, über die man plötzlich ein Tuch geworfen hat.

„Du frierst, was?“ frage ich den Jungen, der nicht mehr bibbert, sondern schon zittert.

Er sieht mich an, runzelt Nase und Stirn und sagt:

„Ich frier, aber was zum Teufel soll ich machen?“

Endlich hat auch er den Mund aufgemacht. Das Mädchen herrscht ihn an:

„Wie sprichst du mit dem Genossen? Hat der Genosse dich denn nicht schön gefragt?“

Der Junge bohrt in der Nase und zuckt mit der Achsel. Beleidigt sieht er mich an.

„Schön gefragt hat er, aber warum fragt er noch, wenn er's selber sieht?“

„Weil man so zu fragen pflegt.“

Der Junge steckt die Hand in die Tasche und kauert sich vor den Ofen.

„Ich hab's ihm gesagt.“

Eigentlich hat er recht. Das gebe ich auch sofort zu, doch wird es davon nicht wärmer. Meine Blicke suchen Erzsi. Ich weiß, daß sie hier irgendwo sein muß, und nicht allein, sondern mit jemandem, dessen Ruf sie auf der Flucht trotz allem einmal zum Stehen gebracht hat. Sie hat die verrutschte Schürze, ihr verschobenes Kopftuch zurechtgezogen und, falls sie eine Nadel bei sich gehabt haben sollte, diese aus dem Kampf gezogen und in den Halsausschnitt gesteckt. Sie schloß mit dem Vater dieser beiden Kinder Frieden, wofür es dort an der Wand zwischen den beiden Fenstern ein Dokument gibt; vom Hochzeitsbild blickt sie durch die Schleierflut vor sich hin und — da ich nun mal hier bin — auch auf mich herab, wie einst, als wir in der Schulbank nur einen Händedruck weit voneinander saßen. Ihre fadendünnen, tänzelnden, lächelnden Brauen, ihr heiteres Mißtrauen und ihre Gelassenheit: das genaue Ebenbild des an dem Tisch sitzenden Mädchens.

„Wie heißt du denn?“ frage ich sie.

„Erzsi.“

„Richtig. Und du?“ frage ich den Jungen.

„Ferenc.“

„Sollst groß wachsen!“

„Wenn's bloß warm wäre.“

Dann erkläre ich ihnen, daß der und der Mann ihre Mutter gesucht hat, sie sollen es ihr ausrichten. Sie werden's ausrichten, aber warum hab ich sie denn gesucht?

„Nur so. Ich hätte sie gern gesehn.“

„Warum haben Sie denn das Gewehr mitgebracht?“ will das Bürschchen wissen.

„Damit erschieß ich den Stier, wenn ich ihm begegne.“

„Haha, wenn's ihn nur trifft, dies armselige Gewehr!“

Beide lachen, und während ich in den Schneefall hinaustrete, blicken sie mir kichernd durch das Fenster nach. Ein Verrückter! dürften sie denken. Genau so denke ich, als es mir bewußt wird, daß ich den Hörnern des Stiers so einfach entkommen will. Manchmal erscheint er mir sogar im Traum. Die schwarze Schleife flattert an seiner rußigen Stirn. Ich versuche zu flüchten, doch meine Beine sind wie angewurzelt. Ich falle in den Staub, und mein Fleisch reißt in Fetzen. Ich möchte um Hilfe rufen, doch meine Kehle ist zugeschnürt. Ich weiß, daß ich aufwachen muß, anders werde ich ihn nicht los. Hinkend, stolpernd, mit unregelmäßigen Schlägen weckt mich mein Herz in solchen Fällen. Ich öffne die Augen, glätte meine verschwitzte Stirn und stelle fest, daß gar nichts geschehen, nur der gestrige Tag den anderen gefolgt ist. In der Leere, die er in mir zurückgelassen hat, sickert lautlos das Dunkel jener erschreckenden schwarzen Schleife hoch. Solange ich sie für etwas Außenstehendes gehalten habe, konnte ich mich im leichten Rausch der Ewigkeit ganz der Freude hingeben, daß ich ihr mit meinen jungen, elastischen Muskeln mit einem Satz entrinnen könnte. Doch sie haust in mir: der auch Zeitlosigkeit, Unendlichkeit und Ewigkeit genannte Tod nistet in meinen Zellen.

Ich lasse den baufälligen Stierstall mit seinen pfeifenden Ritzen, dem windschiefen, modernden Schindeldach und der schwarz klaffenden Türe hinter mir zurück.

Im Schneefall regt sich kein Wild.

Die sonst so hell schmetternden Vögel und die wuselnden Feldtiere weisen durch ihre Abwesenheit auf die Veränderung hin.

Wie auch manche Menschen: sie geben ihrer Meinung über eine Lage Ausdruck, indem sie sich dort nicht zeigen, wo es hart auf hart zugeht.

Gekreuzigter Alltag

Am Abend, wenn wir nicht gerade schweigen, rauchen und plaudern wir. Über Gott und die Welt reden wir und kommen doch an kein Ende. Inzwischen klopft mein Freund an die Tür, und sogleich nimmt das Gespräch eine andere Wendung. Wir umarmen uns, küssen uns und plaudern zur Abwechslung über das Gefängnisleben. Mein Freund B. war nämlich einige Monate im Knast.

„Wie war's denn?“ frage ich.

„Danke gut.“

„Wie war die Kost?“

„Einige haben's Maul verzogen, aber ich hab sie für gut befunden. Marmelade haben wir haufenweise gegessen.“

„Wie haben sie euch behandelt?“

„Menschlich. Du wirst's gar nicht glauben, wenn ich's dir sag, aber mich hat in sechs Monaten keiner geduzt. Ehrenwort.“

„Das muß wahr sein“, nickt mein Vater. „Auch andere haben's gesagt.“

B. erzählt, daß es im Gefängnis einen Wagner gegeben hat, der in Hungerstreik getreten ist. Etwas ist ihm gegen den Strich gegangen, und da hat er die ganze Marmelade retour geschickt.

„Hättest dir das ansehen sollen, was für feine Speisen die aufgefahren haben, um diesen Wagner zur Vernunft zu bringen“, redet er sich in Begeisterung. „So lang, bis der sich schön langsam beruhigt hat. Nachher hat er alles gegessen.“

„Du bist dicker geworden“, sage ich.

„Das ist noch gar nichts“, winkt er ab. „Sogar Schachspielen hab ich gelernt.“

Schade, daß kein Schachspiel zur Hand ist, auf der Stelle würde er mir seine neue Kunst vorführen. Er ist mit einem Sackvoll Erlebnissen und neuartigen Kenntnissen heimgekehrt. Wie auch mit dem Entschluß, sollte er je wieder in eine Lagerverwaltung hineinstolpern, seine Leichtgläubigkeit zu verbrennen

wie man die Kleider von Seuchenopfern verbrennt. Etwas von seiner Leichtgläubigkeit hat er schon im Gefängnis eingeäschert, doch ein Rest steckt immer noch in ihm und er meint, daß der ihm auch künftig nicht von Nutzen sein wird. Für schuldig hält er sich nämlich nicht, doch anerkennt er ebenso nachdrücklich, daß auch das Gesetz recht hat.

Er setzt mir auseinander, wieso er dem Gesetz nicht grollt, das ihn überraschend am Genick gepackt und eingelocht hat. Seiner Ansicht nach wird das Gesetz nicht dem Menschen angepaßt, wie zum Beispiel ein Mantel, sondern der Straftat. Paßt es auf die Straftat, so paßt es auch dem Menschen, ob ihm dieses Gesetz nun zu eng ist oder um den Leib schlottert. Sache des Richters wäre es, diesen Mantel, den gestreiften, auf Taille zuzuschneiden, beziehungsweise den Menschen zu untersuchen, etwa so, wie man die zum Brüten bestimmten Eier durchseucht. Ihn also des öftern sorgfältig hin- und herzuwenden, denn eine einzige Bewegung — einmal durchgeschüttelt: ist es brütig oder nicht? — reicht selbstverständlich nicht aus. Und gähnen darf man dabei schon überhaupt nicht. Er hat gesehen, wie ein unausgeschlafener Richter während der Verhandlung seines Falles gegähnt hat. Das hat ihn so entsetzt, als hätte der Richter eine Pistole gegen ihn gerichtet. Vor Schreck hat er die Geschichte seiner Lagerverwaltertätigkeit stotternd erzählt, woraus der Staatsanwalt folgerte, daß er sich — wie ersichtlich — zutiefst schuldig fühlt, gewiß nicht ohne Grund. Es war ihm sogar aufgefallen, daß dieses nicht dem Menschen sondern der Straftat angepaßte Gesetz von Zeit zu Zeit in einen Wellengang gerät, der es mildert oder auch verschärft. In seinem Falle hatten die Richter auf Grund eines kurz zuvor veröffentlichten Artikels in bezug auf Gemeingut äußerste Strenge angewandt, ob eines sich nun eine Lokomotive oder einen schäbigen Schafspelz unter den Nagel gerissen hat. Er hat erfahren, daß eine Woche später, als der Zeitungsartikel schon wieder vergessen war, ein anderer Lagerverwalter mit einem weit größeren Manko eine weit geringere Strafe erhalten hatte als er.

„Siehst du, dem hat man ein kleineres Gewand verpaßt.“

„Deins hat dir um den Leib geschlottert.“

„Wir hätten zu zweit reingepaßt, weil den Rechenfehler zwar ich gemacht hab, den Schafspelz aber hat der Barabás nicht zurückgebracht.“

Mein Freund B. hatte die Schafspelze der Nachtwächter falsch zusammengezählt. Er gibt zu, daß er beim Zählen müde gewesen war, am Vortag war er auf einer Hochzeit gewesen, aber der Irrtum hatte auch eine andere Ursache. Eine schwerwiegendere.

„Und zwar?“

„Es gibt zu viele Nachtwächter. Man hätte nicht zulassen dürfen, daß sie sich so vermehren.“

Ich nicke zustimmend; auch ich finde, mit einem wär's gemacht. Nicht bloß, weil jedwelcher Lagerverwalter einen Schafpelz leichter zusammenzählen kann, sondern weil dadurch im Umgang mit dem Budget der Staatswirtschaft die Vernunft begünstigt würde.

Wir lachen belustigt: so seht mal her, wie richtig wir zwei die Nachtwächtereier beurteilen, einschließlich die Tagwächtereier!

Der heitere Ton ist Balsam für meinen Freund, der sich in seinem tiefsten Inneren schämt. Das bedrückende Gefühl, vorbestraft zu sein, das wie eine Wolke über seiner Stirn hängt, versucht er wiederholt mit einer linkischen Handbewegung wegzuscheuchen. Wie ein aus Schatten gewebter grinsender Teufel hockt das VORGEFALLENE unter uns. Im Gespräch weichen wir ihm geschickt aus, doch vergebens, es bemächtigt sich unserer Bewegungen. B. streicht sich über das eben erst sprießende Haar. Zwei Häuser weiter zündet mein Vetter C. zum Gedenken ans Schilfschneiden auch an windgeschützter Stelle das Streichholz mit einer abschirmenden Handbewegung an. Mein Vetter D. — er ließ mir einmal sagen, ich möge ihn in Neumarkt in der und der Straße unter der und der Nummer besuchen, da er seit einiger Zeit ständig dort wohnhaft sei, doch als ich zur angegebenen Adresse kam, war es ausgerechnet das Gefängnis — hat ein eigenartiges, immerzu düster gerinnendes Lächeln mitgebracht. Onkel E. hält lange und entrückt seine Hände gefaltet, als leierte er soeben ein Gebet herunter. F. hat dort verschnörkelte Volkslieder gelernt und schleicht so langsam daher, als wolle er niemals an das Ziel gelangen, zu dem er sich aufgemacht hat. G., der in den fünfziger Jahren Scherereien mit der Getreideabgabe gehabt hatte und deswegen abgeurteilt worden war, hat sich um ein Gleichnis bereichert, sooft der Wind bläst, konstatiert er: „Scharf wie der Klassenkampf.“ Und lacht dazu triumphierend. Der Triumph, meine ich, gilt dem Umstand, daß das Gleichnis sich nicht mehr mit der Wirklichkeit deckt.

Auch mein Freund B. lacht, erklärt aber dann, daß er auf alle Fälle aus dem Dorf fortzieht. Ich sage ihm: er tut nicht gut daran, seinem Heimatdorf den Rücken zu kehren, und wenn es hier noch so viele Sorgen und Wächter gibt.

„Auch du bist fortgezogen“, sagt er, und es klingt wie ein leises Verdikt. Seiner Stimme merke ich an, daß alles möglich ist, nur nicht eine Berufung. „Aber vielleicht war's gut so“, fügt er hinzu und blickt mich lange an.

Vielleicht?

Die vergebende Stimme der Unsicherheit klingt wie ein noch härteres Urteil.

Mit einer schwingvollen Umarmung verabschieden wir uns. Mutter bläst die Lampe aus.

Lang denke ich über das Schicksal meines Freundes B. und mein eigenes nach. Es besteht kein Zweifel: in seinen Augen bin ich ein Deserteur. Ich finde keinen Schlaf. Ich stehe auf und lehne mich zum Fenster hinaus. Im Mondschein glänzt der Himmel wie Perlmutter. Die Zeit ist reglos; wieder braut sich in dieser bedrohlichen Höhe etwas zusammen. Ringsum lauscht alles mit angehaltenem Atem. Dann beginnt die Landschaft unmerklich zu beben und der Schneefall ermuntert uns, zu vergessen.

Doch ich kann es nicht vergessen, daß der Vorsitzende Brennholz nur für eine schriftliche Gegenleistung versprochen hat. Mutter hatte mich noch vor dem Schlafengehen gewarnt:

„Wenn dieser Vorsitzende hier auftaucht oder der Wächter erwisch schnell eine Feder oder einen Bleistift, es soll nicht heißen wir haben sie reingelegt.“

Nur das nicht!

Also zünde ich die Lampe an.

Um die Schulden zu tilgen, schreibe ich aus dem Familienarchiv einige Briefe, Gesuche, Bescheinigungen und Lebensläufe ab. Musterbeispiele prägnanter und objektiver Epik.

An die Behörden gerichtetes Gesuch
aus dem Jahre 1952

Werte Genossen! Unterfertiger András Süt, wohnhaft in Pusta-Kamarasch, Rayon Sarmasch, Region Klausenburg, vermelde mit Respekt folgendes:

— in diesem Sommer haben sie mich auf die Kulakenliste gesetzt. Ich besitze ein Hektar und sechzig Ar Boden, ein kleines Zweizimmerhaus sowie einen 600-mm-Dreschkasten, aber ich habe

keinen Motor dazu, will sagen Traktor, darum hab ich mir dazu in Klausenburg eine Holzschneidemaschine mit sechs Pferdestärken gemietet. Den Boden hat mein Vater, András Süt, nach dem ersten Weltkrieg bekommen aufgrund der Bodenreform. Mein Vater war Knecht auf dem Kemény-Herrschaftsgut und auch beim Herrn Edelstein. Wir waren neun Geschwister, unter die konnte man die anderthalb Joch Boden nicht aufteilen, darum hab ich sie meinem Vater abgekauft und ihn bis ans Ende seiner Tage erhalten. Er hat weder lesen noch schreiben können.

— den Boden hab ich mit meiner sechsköpfigen Familie bearbeitet, sowie ich auch mein Zweizimmerhaus aus eigener Kraft gebaut hab. Das Fundament ist aus weißem Stein, die Mauern sind aus Lehmziegeln und das Dach ist mit Ziegeln gedeckt. Keller ist keiner da, sondern bloß ein Loch unterm Flur, so groß, daß das Krautfaß drin Platz hat.

— ich bin schon seit meiner Kindheit Arbeiter. Ich war im Tagelohn auf Herrschaftsgütern. Mit achtzehn Jahren haben sie mich an die Front geschleppt. Dort in Galizien hab ich meinen Vater getroffen, nachdem sie auch ihn an die Front geschleppt haben. Dann haben sie uns getrennt und an die italienische Front geschleppt. Dort haben wir gekämpft. Ich war Artillerist. Am ersten Oktober eintausendneuhundertundachtzehn haben wir uns zurückgezogen und am dritten November Sonntag nachmittag um sechs Uhr haben sie mich bei Triente gefangen genommen. Zwei volle Wochen haben wir nicht gegessen, dann haben wir unausgebackene Weizenfladen gegessen und uns die Ruhr zugezogen. Dann ist der Typhus gekommen, zwanzig Mann sind pro Tag gestorben, aber ich selbst hab Glück gehabt dank dem gesäuerten Kraut, das ich von einem Franzosen für ein Rasiermesser bekommen hab. Dann haben sie uns nach Verona verlegt, dort hat sich unsere Lage verbessert, weil wir alle zehn Tage Brot bekommen haben. Alle zehn Tage ein Viertelkilo auf den Mann. Im Oktober des Jahres eintausendneuhundertundzwanzig haben sie uns nach Hause entlassen. Ich bin am zehnten nachmittag um zwei Uhr eingetroffen und am zwanzigsten zu Mittag um ein Uhr bin ich wieder für zwei Jahre als Soldat in die rumänische Armee eingerückt. Dort war ich bis 1922.

— zwischen 1922—1932 war ich landwirtschaftlicher Maschinist beim wohlgeborenen Herrn Sz. F. sowie beim Herrn Cs. L. Meine Frau war beim wohlgeborenen Herrn im Dienst. Sie war Stuben-

mädchen und Kindermädchen. Ebenso dienten auch ihre Geschwister in reichen Häusern und sie waren zu elft.

— den Dreschkasten hab ich mir so verschafft, daß mein Vetter F. Sz. zwanzig Jahre lang Schofför war in Bukarest und mit seinem gesparten Geld nach Haus gekommen ist. Ich hab mich mit ihm zusammengetan und mein Anteil mit meiner Arbeit abgestottert. Später haben wir einen dritten hinzugenommen, nachdem wir zu zweit die Reparaturkosten nicht haben aufbringen können. Ich hab sogar einen Teil vom Boden verkauft, damit wir uns über Wasser halten.

— wie oben erwähnt haben sie mich jetzt zum Kulaken erklärt und sie wollen mir auch das Haus wegnehmen. Aber die Maschine wollen sie nicht wegnehmen. Ich möchte sie dem Staat geben, wenn der Staat so gütig wäre, sie mir unentgeltlich abzunehmen. Man zwingt mich, mein Geflügel, mein Ferkel, sogar mein Hemd zu verkaufen und mir im Schwarzhandel einen Treibriemen zu verschaffen und Bestandteile, obendrein soll ich hohe Steuer und auch die Pflichtquote entrichten.

— ich war in der Vergangenheit nie eingeschriebenes Mitglied irgendeiner Partei, sondern im Gegenteil: ich war Anhänger des ehrlichen Lebens. Als die Deutschen beim Rückzug die Kühe vom D. P. mitgenommen haben, bin ich ihnen nachgelaufen, weil ich während des Krieges etwas von der deutschen Sprache aufgeschnappt habe. Die Kühe hab ich wieder eingetrieben. D. P. ist Rumäne, ich bin Ungar, und jetzt schickt er mir jede Woc he ein Glasvoll Rahm.

— ich habe vier Kinder. Einer ist Elektriker, der andere Zeitungsschreiber, der dritte Lehrer, der vierte arbeitet zu Haus und ist krank. Wir haben Kirchenboden um die Hälfte bearbeitet, und die Kinder sind jeden Sommer auf herrschaftliche Ländereien in Taglohn gegangen, Rüben verziehn und Mohn klaben und Tabak.

— ich hab mir nie einen Knecht gehalten und eine Kuh auch nur selten, weil ich kein Heu gehabt hab; das Vierteljoch Wiese hat die Maschine verschluckt.

— wen immer ich jetzt frage, alle sagen mir: ich wäre absolut im Recht. Mich muß man von der Liste streichen. Aber sie sagen auch, die Hand darf nicht, was der Mund kann. Darum bitte ich die Genossen, daß sie mich und meine Lage genauer betrachten.

Hochachtungsvoll: A. S. Maschinist

Gesuch in der Angelegenheit der Übernahme eines 600-mm-Dreschkastens in den Staatsbesitz

Werte Genossen !

Unterzeichneter Einwohner von Pusta-Kamarasch, Rayon Ludusch, Region Marosch, ersuche respektvoll den Volksrat, gütigst meinen motorlosen 600-mm-Dreschkasten zu übernehmen, das heißt zu verstaatlichen. Ich begründe mein Gesuch folgendermaßen:

1. Infolge meiner schlechten materiellen Lage bin ich nicht imstande, die Maschine in Betrieb zu setzen sowie die Steuer zu bezahlen. Ich habe kein Geld für die Frühjahrsreparaturen. Ich hab mir von mehreren Personen Geld geliehn, damit ich sie repariere und in betriebsfähigem Zustand zur Verstaatlichung anbiete, mit der einzigen Bedingung, daß man, sobald man die Güte gehabt hat, sie zu übernehmen, sie auf der Stelle von meinem Namen wegstreicht. Das heißt, man soll sie nicht weiter als mein Eigentum ansehen. Ich übergebe sie frisch gestrichen.

2. Ich bin 53 Jahre alt, kränklich und habe keinerlei Monatseinkommen.

3. Meine Frau ist krank und ich muß sie ins Spital einweisen lassen.

4. Mit diesem Gesuch will ich erreichen, daß der Dreschkasten wieder in die Produktion hineinkommt, denn er ist, obzwar schon alt, auf jeden Fall noch zu gebrauchen.

Diesem Gesuch lege ich nachfolgende Akten bei: a) meine Autobiographie, b) den Vermögensnachweis, c) ein die Vermögenslage meines Schwiegervaters bescheinigendes Schriftstück, d) die Bescheinigung, daß ich in der Vergangenheit nicht politisch aktiv war, e) ein Sittenzeugnis, f) eine Bescheinigung, daß der für die Inbetriebsetzung des Dreschkastens notwendige Motor nicht mein Eigentum bildet, g) zwei Gutachten betreffend meine Person.

Im Hinblick auf die obigen Ausführungen bitte ich um die Güte, mein Gesuch günstig zu erledigen.

Pusta-Kamarasch, 2. Juni 1952.

Unbescholtenheitserklärung

Unterzeichneter A. S., Einwohner von Pusta-Kamarasch, Rayon Ludusch, Region Marosch, erkläre und verantworte Nachstehendes:

Ich bin 53 Jahre alt, von Beruf landwirtschaftlicher Maschinist; ich erkläre hiermit, daß ich mich im Laufe meines ganzen bis-

herigen Lebens nach den Geboten menschlichen, sittlichen Verhaltens gerichtet habe.

Ich war kein einzigesmal Gegenstand eines Gerichtsverfahrens, ich bin nicht vorbestraft, ich habe keine strafbare Handlung begangen und bin auch niemals einer solchen verdächtigt worden.

Hiermit erkläre ich, daß alle meine Taten jederzeit von meiner ganzen Liebe und Hochachtung für meine Familie und meine Mitmenschen durchdrungen waren.

Gegenwärtige Erklärung gebe ich auf Grund des auch im Amtsblatt veröffentlichten Dekrets Nr. 86/1950 und beglaubige sie mit meiner Unterschrift.

Pusta-Kamarasch, 2. Juni 1952.

Diese Fassung der Unbescholtenheitserklärung dürfte nicht entsprochen haben. Sie war allem Anschein nach zu allgemein gehalten. Unter den vergilbten Familienpapieren gibt es noch eine andere Erklärung, die das gleiche Gesetz auch unter dem Gesichtspunkt konkreter Verpflichtungen und nicht bloß in bezug auf abstrakten Ehrbegriff und privaten Familiensinn auslegt. Den Text hat meines Wissens der damalige hilfsbereite Sekretär des Ortsvolksrates diktiert, offensichtlich in der Hoffnung, sich den Dreschkasten auf diese Weise leichter vom Hals zu schaffen.

In der erweiterten Fassung der Erklärung waren nachfolgende Sätze bestimmt, das moralische Bild meines Vaters zu vervollständigen: „Ich war niemals Mitglied irgendeiner politischen oder feindlich orientierten Partei, des weiteren habe ich keine Kenntnis von einer politischen Gruppenbildung mit subversivem Charakter.“ „Zur Zeit bin ich Mitglied des Ungarischen Volksverbandes, Streiter für die Sache der Arbeiterklasse und der Volksdemokratie; für diese Sache habe ich gekämpft und werde ich bis an mein Lebensende kämpfen.“

Auf das Wohlwollen des Volksratssekretärs verweisen auch jene Erklärungen, die gleichfalls er empfohlen haben dürfte, um meinem Vater das Wohlwollen der höheren Organe zu sichern. In der einen heißt es:

„Unterfertiger A. S. erkläre hiermit, daß ich für die Anschaffung des für die vorschriftsmäßige Inbetriebnahme des Dresch-

kastens nötigen Treibriemens von nachstehenden Personen Geld geliehn habe: von Gergely Székely 600 Lei, von Juliana Both, wohnhaft in Klausenburg, 200 Lei, von István Szász, wohnhaft in Kamarasch, 180 Lei. Für die Durchführung anderer Reparaturen habe ich von László Süt 3000 Lei geborgt, von Dani Tamási 250 Lei. Ich erkläre, daß das jedes Jahr so geht.

20. September 1952.“

In einer Ähnliches bezweckenden Erklärung kommt mein Vater auf den Kauf des Treibriemens sowie auf die Druschkosten zurück und setzt die Behörden auch über sein Einkommen in Kenntnis. Ausgaben — 2400 Lei, einschließlich Steuer — 6650 Lei. Einnahmen: 3836 Lei und 39 Bani! Draufgezahlt auf die nackte Existenz: 2813 Lei und 61 Bani. Ich weiß nicht, wann und wie er seine Schulden beglichen hat.

Ich weiß nicht einmal, wo Feder und Tinte aufgetrieben wurden, als im Dezember 1852 meine Mutter mir nachstehenden Brief nach Bukarest schrieb:

„Mein lieber Sohn. Deinen Brief haben wir erhalten und wir haben uns sehr gefreut, daß Du uns nicht ganz vergessen hast. Wir wissen nicht ob Du den eingeschriebenen Brief erhalten hast oder nicht mit dem Gesuch das zurückgeschickt werden mußte weil die Nummer nicht stimmte. Außerdem mein lieber Sohn sind es jetzt schon vier Wochen daß wir da draußen wohnen im Stall und in diesem Bretterverschlag die Möbel liegen herum auf dem Dachboden und wo wir sie haben hinstecken können bis jetzt war es erträglich aber jetzt frieren wir schon sehr weil wir dort schlafen wo sonst ihr geschlafen habt im Sommer mangels eines Scheunbodens im Grummet, erinnerst Du dich noch als ihr in die Ferien gekommen seid aus der Schule.

Ich setze das Briefeschreiben fort ich hab unterbrechen müssen weil ich sehr gefroren hab an den Händen ich hab ein kleines Feuer gemacht und sie gewärmt nicht mit Holz wo denkst du hin nur mit Flachsabfall in Kamarasch ist es nämlich ein Kunststück Holz aufzutreiben ich weiß nicht was im Winter wird wenn sie uns nicht zurücklassen in das Haus wir haben uns mit deinem Vater schon vorgenommen wir gehn fort irgendwohin. Dein Vater wird irgendwo Arbeit finden ich geh nach Oderhellen zu Zsofi-Néni sie hat mich

schon gerufen ich soll nichts abwarten ich soll nur schon mit Deinem Bruder Jóska hingehn ich weiß nicht was wir machen werden darüber schreibe ich Dir noch.

Ferner sie haben uns deswegen vor die Tür gesetzt nachdem sie ein Aug aufs Haus geworfen haben weil hierher nach Kamasch ein bössartiger Vorsitzender gekommen ist das Haus hat er schon öfter angeschaut aber gesagt hat er nie was, er hat nur soviel herumgewinselt daß sie ein Haus brauchen aber damit ist er auch fortgegangen ich hab gesagt, ein Zimmer kann ich abgeben weil wir im Winter sowieso nicht alle zwei heizen können und es war immer jemand drin seitdem ihr fortseid aus dem Haus und wir nicht mehr so viele waren auch im vergangenen Jahr war ein Buchhalter vor ihm ein Lehrer und vor dem eine Lehrerin, sie haben sich aber damit nicht zufrieden gegeben. Denn als sie gesehn haben daß man uns zu Kulaken erklärt hat haben sie geglaubt daß wir wirklich welche sind sie irren sich aber weil auch wir arme Menschen sind wie die andern Armen nur die Maschine die hat uns das Leben verpfuscht und die Gesundheit.

Dann ist der 9. September gekommen, es war für uns ein sehr schwarzer Tag ich seh wie ein Haufen Amtspersonen über die Wiese kommen ich hab mir nicht ausmalen können warum so viele zu uns kommen. Ich hab grad Stroh reingeholt daß ich Feuer anzünd. Ich bin stehn geblieben und hab freilich gesagt sie sollen eintreten und was sie herführt.

Voran ist der Gendarm gekommen, hinter ihm der Volksratssekretär Hinter ihm sind die Kanzleileute getrottet alles in allem waren sie zu fünf. Ich hab schon gezittert denn in unser Haus hat noch kein Milizmann den Fuß getan Dann hat der Milizmann so begonnen sehn Sie Frau Süt Ihnen hat jemand gesagt daß Sie das Haus räumen sollen. Ich hab geantwortet daß niemand das gesagt hat. Dann hat er den Zigeuner der ist Gemeindediener angeschrien warum er nicht hergekommen ist es mir sagen Der hat geantwortet daß ihm niemand was gesagt hat und nur in der Kanzlei war davon die Rede Dann hat der Milizmann noch einmal gesagt daß ich zum Bucur Gligor hinauszehn soll auf die Wiese und daß ich das Haus räumen soll Ich hab gesagt ich widersetze mich nicht dem Gesetz er soll mir nur sagen ob das Befehl von oben ist oder ob sie das nur hier in der Kanzlei ausgemacht haben Darauf hat der Milizmann geantwortet daß ja Dann hab ich geantwortet daß ich das Haus räume aber ich ziehe nicht auf die Wiese weil ich mich nicht als Kulak fühle weil ich eine arme Frau bin Und dann

hab ich mich an die Obrigkeit gewandt und hab ihnen gesagt daß sie da was Schönes eingefädelt haben sie haben mich zum Kulaken gemacht und wissen doch genau daß wir arme Leute sind und jetzt werfen sie uns auch noch aus dem Haus.

Aber dann hat mich schon das Weinen überkommen ich hab überhaupt nichts mehr sagen können. Auch sie haben eingesehen das ist kein Vorgehn aber alles hat der Vorsitzende gemacht und der ist freilich nicht mitgekommen. Dann bin ich auf den Flur hinaus und hab geweint und hab geweint und es ist mir in den Sinn gekommen was wir zusammen mit eurem Vater und mit euch geschuftet haben bis wir diese kleine Zweizimmerwohnung aufgebaut haben, damit man uns jetzt auf unsere alten Tage vor die Tür setzt.

Dann haben sie noch eine gute Weile verhandelt und dann haben sie sich verzogen Zurückgeblieben ist der Sekretär und der hat gesagt also schau wir mal Frau Süt, wo ist ihr Mann? Ich hab gesagt er drischt in Novaj Also schicken Sie nach Ihrem Mann hat er gesagt und er hat wohlwollend gesagt daß wir in 24 Stunden die Wohnung räumen sollen Ich räum sie aber man soll erlauben, daß ich in den Bretterverschlag dort einzieh. Freilich hat er geantwortet das erlauben sie. Dann hat mich wegen seinem guten Willen das Weinen nur noch stärker geschüttelt weil es jetzt schon so gut wie sicher war daß sie uns aus dem Haus werfen Am liebsten wär ich gestorben aber ich hab an euch gedacht und daß ich meine 3 Söhne in der Ferne noch einmal sehn will für die wir uns so abgerackert haben.

So hat sich alles zugetragen und dein armer Bruder ist auch unlängst nach Hause gekommen und er war verbittert Er hat ein Vermögenszeugnis gebraucht und sie haben ihm hineingeschrieben daß er Kulak ist weil er bald zum Militär muß.

So ist jetzt die Lage aber uns trifft keine Schuld wenn das Gesetz die Wahrheit nicht herausfindet daß zwischen Maschinenbesitzern und Besitzern große Unterschiede sind weil es auch arme gibt und weil erstens die Maschine klein ist und zweitens gehört sie uns nur halb und drittens ist sie schlecht denn der arme Mensch hat nicht das nötige Geld gehabt für eine gute also unser Schicksal ist jetzt so mehr schreib ich nicht.

Ansonsten würde es uns gut gehn wenn wir nur schon endlich mit eigenen Augen sehn könnten daß wir nicht die sind die wir sind sondern was wir in Wirklichkeit sind arme Leute. Arm zu sein war immer schlecht aber jetzt wär's gut wenn sie unsere Armut

anerkennen würden. Was schlecht war war jetzt gut damit sie uns nicht aus unserem Haus rauswerfen.

Eva schreibt nichts Wie geht es der kleinen Agnes? Sie muß schon groß sein schreib auch über sie Dein Bruder Pista hat geheiratet er hat eine sehr anständige Frau gefunden sie ist Lehrerin und stammt aus Aiud aber Hochzeit haben sie nur im engen Kreis gefeiert Nicht einmal wir waren dort so waren nämlich die Verhältnisse damals haben sie uns gerade zu Kulaken gemacht und sehr viel von uns gefordert und so ist uns die Lust vergangen ich schreib sonst nichts wir küssen Dich ich glaube ich hab schon genug geschrieben und wir freuen uns daß ihr den Honig bekommen habt ich hab bloß den in der Eile einpacken können wir küssen Dich deine Mutter.“

Es ist schon spät. Ich lege die Feder nieder, obwohl mit Tinte und Tintenstift geschriebene und getippte Lebensläufe, Gesuche, das heißt Bittschriften haufenweise zum Vorschein kommen. Die Blätter eines neuartigen Psalters. Es erübrigt sich, sie abzuschreiben: der gleiche Text, das gleiche Lied. Geschrieben in Karfreitagsstimmung an gekreuzigten Werktagen. Die winzigen Buchstaben sind dicht gesetzt, ohne Interpunktion, gedämpfte Sätze; nirgends artet die Verzweiflung in Gleichgewichtsstörungen oder ersticktes Schreien aus. Es ist jene Art von Prosa, deren dramatische Kraft nicht auf Symbolen sondern auf Tatsachen beruht. Auf knappen, bohrenden Feststellungen. „Dies alles“, schreibt mein Vater in einem seiner Briefe, „hat der Vorsitzende und der Lehrer eingebrockt. Der Vorsitzende drückt mit seiner Sturheit alles durch, was er nur will, keinen fragt er was.“ Den Datierungen nach zu schließen, haben die auf die Kulakenliste eingetragenen Bauern in dem 1952er Jahr monatlich, sogar wöchentlich und täglich umständliche, mit mehreren ‚Es lebe. . !‘ endende Gesuche, Erklärungen, Lageberichte über familiäre und wirtschaftliche Verhältnisse, Krankheiten, ja selbst über ihre Ernährungsweise geschrieben, die ihnen den Status armer Bauern bescheinigen sollten. Es war eine der fruchtbarsten Epochen Rousseauscher Dichtungsart; mein Vater hat im Schuppen einen ganzen Band confessions zusammengekritzelt, mit der Leidenschaft eines pflichtschuldigen Federfuchlers und in Hoffnung auf ein Echo und prompte Wirkung. Sein Werk war für jenes große Publikum bestimmt, das damals im Auftrag zahlloser Ämter täglich, ja stündlich unser Dorf aufsuchte. Dem erst

in den Hof, anschließend mit herzlichen Worten in das Haus gebetenen Schafwollkollektor wurde zum Rührei ein solches Gesuch samt Erklärung sozusagen als Gurkensalat serviert. „Vielleicht ist der Genosse so liebenswürdig und liest es bei Gelegenheit.“ Sogar Zeichentalente traten zu jener Zeit in Erscheinung; so manches Gesuch, das um Steuernachlaß flehte, versah der Verfasser oder der freundliche Abschreiber mit verschnörkelten, sorgfältig mit roter Tinte ausgearbeiteten Initialen. Dem Gedächtnis haben sich die Namen vorzüglicher Miniatürmaler eingeprägt — Kantoren, Buchhalter, Hilfsnotare. Als Gegenleistung für ein halbes Kilo Käse oder ein Brathuhn ließ sich der Straßenarbeiter mit der schweren Hand von einem lokalen Felix Regusanus die düstere Chronik seines Lebens niederschreiben.

Und wie ehemals in Florenz oder Neapel kamen auch in unserer Gegend wahre Manuskriptkopierwerkstätten zustande. Auf die häufige Frage — „wo könnte ich wohl einen erstklassigen Gesuchverfasser auftreiben?“ wiesen die Leute dem in seiner Existenz Verunsicherten den Weg: „Geh zu X, geh zu Y. Der fabriziert so ergreifende Autobiographien, daß es die vom Rayon vor Weinen schüttelt. Erstens hat es den Vorteil, daß die Tinte auf seinem Papier nicht zerrinnt. Zweitens, daß er als Bruder eines Advokaten sich in den die Bauern betreffenden Gesetzen auskennt.“

Alles konnten die bauerlichen Miniatürmaler der Neuzeit natürlich nicht zu Papier bringen.

Was in den Eingaben übergangen wurde, erzählt Vater der versammelten Familie und Verwandtschaft an seinem Namenstag, unter allgemeinem betroffenen Zungenschmalzen. Der dreißigste November ist der Tag des heiligen András, doch da dieser auf einen Werktag fällt, haben wir ihn auf den zweiten Dezember verlegt, um auch vom Sonntag etwas fürs Vergnügen abzuwickeln. Wir kennen nämlich unsere Natur: nur schwer setzen wir uns in Bewegung, unsere Stimmung greint und qualmt lange im feuchten Geäst der seltenen Gelegenheiten. Kein einziges Lied leuchtet vor Mitternacht in den Gesichtern auf, gegen Morgen aber verwischen sich unsere Individualitäten, so daß wir alles, was wir bis zu diesem Augenblick jeder auf seine Art in Prosa verkündeten, nun in Versform und gemeinschaftlich zum Fenster hinausschrein.

Wir trinken Kümmelschnaps. Lassen die András hochleben. Die anwesenden und alle übrigen, die auf diesen Namen hören. Wir sind festlich gestimmt. Mein Bruder Jóska hat sich dem Anlaß zu Ehren geschoren, jetzt sieht er aus wie eine frisch geschälte Gurke. Vater ebenfalls. Eine sichere Hand hat der Ortsbarbier nur für das Kahlscheren. Im Genick meines Vaters ist die weiße Spur des Granatsplitters aus dem Weltkrieg wieder aufgetaucht. Auf diesem weißen Pfad hat ihn irgendwo in Galizien der Tod gesucht. Onkel Gergely, über den ich zu Beginn geschrieben habe, daß die nach ihm geschleuderten Messer sich in der Luft umdrehen und zu singen beginnen, erzählt, wie er sich, wiewohl reformiert, in Bukarest in die Gunst eines orthodoxen Pfarrers geschlichen und mit diesem zusammen zu Dreikönig einen Haufen Geld verdient hat. Er hat gebetet, gesungen, das Rauchfaß geschwenkt und fragt sich heute noch, ob ihm der liebe Gott dies Gaukelspiel auch wirklich verzeiht. Onkel Jóska Székely beweist vermittels der Gefahren und glücklichen Wendungen seines wechselhaften Schicksals, daß im Leben Verkleidung und Maske unentbehrliche Waffen sind. Man muß sich den Anforderungen anpassen wie der geknetete Teig dem Backblech. Was sagt der Liebe Gott zu Gergely? Er fragt ihn:

„Was bist du, mein Sohn?“

„Herr, ich bin Reformierter.“

„Warum hast du orthodox gesungen, mein Sohn?“

„Um zu überleben, Herr.“

„Warum hast du bei der Wasserweih gebetet, mein Sohn?“

„Um auf dem Trockenen zu bleiben, Herr.“

„Warum hast du das Rauchfaß geschwenkt, mein Sohn?“

„Um zu überleben, Herr.“

„Du hast gut daran getan, mein Sohn. Das Gras neigt sich im Wind und überlebt, mein Sohn.“

Er singt das Amen gedehnt und verschnörkelt und wir lachen so, daß es uns von den Stühlen reißt und heraus aus der Festrunde. Doch nicht über das Schicksal der Gräser lachen wir, sondern über die Onkel Jóska's Litanei entspringende Absolution. Bloß meinen Bruder István verdüstert die göttliche Weisheit. Er meint, der Mensch hat genug mit seinem einen Gesicht, ja das ist sogar zuviel, wenn man es wahren will. Es hagelt nur so von Gegenmeinungen.

„Paß mal auf, wenn dein Vater damals nicht auszieht aus dem Haus, sondern er greift zur Axt und stellt sich breitbeinig auf die

Schwelle, weil das sein einziges Gesicht so verlangt... was wär daraus geworden?“ fragt einer.

„Gefängnis! Das wär daraus geworden“, ertönt es einstimmig.

„Also hat man die Maske des Gehorsams aufsetzen müssen“, philosophiert Onkel Jóska weiter und wendet sich an meinen Vater: „Ist's nicht so, Schwager?“

Der Schwager brummt, hustelt und gießt sich wieder Kümmelschnaps ins Glas. Er spricht nicht gern über das Vorgefallene. Wir essen Hühnersuppe, hinterher gekochtes Fleisch, Kartoffeln, Wurst und geräucherte Rippen. Die Unterhaltung wird immer lauter. Vom Schnaps gehn wir zum sauren Wein über. Das Gespräch wird nach und nach lauter. Immer noch beschäftigen uns die Gräser. Onkel Jóska zählt denkwürdige geschichtliche Ereignisse und Situationen auf, in denen ebenfalls die Maske zu Reichtum und Glück verholfen hat. Oder zumindest zu einem Ausweg. Wir befinden uns in der Nähe von Zsigmond Keménys Grab; das Gespräch klingt wie die Fortführung seiner Bangnis. Seine Waffengattungen werden genannt: die Vorsicht, die Überlegung, nicht übertriebene Begeisterung, der gezügelte Zorn.

„Also bitte, Schwager, wenn du damals nicht umsiedelst, sondern vorschriftsmäßig die Axt packst und dich auf die Schwelle stellst. Was wär daraus geworden?“ erklingt nun die Frage zum zweitenmal, was schon der Wirkung des Weins zuzuschreiben ist.

Zum zweitenmal die gleiche Meinung:

„Gefängnis.“

„So aber bist du wieder ins Haus zurück.“

„Ja, zurück!“

„Wie war's denn damals, als sie dich aus der Politik hinauskomplimentiert haben?“

„Trinken wir. Lassen wir die Vergangenheit ruhn“, winkt mein Vater ab.

„Kannst sie ja ruhn lassen. Nur steckt sie in dir.“

Er ist so eng mit ihr verbunden, daß er nicht von ihr spricht. Am schmerzlichsten sind die verdrängten Erinnerungen. Sobald sie sich dann im Gespräch auflösen, hat sich mit ihnen gewiß auch der Schmerz verflüchtigt. Er sagte: der Morgen ist da, wir können wählen gehn. Für jede Wahl rasierte er sich und zog ein frisches Hemd an. Als erster in der Straße unterschrieb er Friedensauf-

rufe und Proteste gegen jede Art von Kriegstreiberei. Er meldete sich zu freiwilliger Arbeit. Er nahm an Versammlungen teil und lernte dabei eine Geste, deren er sich bis dahin niemals bedient hatte: das Beifallklatschen. Er wurde in die lokale Leitung des Ungarischen Volksverbandes gewählt, der damals eine wichtige Rolle spielte. Das Auge des Hauswirts hatte ihn nach vorn geschoben: das Werturteil der Gemeinschaft. Mit jenem umsichtigen Blick, der das schnittige Fohlen am Gang erkennt. Er sträubte sich: ein anderer soll's machen, der's eher verdient und auch Rednertalent hat. In wohlgesetzter Rede erwiderte der Kantor: sein beispielhaftes Verhalten seien seine Worte. Neue Wahrheiten mußte er kaum lernen. In verschiedenen Lehrgängen auf Rayonsebene zerbrachen sich Melonenwächter und Hüter der öffentlichen Ordnung den Kopf, ob die Kulaken Metaphysiker seien oder die Pferdehändler. Seiner spezifischen Beschäftigung wegen konnte mein Vater an diesen Lehrgängen nicht teilnehmen. Was er über die Welt auszusagen hatte, flog mit der Stimme des Hammers, der Säge und der Hacke unter seiner Hand hervor. Im Sommer stand er morgens um drei Uhr auf, um halb fünf dröhnte bereits der 6-PS-Motor, gegen Mitternacht spuckte er den auf der Lunge abgelagerten Spreustaub aus, wusch sich die Hände mit Benzin, und wenn es Samstag war, machte er sich auf den Weg, überquerte das Gebirge, um in der Versammlung am Sonntag nach dem Gottesdienst im Schulgebäude der Geschichte zu Hilfe zu kommen. Als der Rayonsdelegierte wissen wollte, wie man denn in Pusta-Kamarasch, wo 90 Prozent der Einwohner leibeigener Abstammung sind, den Klassenkampf verschärfen könnte, beziehungsweise auf wessen Buckel man im Interesse des Fortschritts den Prügel tanzen lassen müßte, meinte Vater, im Interesse eines guten Brots müsse man eher die Pflugschar schärfen. Der Rayonsdelegierte, der in der Mittagspause den auf der Dreschtenne Zwiebel und Speck kauenden Bauern vom Popen Gapon erzählte, notierte etwas in sein Heft und sagte bei nächster Gelegenheit: „Die Kulaken haben den Saal zu verlassen!“ worauf sich ein Teil der Leute aus den Bänken zwängte und heimwärts trollte. „Was ist denn mit dir los?“ fragte meine Mutter, als

mein Vater, das kleine Tor weit offenlassend, kraftlos stehnblicb und lange vor sich hinstarrte. „Nichts. Sie haben mich aus der Schule hinausgeworfen.“ Er zog den Mantel aus, krepelte sich die Hemdärmel hoch und reparierte die Mohnmühle des Nachbarn.

„Sag’s trotzdem, wie hast du dich damals gefühlt?“ fragte der Schwager.

Mein Vater gießt Wein in die leeren Gläser und zuckt mit den Schultern:

„Wie die übrigen. Und genauso wie jene, die in der Versammlung geblieben sind.“

„Also ich bin damals wirklich dort geblieben“, sagt Feri Onkel, der auf Grund seiner Einstufung um Zigarren in den Laden trabt, wenn Rayonsdelegierte kommen. „Wie ein abgebrühtes Huhn hab ich mich gefühlt. Ich hab drauflos geschwitzt, und mein Gesicht hat gebrannt. Ich hab auch meinen Nachbarn angesehen. Der hat sich die Hände gerieben. Wir haben geschwiegen und Angst gehabt. Sowohl daß die Reihe auch an uns kommt, als auch, daß sie uns nicht rauswerfen. Ich hab’s schon gewußt, wenn die Sitzung aus ist und wir treffen uns, sterb ich auf der Stelle vor Scham. Wir sind dort gesessen, alte Männer in der Schulbank, und haben uns geschämt.“

„Statt euch zu schämen, hättet ihr lieber gesagt, das ist nicht gerecht, was sie da im Namen der Gerechtigkeit den armen Leuten antun“, sagt meine Mutter und fuchelt mit dem Kochlöffel herum.

„Das hätte noch gefehlt“, sagt mein Onkel entsetzt, während er in der Fleischschüssel stochert.

Einer erinnert an das gewisse Haferkorn, das uns in der Bedrängnis als symbolisches Maß zu dienen pflegt. Gezwungen fällt auch Feri-Onkel ins allgemeine Gelächter ein, dann sagt er, nach dem Glas greifend:

„Ich sag selbstkritisch: alle Andrásen sollen hochleben!“

„Hoch!“

„Wie war’s denn, wie du die Maschine verkauft hast?“

Wie ein Märchen aus dem Weltkrieg erzählen sie es sich immer wieder: die Ballade meines Vaters wird vom Volksmund zugschliffen und verdichtet. Bei bestimmten Wendungen reden sie ihm auch dazwischen und setzen die weggelassenen Attribute an ihren

angestammten Platz. Bereits eine kollektive Schöpfung wie irgendein Soldatenlied.

Sie bitten und betteln, daß er erzählt. Er winkt ab: es ist nicht mehr interessant. Trotzdem soll er's erzählen. Als Erbauungsgeschichte für Schriftsteller. Zwölf Augenpaare mustern mich mit dem warmen Blick der Mildtätigkeit. Sie bieten mir die unter Qualen eingehandelte Geschichte an wie seinerzeit das Töpfchen Honig oder den mit dem Schürzenzipfel auf Hochglanz polierten Apfel. Da mein Vater verschämt schweigt, beginnt ein anderer:

„Das war so, nach den vielen Gesuchen haben sie ihn dann einmal rufen lassen...“

„Wie erschrocken er war! Er hat sich gedacht, die halsen ihm am Ende noch eine kleine Verpflichtung auf.“

„Dabei hat er bereits bis über die Ohren in Schulden gesteckt!“

„Er hat sich also nach Sarmasch aufgemacht. Ist über den großen Berg gekrochen.“

„Ich bin nicht gekrochen. Ich bin gegangen.“

„Bitte, bist also gegangen. Und bist angekommen. Hier bin ich, Genossen. Sie fragen: Wie steht's, werter Herr, mit der Maschine? Schlecht genug, sagt der Mann, steht's mit der Maschine. Und was wollen Sie nun eigentlich? Ich wünsche ihre Verstaatlichung.“

„Nicht gewünscht hab ich, sondern verlangt“, mischt sich mein Vater ein.

„Gratis? Übernommen werden kann sie nur um Geld. Um wieviel er sie denn angeschafft hat? Weiß der Teufel. In zwanzig Jahren hab ich sie, bitteschön, zusammengeschustert aus lauter Alteisen.“

„Fünfzehn“, korrigiert mein Vater.

„Fünfzehn. Unterschreiben Sie hier, daß Sie sie freiwillig anbieten. Ohne Druck, Zwang, Drohung. Bemühen Sie sich zur Kasse. Geht der Schwager zur Kasse. Aber wie einer, dem man endlich den Zahn gezogen hat. Den Rest erzähl du“, reden sie ihm zu.

Mein Vater fügt sich. Hier setzt es sich leichter fort.

„In die Hand bekommen hab ich sechzehn Lei und fünfzig Bani. Von dort bin ich auf den Marktplatz gegangen. Hab mich ein bißchen umgeschaut: Was soll ich kaufen? Ich hab einen alten Freund getroffen. Ich sag ihm, hab Geld im Sack, ich will's durchbringen. Trinken wir was. Ich hab einen Liter Wein bestellt, Zwölfleiwein. Den haben wir getrunken. Viel war's nicht, aber

ich war wie besoffen. Zuerst hat mein Freund sich gewundert: Was ist in den gefahren? Ich hab nämlich nie jemand ins Wirtshaus gerufen. Mich hat auch keiner gerufen, sie haben ja gewußt, daß ich mir nichts mach daraus. Ich sag ihm, in der Literflasche steckt der Preis von fünfzehn Jahren. Darüber haben wir gelacht. Mehr ist eigentlich nicht passiert, wir haben den Wein getrunken und gelacht.“

„An den Augen hab ich's gesehn“, schaltet sich Mutter ein, „daß ihm etwas Besonderes passiert ist. Wie wenn er eine schwere Krankheit losgeworden wär. Er ist aufgelebt, hat sich erholt und hat gesagt: jetzt kann man das Leben von vorn anfangen. Später, als wir ins Haus zurückziehn durften, hab auch ich mich aufgerappelt und mir ist's besser gegangen.“

Besser?

Jeden Nachmittag bindet sich Mutter ein weißes Kopftuch um. Auf Stirn und Schläfen kommen Umschläge. Dabei glühen ihre Augen fiebrig, im Gesicht sind Schatten und die Stimme ist müde und glanzlos. Sie arbeitet weiter, doch der weiße Schrei ihres Tuchs fällt mir schon am Gartenende auf.

„Was hast du, Mutter?“

„Mein Kopf...“

„Schmerzt er oft?“

„Der ist schon reif für Schmerzen.“

„Komm zum Arzt!“

„Das hat keinen Sinn.“

„Willst du, daß er weiter weh tut?“

„Hab mich dran gewöhnt. Dort wird's schon vergehn“, sie zeigt lachend gegen den Friedhof. „Dort wird alles beschwichtigt, dort am Berghang.“

Sie sieht es meinen Augen an, daß ich gegen diese Überlegung protestiere. Tröstend tastet sie mir mit ihren Blicken das Gesicht ab. Sie will mich mit dem Gesetz versöhnen, das sie bereits akzeptiert, ja unter ihre Aufgaben eingegliedert hat. Wie das Abendbrot und das Wasserschleppen.

„Seit wann tut dir der Kopf weh?“

„Seit sich mit diesem Vorsitzenden die Scherereien eingestellt haben. Ich hab die Bettstatt durch die Tür hinausgeschleppt und da hat sich mir der Schmerz wie ein Pfeil in den Kopf gebohrt.“

„Wie hat der Vorsitzende geheißen?“
„Niemand erinnert sich an seinen Namen.“

Die Geschichte, wie sehr sie auch das Werk der Massen ist, spaziert am Arm einer hervorragenden Persönlichkeit in das Haus der Erinnerung ein. Wir sagen: das Zeitalter Alexanders des Großen, das Zeitalter Napoleons oder des wer weiß wievielten Ludwig. Nicht bloß ganze Völker, auch die kleineren Gemeinschaften, Dörfer, Gehöfte schenken auf diese Weise einem eminenten Getreidekollektor, Kirchenvater oder Volksratsvorsitzenden je eine Epoche. In Kamarasch wurde so die Epoche des János Téglás, des Mihály Czinczér, Sohn der Maria, des Ioan, Sohn der Kati, aus der Taufe gehoben. Jeder ist durch eine seiner Taten in Erinnerung geblieben. Der eine hat einen Brunnen gegraben, der andere Weiden gepflanzt, der dritte schlicht und einfach einen Stein fortgewälzt, über den die alten Weiber gestolpert sind. Auch für den fortgewälzten Stein sind sie ihm dankbar und bewahren den Namen ihres Wohltäters in Erinnerung.

Die Epoche des Spießrutenlaufens wird einem Anonymus zugeschrieben.

Sie wissen nicht, welcher Wind ihn in das Dorf gebracht und wohin er ihn geweht hat, das heißt wem an den Hals.

Gemessen an seinem Tun und Lassen ist die Namenlosigkeit, durch die sie ihn gezeichnet haben, eine verhältnismäßig grausame Strafe.

„Erzähl lieber, wie du jenen Schofför getroffen hast“, reden sie meinem Vater zu.

Er läßt sich nun nicht mehr lange bitten. Munter reibt er sich den Nacken und zündet sich sogar, was selten vorkommt, eine Zigarre an.

„Ich hab was auf dem Gehöft zu tun gehabt, Traktoren und Dreschmaschinen repariert, ich weiß gar nicht mehr, warum ich von zu Haus fort bin. Da steht am Rand der Landstraße ein Lastauto. Und ringsherum viele Gaffer. Der Schofför plagt sich ab und schwitzt, ich hab's auf den ersten Blick heraus, der versteht nichts vom Motor. Der fummelt nur herum und hat keinen Dunst, wo er anpacken soll. Schon von weitem rufen die Leute: Kommen Sie, András Bácsi, horchen Sie's ab. Der Mensch mischt sich nicht gern in die Arbeit eines andern, so hab ich selber auch nur zugeschaut, aber auf der Stelle gemerkt,

daß der Motor abgesoffen ist. Das Benzin ist aus dem Vergaser rausgeronnen.“

„Und der Trottel hat's nicht gesehn!“ grinst mein Bruder, der selber Motorfachmann ist.

„Nichts hat er gesehn! Das ist's ja, daß er's nicht gesehn hat!“ sagt Feri Onkel und hört, obwohl er das Ende der Geschichte kennt, mit offenem Mund zu wie beim erstenmal.

„Erzähl doch weiter! Erzähl schon!“

Zwar drücken sie ihm keine Posaune in die Hand, dafür heben sie ihn mit Blicken auf eine unsichtbare Tribüne. Keiner ißt, keiner trinkt. Die Stimmung ist palmsonttäglich. Blumige Blicke fliegen dem Mann zu, der Arbeit auf dem Gehöft hat und landstraßenwärts geht. Wir erleben einen jener seltenen Augenblicke, da die dichterische Rechtssprechung aus der Fabel in das Leben Einzug hält. Gleich sehen wir den Fuchs, schätze ich, dessen buschiger Schwanz im Eis festgefroren ist. Zumindest macht sich eine Lust dieser Art auf ihren Gesichtern breit. Onkel Jóska wirkt mit seinem triumphierenden Lächeln und seinen fünfundsechzig Jahren recht jugendlich. Und mein kleiner Bruder Jóska wird so vom Lachen geschüttelt, daß er gleich die Pointe verdirbt. Sie fahren ihn an:

„Halt schon's Maul!“

So sagt mein Vater in die andächtige Stille:

„Mein Herr, geben Sie mir einen sechzehner Schlüssel. Was, Sie wissen nicht, was ein sechzehner Schlüssel ist?“

„Dazu muß man schon scharfsinnig sein“, lautet das Urteil.

„Red doch nicht drein! Weiter!“

„Statt einem sechzehner gibt er mir einen vierundzwanziger.“

Schallendes Gelächter. Sie lachen über den Depp, der die Hochzeit mit dem Begräbnis vertauscht.

„Wo ist die Werkzeugkiste? Ich such mir den Schlüssel selber.“

„Du mußt nur hinschaun und hast ihn schon. Dir springt das Werkzeug zwischen die Finger.“

Auch Feri Onkel wird ausgezischt. Jetzt ist nicht der Moment, meinen Vater zu loben. Alle wollen das Ende der Geschichte hören. Je schneller und je effektvoller. Und zwar genau so, wie es ausnahmslos alle längst kennen. Das Geheimnis dieser Unge-

duld ist anscheinend kein anderes als das der hundertmal gesehenen Bühnenstücke, durch welches der Autor uns, ohne daß wir es gewahr werden, die Haut eines Othello oder Bánk Bán überzieht und die bekannte und erwartete Wendung wieder und wieder mit der Kraft des Überraschenden auf uns wirkt. Die Begebenheit, die wir jetzt erleben, reicht, falls sie nicht die Wahrheit als solche ist, zumindest hart an die Wahrheit heran. Und löst durch diesen Anflug von Ähnlichkeit eine wahre Goldgräberspannung aus. Einige springen auf und werfen die Arme hoch:

„Paß auf, was jetzt kommt!“

„Ich paß ja auf.“

„Also frag ich, ob er die Zündung kontrolliert hat. Er weiß gar nicht, wo er anfangen soll. Beim Akkumulator, ist doch klar. An der Quelle.“

„Bei jedem Übel muß man zuerst die Quelle entdecken“, philosophiert einer meiner Vettern und fragt mich durch Blicke, ob ich mit ihm einverstanden bin.

„Ich sag ihm, daß er sich's hinter die Ohren schreibt: die ganze Linie muß man abtasten, das heißt den Akkumulator, die Spule, den Delko, die Zündkerze und die Endstation in der Verbrennungskammer. Die Zündung hat nichts gehabt. Sehn wir uns also den Karburator an. Abgesoffen. Folglich laß ich das überflüssige Benzin ab und sag ihm, er soll anlassen mit ganz wenig Gas. Der Motor springt schön an. Sie können fahren, mein Herr, Gott mit Ihnen. Der Mann, der in der Klemme war und jetzt aufatmet, sieht mich an. Aber nur einen Augenblick lang. Und wie wir uns die Hand geben, da hat er den Blick vor sich auf den Boden geheftet.“

„Auf deine Füße, dort ist sein Platz!“ erklärt der Schwager mit eisiger Strenge.

Alle schweigen jetzt. Ich bin von hämischen Zuschauerblicken umzingelt und begreife nicht, was los ist. Was tatsächlich geschehn ist? Alle sind meinem Vater dankbar, daß er die Erzählung einem so modernen Ende zugeführt hat, es einerseits mir überläßt, jenen Sinn hineinzudeuten, der mir gerade paßt, andererseits jedoch die altmodische Pointe ihnen überlassen hat, damit sie aus der Aussage den ihnen zustehenden Spaß herausschlagen.

Sie wenden sich auch gleich zu dritt an mich:

„Weißt du, wer der Mann war? Hast du eine Ahnung? Nein, nicht du sagst es“, fallen sie sich gegenseitig ins Wort. „Ich will's

sagen.“ „Jóska soll's sagen.“ „Er soll's selbst sagen.“ „Redet doch nicht so durcheinander!“ „Mihály soll's sagen, er kann sowas am besten sagen!“ „Mihály! Füllt die Gläser. Schraubt die Lampe höher! Mehr Licht! Schweig, Mihály! András soll's sagen! Ihm ist's passiert, er soll's sagen!“

Schließlich hat trotz allem Feri-Bácsi das Wort. Er faltet die Hände wie zum Schlußgebet, saugt seine Unterlippe zwischen die Zähne, reißt mit einem Ruck die schütterten Brauen hoch und beginnt kopfnickend:

„Der Mann, mein Sohn, war kein anderer als ausgerechnet der Mann, der deinen Vater aus dem Haus geworfen hat.“

„Verdammter Hundsfott!“ braust Gergely auf und klatscht sich auf die Knie. „Zum siebenten Mal hör ich das, wo hätt ich mir sowas vorgestellt, nicht im Traum, daß ausgerechnet der es sein soll. Das war aber eine Ohrfeige für ihn. Sie vertraun ihm etwas an, und er hat keinen Dunst davon! Zum Wohlsein! Musik! Zigeuner! Gebüßt hat er's.“

Sie staunen, schnalzen mit der Zunge, lachen, pfeifen und ich weiß, daß ich dieses Krümelchen Freude zum nächstenmal wieder mit ihnen teilen muß. Sooft wir zusammenkommen werden, um uns zu zerstreuen, werden sie die Geschichte erzählen, und ich beleidige sie — denn ich teile ihren Triumph ja nicht —, wenn ich mir nicht auch aufs Knie klatsche und erstaunt tue, dieser verdammte Hundsfott, verdammt und zugenäht!

Feri Kutas stimmt das Lied an. Harmonikastimmig fällt mein Bruder István ein. Im Obstveredler schlummern baßgeigerische Neigungen, er läßt den Nudelwalker über zwei Finger brummen. Mein kleiner Bruder Gergely dirigiert mit pathetischen Kapellmeistergesten, Jóska hingegen läßt seiner Stimme nur in den Kurven freien Lauf, bleibt dort, weil er kein Gehör hat, für gewöhnlich zurück und versucht es dann, in der nächsten Kurve lauernd, ein zweitesmal. Seine blauen Augen strahlen vor Freude, daß dieser Vorfall uns so schön versammelt hat. Als er sich schließlich herzhaft und unwiderruflich in dem pausenlosen Gesprudel von Liedern verhaspelt, läßt er plötzlich seine Arme sinken und blickt melancholisch um sich. Einer nach dem andern hat sich von ihm losgerissen, wir treiben in großer Ferne, auf den Fluten des Liedes. Wir steigen hinab in die unbekannte und bekannte

Vergangenheit, in das Jahr 1914, als der liebe Gott auf die Erde herunterschaute, gerade in dem Augenblick, da sich bei Doberdo vor lauter Weltkrieg die Kanonen heiserschossen und niemand da war, unsere Wunden zu verbinden; da meine Mutter, meine liebe, gute Mutter, ihre Bauernkleider bündelte und in der Truhe versteckte; da wir sie benachrichtigten, daß die Kupferkanone schwer sei und die Erde aufackere und sie uns vom Kriegsschauplatz nicht zurückerwarten solle: Niemand würde sich über unser Grab neigen.

Mein Bruder Jóska lauscht dem schmetternden Gesang. Er verfolgt unsere Mundbewegungen, wie wir trotzig den Kopf nach hinten werfen, tonlos murmelt er vor sich hin und begreift nicht, welcher Zauber von uns Besitz ergriffen hat.

Denn wir sind Lokomotiven, blumengeschmückt, und wir rasen polternd in den Bahnhof ein, dann in den Tod und in die Liebe.

Amseln sind wir und lassen uns auf dem Astende nieder. Mein Bruder Gergely ist im Staatlichen Volkskunstensemble von Musiklehrern unterrichtet worden, so bringt er das Ereignis, den Regeln des Verschleppungsstils entsprechend, folgenderweise zur Kenntnis: Die Aa-am-sel u-und die Naa-achti-gall.

Wir beschwören die Sterne, sie mögen leuchten, herrlich leuchten! Sie mögen leuchten und uns den Weg weisen, denn wir suchen unser Haus und unsere Liebste. Suchen und finden sie nicht. Stiefel möchten wir tragen und uns als Hirtenjungen verdingen. Sobald das Schafehüten zu Ende ist, bahren wir die Leiche im Hof auf. Blicken zum Himmel empor, und die Welt badet im Mondschein und Wolken stürzen herab auf den Wald und uns fällt ein, daß wir auch einmal Burschen waren und der Wein noch immer spitzenblättrig ist. Unsere Stiefel poltern, hoch fliegt der Kranich und darunter ist das Wasser des Nyárád immer noch trüb, und selbst die Weide ist traurig und blüht vor Kummer zur Winterszeit und zur Sommerszeit.

„Im Winter, im Sommer! Hörst du, Schwager? Im Winter, im Sommer, verdammtes Hundeleben!“

Auch Matészalka trauert, und wenn wir sterben, bringt man uns hinaus auf den Friedhof. Und steckt uns ein Holzkreuz aufs Grab.

„Mir sollen sie lieber keins stecken! Ein reformierter Ungar ...“

„Wenn du nicht mehr bist, was zählt da noch das Zeichen? Gleich welches.“

„Das Zeichen zählt immer.“

„Wer übrigbleibt, richtet sich nach dem Zeichen.“

„Wozu das Zeichen? Für die Toten!“

„Wozu das Zeichen? Für die Lebenden!“

„Weit, weit ist Andrásdorf. ..“

Sogar die Bäume weinen. Und wir steigen auf ein trauriges Schiff und bereuen, daß wir geheiratet haben. Was soll denn der Mensch? Manch einer schüttet seiner Mutter das Herz aus: verloren ist der Jungfernkranz, verloren die Gans, verloren das rote Samttaschentuch, der Ehering und das kleine braune Roß im Zedergarten. . .

„Neulich hab ich sogar meine funkelnelge neue Rebschere verloren. . .“

„Mutter liebe, wie froh war ich einst. . .“

Sollen sie doch herauskommen unters Tor, die vielen Mütter. Sollen herauskommen und sich ein Tuch umbinden, eh wir noch ins Komitatshaus hinauffliegen und von dort auf den Kirchturm, denn zwei rote Rosen blühen in Mutters Fenster, der Wind bläst sie in hundert Richtungen, wir aber können uns kaum mehr auf den Beinen halten. Der Wind bläst und Feri Kutas klammert sich an sein Glas. Mit beiden Händen hält er sich fest. Verzückt haut Gergely mit den Fäusten auf den Fußboden. Mein kleiner Bruder István klammert sich an das Instrument, Feri Tamás an seine Frau, die Kinder an die Bettdecke. Auch sie singen. Bohren ihre Köpfe in die bestickten Kissen und rufen mit frischer schriller Stimme in die Welt hinaus, daß es regnet und die Pferdewurde naß wird.

Schon passen sich uns auch die Gegenstände an. Es klirrt das Glas, der Krug, die Lampe bebt, der Fußboden dröhnt und die alten Stuhlbeine klopfen wie wild. Der Dampf steigt hoch, das Fenster schwitzt, das Hemd an unserem Rücken trieft, draußen aber wächst der Schnee und auf unseren Lungen das schwarze Nikotin. Wie Eis zerklirren die Gesichter und die Zungen stolpern in diesem babylonischen Gedankenaustausch. Unser ehemaliges Ich nachahmend, tanzen wir Csárdás und drehen und wenden unsere Weiber, bis ihnen der Atem ausgeht. Nicht um der Lust, sondern um des gaffenden Staunens und des Trostes willen. „Wir zwingen's noch!“ Obwohl die Lunge keucht und die Beine einknicken. Wir fallen uns in die Arme und singen wie die Bäume im Wind. Und einer sagt: „Auch für jene, die nicht wissen, wo im Wald der blaubeinige Vogel schreitet...

„Ii Murescheni hab ich ein Lied gelernt...“

„Das hab ich in Cheseu gehört.“

„In Ciuc wird's so gesungen!“

„In Călata und in Kronstadt!“

„In Bihor!“

„In Winz oder Winzendorf. . .“

Eher geht es in dieser Schattenwelt mit uns zu Ende als mit unserem Liedervorrat, dieses an trockenem Ort errichtete Arsenal. Wir schwirren ins Schiltal zum Kohlenabbau; oder in den Dienst, in die Lehre, ein Weib heimführen. Und kommt das Mädchen auch mit leeren Händen, mit einem Strauß alter Lieder heißt man sie in jedem Haus willkommen. „Bleiben Sie sitzen, singen Sie noch was!“ Aus dem Wald schleppen wir die Lieder herbei. Aus der Gegend um Gherla in einer Fuhre Brennholz versteckt als Geschenk für die Kinder; mit den Eisschollen bringen sie die Lieder und kellern sie für wärmere Tage ein. Feri Kutas vor allem sammelt Lieder wie ein anderer Patronenhülsen. Jetzt, beim Herumstreifen, kommen sie uns gut. Sie weiten Raum und Zeit um uns, man kann sich darin strecken. Wortwörtlich sagt das meine Schwägerin, die „Frau Lehrerin“. Die Antwort kommt auf der Stelle:

„Auch der Gefeierte soll sich strecken. Und auch seine Frau!“

Jetzt singt mein Vater. Wie eine Möwe folgt ihm meine Mutter. Sie sitzen sich nicht gegenüber, sie sitzen — wie die Heiligenpaare — nebeneinander. Gefangene des gleichen Blickwinkels. Sie singen von der Heimerde. „Weit, ach, hat es mich verschlagen, weit von meinen Eltern, weit von meinen Geschwistern.“ Wir wissen, daß der Morgen uns alle aus diesem Haus forttragen wird, jeden an den von ihm erwählten Ort. Sie beide bleiben hier, damit wir stets einen Grund zur Heimkehr haben. Noch einmal also singen sie ihren Lebenslauf, ihre Gesuche, ihre Unbescholtenheitserklärung. Die für zwei Stimmen geschriebene Geduld schnürt uns die Kehle zu, dieses wunderliche Siebenbürgerheide-ue//. Jemand weint, und ein Glas zersplittert in seiner Faust. Plötzlich springt mein Bruder Jóska auf, um seine Tränen irgendwie loszuwerden, klatscht hart, schlägt die Beine zusammen, dort, wo die Stiefelschäfte sitzen müßten, schnalzt, stampft, dreht sich, jauchzt gellend, während es in den Fenstern hell wird und wir alle nacheinander verstummen.

Die hängenden Gärten der Semiramis

(Variationen für zwei Stimmen)

Am Morgen fällt es uns ein, wie gut wir gelacht haben.

„Dabei darf man das Weinen doch gar nicht auslachen“, sagt meine Mutter.

Ihre Erinnerung: der Zustand des Verletztseins. Sie haben sich aufeinander eingespielt wie das Himmelslamm und der Wolf. Der Kopf tut ihr weh, seitdem sie sich in der Stallwohnung erkältet hat. Ihr Lachen über die Macht, die sich bloßgestellt hatte, ist nur ein gezwungenes. Von dem Brief, den sie bei Kien-spanlicht als Hilferuf auf ein Heftblatt geschrieben hat, kommt sie nicht los. Als ob außer ihrem eigenen Tod auch ein fremder Toter in ihren Eingeweiden hauste. Deshalb meint sie auch, daß man das Weinen mit dem Lachen nicht vermengen darf. Doch hält sie sich bei dieser Überlegung nicht lange auf, Vater und ich sind entlassen, wir sollen über die Wiese schlendern.

Mich locken die Hasen und die Füchse. Wie eine bewaffnete Versuchung stellt sich auf einmal auch Onkel Gergely mit seiner Flinte ein und erklärt uns, wir sollten bloß aus dem Dorf hinaus und bei den Weiden links abbiegen, dann unter dem Ufer weitergehen bis zum Herbstacker, wo in nordwestlicher Richtung zwei Ferkel wühlen, dort herum, kaum zwanzig Meter abseits, liege ein Hase in der Furche. Der müsse abgeknallt werden.

„Red keinen Blödsinn“, sagt mein Vater. „Nicht mal den Platz eines Hauses kann man so genau bezeichnen; um wieviel weniger den eines Hasen, wo der ja zu den beweglichen Tieren gehört.“

„Er bewegt sich nicht.“ Gergely zwinkert.

„Krepiert?“

„Er schläft.“

„Von wo weißt du das?“

„Ich hab's mit eigenen Augen gesehn, wie ich dort vorbei bin.“

Geradezu aufgebracht schüttelt Vater den Kopf.

„Worum wetten wir, Schwager?“ Gergely streckt die Hand aus, doch Vater wehrt ab

„Jägerlatein.“

Doch ob er's glaubt, oder nicht, er kommt jedenfalls mit und seine blauen Augen strahlen über den Reinform, den es geben wird.

Auch ich erwische mein Gewehr, und zu dritt brechen wir in die angegebene Richtung auf. Als wir am Ende des Dorfes auch das letzte Haus hinter uns gelassen haben, stutzt mein Vater einen Augenblick und seine Brauen zucken leicht. Die beiden Ferkel sind tatsächlich auf dem Acker.

„Hab ich's nicht gesagt, Schwager?“ zwinkert mir Gergely zu.

„Ferkel, sonst nichts“, winkt mein Vater ab.

„Der Hase ist auch dort.“

„Wetz dir nur den Mund!“

„Nicht so laut, Schwager, sonst verjagen wir ihn!“ flüstert Gergely.

Mich weist er an, am Ufer entlangzugehen, ich kann sogar pfeifen, wenn ich Lust hab, bloß meinen Kopf soll ich nicht nach rechts wenden, sondern den Acker nur mit einem Auge aus dem Augenwinkel abtasten; wo die Schneeschicht dünner ist, sieht man die Schollen, dort steckt der Hase.

Ich befolge seine Anweisungen und sehe trotzdem nichts.

„Hast eingerostete Augen“, erklärt Gergely und fordert meinen Vater auf, das Ufer hinunterzugehen und scharf nach rechts zu achten.

„Gott ist mein Zeuge, Schwager!“

Der Schwager ist bockig. Störrisch schüttelt er den Kopf.

„Das Maul haben sich schon viele vollgenommen.“

Damit will er zu verstehn geben — ich lese es seinen Augen ab —, daß man ihn mit Märchenufern lange genug hingehalten hat. Er soll sich doch in den Ungarischen Volksverband einschreiben, damit die Versammlung ihn dann vor die Tür setzt; er soll sein Haus tünchen, weil ein Sauberkeitswettbewerb läuft, damit der Kaderchef sich dann reinsetzt; er soll eine Weizenlüftungsmaschine austüfteln, damit sie dann in einen Winkel geworfen wird. Genauso verhält es sich mit diesem Hasen, der gar kein Hase ist, sondern ein Lockvogel.

„Dann soll doch der Herr Schriftsteller umkehren“, sagt lachend Gergely, und in dem Augenblick, da er stehnableibt und sein Gewehr hochreißt, springt der Hase auch schon aus der Furche.

„Der knallt uns noch das Ferkel ab, dann können wir die Zeche zahlen“, brummt mein Vater.

Aber dann reißt er doch den Mund auf, als der Hase wirklich herausspringt und sich nach dem Knall überschlägt. Mit weitauf-

gerissenen Augen starrt er den Schwager an, er kann es nicht fassen.

„Mich soll der Teufel holen, das hätte ich nicht gedacht.“

Triumphierend läßt Gergely den Hasen in den Rucksack gleiten.

„Hab noch einen auf Lager. Aber der ist etwas weiter weg. Hinterm Berg, und wenn wir dort den Herdenbrunnen hinter uns haben und die Schlucht, dort, zwischen den Sträuchern links von der Akazie...“

Jetzt kann er das Blaue vom Himmel herunterlügen, wir glauben ihm aufs Wort.

Dafür will nun auch mein Vater etwas zeigen. Oben auf der Berglehne zwischen den Weingärten. „Ein aufschlußreicheres Exempel als so ein Hase“, sagt er betrübt.

Gergely weiß bereits, was mein Vater im Sinn hat; er verabschiedet sich von uns, den Hasen wird er meiner Mutter bringen. Ich merke es ihm an: wenn er mit uns hinaufkommt in den Weingarten, verdirbt er sich den ganzen Tag mit überflüssigen Erinnerungen.

„Treib dich dort lieber nicht herum“, versucht er meinen Vater abzubringen, „zur Leichenschau, nur wer muß...“

Mein Vater beharrt auf seinem Vorhaben.

Wir schlendern den Berghang hoch. Unter uns das verstreute Dorf mit seinen unordentlichen, krummen Gassen und seinen rauchfanglosen Häusern. Aus den Löchern und Ritzen der Bretter- und Ziegeldächer quillt Rauch und treibt in alle Windrichtungen. Nur der Sommer hält diese Siedlung zusammen und ruft durch die einander entgegenwachsenden Blätter der Maulbeerbäume und Akazien den Eindruck von Nähe — ja von Vertrautheit — hervor. In seiner winterlichen Nacktheit wirkt das Dorf vom Berghang gesehen ebenso trostlos wie mir jetzt der Blick meines Vaters vorkommt, der in besonders gedrückter Stimmung ist.

„Setzen wir uns“, sagt er, „irgendwohin.“

„Dorthin, auf die Einfassung vom Zementbrunnen.“

Wir setzen uns nieder und sehn uns wortlos um. Am Hang reihen sich winzige Weingärten aneinander. Dieser hier, an dessen Ecke wir uns niedergelassen haben, dürfte dreihundert Quadratmeter groß sein, die Weinstockreihen sind zahnfällig. Wer vorbeikommt, reißt für gewöhnlich einige zum Verfeuern heraus. Mein Vater zählt die fehlenden Pfähle.

„Siebenundzwanzig“, sagt er vor sich hin, dann fügt er hinzu: „Mit diesem kleinen Weingarten hab ich mich für meinen Siebzigsten gerüstet. Erinnerst du dich noch, wie wir mit der Arbeit begonnen haben?“

Ich erinnere mich, trotzdem erzählt er es nochmals.

„Ich hab mir schon immer gewünscht, daß ich einen kleinen Weingarten hab. So groß wie meine Hand. Ein paar Stock Muskateller, Riesling, Mädchentraube, wie ich's bei Gergely gesehn hab. Um die paar Eimer Hauswein war mir's, für die Feiertage, Namenstage, Geburtstage. Aber nicht um den Wein. Auch um die Sorgen, die er dem Menschen aufhalst. Der Mensch legt in der Werkstatt den Hammer aus der Hand, spuckt den Kohlenstaub aus, den Benzindampf aus dem Hals und sagt: seit heut morgen befehlen sie mir, schicken mich herum, teilen mich zu, teilen mich ein, jetzt teil ich mich selber ein und Werkel herum. Der Großbetrieb gehört UNS, der Weingarten MIR. Dort erledigen wir alles gemeinsam, wie im Krieg. Anders geht's nicht. Hier dirigier ich mich selber, zur Erholung. Ich bin der Direktor, der Chefingenieur, der Normierer, der Brigadier, der Lagerverwalter, der Buchhalter, der Materialankäufer, der Nachtwächter, der Portier, der Aufseher und der Beaufichtigte. Ich frage und ich antworte. Deine Mutter sagt, ich sprech manchmal mit mir selber. Ist das denn so schlimm? Es geht doch nicht, daß der Mensch immer nur schweigt. Den Entwurf hab ich mir ausgedacht. Hinten im Garten drei Pflaumenbäume, zwei Birnbäume sowie ein Nußbaum. An den Seiten Pfirsichbäume, Zwergbäume, damit sie nicht viel Schatten werfen, hier oben aber, da, wo wir jetzt sitzen, hätt ich Himbeeren gepflanzt. Ich hab den Geruch von Nußblättern gern. Schon darum, weil die Mücken ihn nicht gern haben. Kletterst im Winter auf den Boden hinauf: dort liegen die Nüsse auf Zeitungspapier ausgebreitet. Dazu kannst du auch einen Nußknacker basteln. Zum Beispiel das Maul von einem Löwen, schön geschnitzt. Das ist am interessantesten. Das Pflaumenmus kann mir gestohlen bleiben und den Pflaumenschnaps darf ich nicht trinken. Aber am Karfreitag, wenn der Mensch fasten muß, ist die Suppe aus gedörrten Pflaumen mit Maisbrei ein Leckerbissen. Wir haben unser Leben so abgelebt, daß wir Obst nur gegessen haben, wenn wir's von der Herrschaft gestohlen haben. Heut essen wir auch keins. Wir haben keins. Was in der Umgebung staatlich produziert wird, das schicken sie in Seidenpapier verpackt dorthin, wo sie's hin-

schicken müssen. Vom Flur schau ich oft herüber zu diesem unkrautüberwucherten Berghang, schon in meiner Kindheit haben wir hier Kühe und Schafe weiden lassen. Die zwei Joch Boden haben wir dem Kollektiv abgetreten, die eignen sich nicht für den Weinbau. Auch andre haben sich in den Flur gestellt, zum Hang hinaufgeschaut. Kahl war er, holprig, abschüssig, lauter Disteln. Was gehört her? Rigolen, Anpflanzen, Arbeit. Neben der kollektiven auch eine Portion häusliche Beschäftigung und Ruhe, damit der Mensch mit sich sprechen kann. Was meinst du, hat man das nicht nötig?“

„Und wie nötig man es hat!“

(Gleichzeitig aber leben in der Bauernschaft noch die Überreste des Kapitalismus, was sich beim rückständigen Teil der Bauernschaft durch den Drang nach Privatbesitz äußert, durch Vernachlässigung der kollektiven Arbeit, Plünderung des Gemeineigentums usw. Diese kapitalistischen Überbleibsel sind im Bewußtsein der Bauernschaft in unvergleichlich größerem Maße vorhanden als im Bewußtsein der Arbeiter. Dies läßt sich nicht bloß damit erklären, daß die Bauernschaft sich zäher an die alten Überlieferungen klammert, sondern auch damit, daß... an diese Erklärung erinnere ich mich nicht mehr. Fest steht, daß die frühere Kleinbesitzerideologie der Bauernschaft sich zersetzt hat, ihre Reste, ihre Überbleibsel aber sind noch immer vorhanden.

Aus einem alten Seminarmaterial)

Um 1954 haben sie bekanntgegeben, daß sie den Hang unter denen aufteilen, die Reben pflanzen wollen. Wir haben gefragt: warum pflanzt denn nicht die Produktionsgenossenschaft? Lohnt sich nicht, hat's geheißen. Lauter Einstürze, Unterwaschungen, Akazienwurzeln und Schiefer und wer weiß was noch alles. Wenn aber Private einsteigen, ist nichts einzuwenden, die sollen's aufs eigene Konto machen. Eine einzige Bedingung hat der Rayonsdelegierte gestellt: Ausbeutung soll dabei nicht herauspringen, Kapitalismus oder irgendein anderer Überrest. Wo doch nur von einigen hundert Rebstöcken die Rede war. Also erzähl ich deiner Mutter, was wir beim Volksrat verhandelt haben. Lassen wir uns da ein? Stecken einen Haufen Geld rein, Schweiß rein und was wir noch vom Leben übrig haben, und dann kommt

eine Verfügung und alles schwimmt fort. Aber mir hat der Weingarten keine Ruh mehr gegeben. Ich hab im Traum gespritzt, ich hab gespürt, wie mir der Rücken wehtut vom Gewicht der Rückenspritze. Und wenn ich aufgewacht bin, war's die alte Erkältung, die mich geplagt hat. Ich hab hin und her gerechnet und war unsicher. Laß ich mich da nicht auf ein unerlaubtes Geschäft ein? Zwar ist es schon ein gutes Stück her, daß sie mich aus der Kulakenliste herausgenommen haben, aber wegen etwas, das ich nie begangen habe, hab ich mich noch immer schuldig gefühlt. Sie haben uns eingebleut, daß wir schuldig sind. Ich hab dieses Gefühl anders aufgefaßt als dein Onkel F., der doch auch Kompagnon war in diesem Unternehmen mit der Holzschneidemaschine. Auch der hat sich nach diesen Zeitungsartikeln schuldig gefühlt, aber dann hat er sich — vielleicht gerade deswegen — um so mehr begeistert. An mir haben die Vorfälle mehr gefressen. In mir ist die Begeisterung eingefroren. Ich hab mir vorgestellt, hilfst dir mit dem Weinbau. Schließlich war mir die Angst vergangen, der Volksrat hat uns ja auch Courage gemacht: Der Boden dort ist wirklich nutzlos, wir sollen nur tapfer drangehn. Erinnerst du dich, ich hab dir einen Brief geschrieben, ob du nicht zweitausend Lei schicken könntest für den Anfang. Ich hab sie erhalten, ich dank dir noch einmal, die Arbeit ist wie geschmiert gegangen. In meiner Freizeit hab ich allein gearbeitet, oder die Verwandten haben mir geholfen und dein Onkel Gergely hat uns dirigiert. Der hat schon Wein gebaut und kennt das Fach. Schade, daß du uns damals nicht besucht hast. Wie die Goldgräber haben wir uns auf diesen rissigen Boden gestürzt. Wo waren die nur? In Alaska. Das Rigolen ist eine saure Arbeit. Die Erde muß man sechzig-achtzig Zentimeter tief umackern und lockern, die herausgeworfenen Steine einsammeln, wegschleppen. Wie der Winter angefangen hat, haben wir wochenlang gegraben, wir haben die Wurzeln mit den Händen ausgerissen und dazu den Pfad gestampft. Der Weingarten ist schön, aber wenn kein Pfad drin ist, kannst du die Fechsung nicht aus der Nähe beobachten. Mich haben die Hämmorrhoiden gequält, ich hätt sie operieren lassen müssen, aber ich hab Angst gehabt, daß ich sterb. Lieber hab ich gelitten. In aller Herrgottsfrüh und jeden Abend hab ich mich in heißes Wasser gesetzt, jahrelang Hab ich in der Früh einen Topf saure Milch getrunken, trotzdem hab ich viel Blut verloren. Ich bin mir so leicht vorgekommen wie in meiner Kindheit. Auch deine

Mutter ist abgemagert. Sie hat sich zu viel im Haus abgehetzt, den lieben langen Tag. Die Krampfadern sind ihr angeschwollen, der Krampf hat ihr den Kopf geplagt, aber wenn wir vom Wein-
garten gesprochen haben, waren alle Sorgen vergessen. Kann sein, sogar der Tod. Gergely hat mir erklärt, was für Pfropfreis ich für die Pflanzung anschaffen soll. Nicht nur Weintrauben, auch Tafeltrauben: Muskateller, Riesling, Mädchentraube. Von jeder ein bißchen, wegen der Abwechslung. Stell dir mal vor, im August kühlst du dich dort ab vor der Hütte, jemand kommt dich besuchen, und wenn er weggeht, sagst du: Nimm ein paar Trauben mit für die Kinder. Packst die Rebschere und wählst zwischen den reifen Trauben. Ein paar Muskateller, ein paar. . . Eigentlich darf ich nicht mal Wein trinken, aber ich kost ihn trotzdem. Das ist auch gar nicht wichtig. Dafür kommt jede Woche der Sonntag, der eine, der andre schneit dir ins Haus, was gib'ts denn Neues, wie geht's euch noch, nimm Platz Schwager, Bruder oder sonstwer, kost meinen Wein, vom süßeren, vom saureren, was dein Herz begehrt. Das Kind haut sich den Fuß an, weint zum Gotterbarmen, brüll doch nicht, hier hast einen Apfel! Oder einer fährt fort und fragt: Was soll ich den Verwandten in Neumarkt, Bukarest und Winz ausrichten? Da wickelst du eine Flasche Wein ins Zeitungspapier: Das laß ich meinem Sohn ausrichten! Weihnachten kommt, Neujahr mit den Glückwünschern und den umherziehenden Sängern, mit den Gratulanten. Wie anders ist der Empfang, wenn du hörst, flenn doch nicht, Hausherr, stell Wein auf den Tisch! Du hängst den Apfel an den Tannenbaum, und der Enkel ißt ihn. Du hast Namenstag, Geburtstag, und dem Zigeuner schießt's ein, vor deiner Tür zu fiedeln. Wie oft haben wir uns deswegen geschämt! Ich hab mich aus dem Staub gemacht, ins erste Zimmer hinein, deine Mutter hat hinausgerufen, ach wie schade, wir danken schön, aber mein Mann ist nicht zu Haus! Dabei hätt ich mich über die Musik gefreut, wenn ich zu Haus gewesen wär. Wenn unser Leben sich anders abwickelt, wär der Zigeuner zu seinem Glas Wein gekommen. Noch nicht mal abgespielt war das Lied, da hat er noch zweimal am Bogen gezerrt und mittendrin aufgehört. Der wird sich von uns was Schönes gedacht haben, wenn er kopfschüttelnd und mit kurzer, wegwerfender Handbewegung abgezogen ist. Diese Bewegungen bezeichnen meine Lage. In solchen Situationen duckt sich der Mensch. Als ob er seinem eigenen Begräbnis zuschaut, so sonderbar packt's ihn. Auch

bei anderen Gelegenheiten, weil ihm so viel fehlt. Darum haben deine Mutter und ich angefangen uns für den Weingarten zu begeistern. Dein kleiner Bruder hat im Kollektiv gearbeitet. Auf einen Arbeitstag sind Null Komma fünfundzwanzig Liter Wein gekommen. Mit einer Arbeit von zwei Monaten am Buckel hat er nach der Verteilung so bei anderthalb Liter Wein ins Haus gebracht. Wir haben uns gedacht, bis das Kollektiv sich so weit entwickelt, wie's in der Zeitung steht, kratzen wir das unsrige zusammen. Unser eigenes, damit ich's gradheraus sag.“

(Doch führen, wenn die Leitung nicht auf bolschewistische Art erfolgt, diese Widersprüche in der Großproduktion zu einem der gesellschaftlichen Wirtschaft nachteiligen Anschwellen der individuellen Wirtschaft, so daß die individuelle Wirtschaft erneut zur allgemeinen Wirtschaftsgrundlage wird. In solchen Fällen kommt es zu einer Lockerung des landwirtschaftlichen Großbetriebs, sein sozialistischer Inhalt beginnt zu schwinden und er wird im Endergebnis lediglich zum Deckmantel für privatbesitzerische, raffgierige Elemente, die die sozialistische Form für Spekulationen und persönliche Bereicherung ausnützen.

Aus einem alten Seminarmaterial).

„Ich hab mir das ungefähr so ausgemalt wie der Lokomotivführer, der eine kleine Spielzeuglokomotive in die Vitrine stellt. Das ist seine Lokomotive. Der Keller ist ja nicht größer als ein Beichtstuhl: drin ein Dreißig-Eimer-Faß, zwei Sack Kartoffeln, ein paar Möhren, Kohlrüben, alles in allem! Aber was ist das doch für ein gutes Gefühl, wenn man weiß, warum man runtersteigt sogar in ein solches Nichts von einem Keller! Man hört, wie der Most nach der Lese gärt, eine brennende Kerze auf dem Faß zeigt an, daß man reingehn kann. Wenn sie ausgeht, ist's schlimm. Die Kohlensäure ist lebensgefährlich. So haben's die Kellermeister erzählt.“

„Wo es einen richtigen Keller gibt und so große Fässer, daß man mit Leitern daran hochklettern muß.“

„Ist doch egal. Wir ahmen sogar die Lebensgefahr nach. Und auch die neuartige Weinbehandlung. Ein sächsischer Ingenieur hat mir die Methode der geschlossenen Gärung erklärt, mit einem Trichter. Dabei entweicht das Kohlensäuregas durch

Wasser. Und brodelt dazu, das ist doch auch interessant. Nach meinem eigenen Kopf hab ich alles Nötige zusammengebastelt. Eine kleine Hauspresse und anderes Werkzeug. Wochenlang hab ich gefeilt und gehämmert. Ich hab den Pfad vor mir gesehn, den ich dann durch den Schnee bis zur Kellertreppe schaufei. Die zweitausend Lei sind aufs Rigolen und auf die Ppropfreisan-schaffung draufgegangen. Für den einen ist's Geld, für den andern nicht. Mir war's viel; davon hätt sich die ganze Familie von Kopf bis Fuß anziehen können. Vom Mund haben wir's uns abgespart, so schön hat sich das neue Unternehmen ange-lassen.“

(Unternehmen? Ganz treffend hat Genosse K., ein vor-züglicher Kenner der Bauernschaft, bemerkt, daß das Seelenleben der Bauernschaft sich im Laufe von Jahr-tausenden herausgebildet hat. Daher prophezeien eini-ge, daß die Idee des Kollektivismus am „antikollektiven Schädel“ des Bauern rettungslos zerschellt. Das ist na-türlich eine falsche Auffassung. Hingegen besteht kein Zweifel, daß der Bauer eine doppelte Seele hat, das heißt: die eine ist die Seele des Werktätigen, die andere die Be-sitzerseele. Die Besitzerseele spornt den Bauern zu klein-kapitalistischen Unternehmungen an. Daher ist unter keinen Umständen damit zu rechnen, daß die Bauern-schaft aus sich selbst heraus das sozialistische Bewußt-sein entwickelt. Von den im Idealismus festgefahrenen utopischen Sozialisten abweichend, muß man die Um-gestaltung des Seelenlebens der Bauernschaft auf feste materialistische Grundlagen stellen, unter Beachtung ihrer Besonderheiten.

Zeilen aus einem Zeitungsartikel, 1949).

„Die Zeit war gekommen, die Ppropfreben zu pflanzen, das ist bekanntlich das Frühjahr. Auch im Herbst pflanzt man, aber bei uns seltener. Der Mensch hat mehr Vertrauen zum Frühjahr. Der Winter, wenn er weggeht, nimmt Tote mit und Ppropfreben, die nicht gefangen haben. Ich hab die Markierungspfähle auf-gestellt, wir haben dreißig-vierzig Zentimeter tiefe Gruben aus-gehoben. Das Rebenpflanzen ist eine verzwicktere Arbeit als das Kartoffelsetzen. Ohne Gergely haben wir uns nicht recht durchgewurstelt. Es ist interessant, daß sogar Noah schon die

Trauben gekannt hat, und trotzdem so wenige wissen, wie man eine Pfropfrebe pflanzt. Und wenn du erst vergleichst, wie viele Leute mit dem Rad fahren, Karten spielen können, ist die Zahl der Kenner mehr als gering. Mach dich mal im Dorf auf die Beine mit einem Weinpfropfling: na also, welches ist die Hauptwurzel, die Saugwurzel, auf wieviel Knospen muß die Rute eingeschnitten werden? Ich freß einen Besen, wenn jeder zwanzigste es weiß. Mit den Neuerungen geht's auch nicht anders. Wir sehn, sie bringen den Kunstdünger in Säcken herbei und er ist weiß, aber wir wissen nicht, aus was er besteht. Nur der Ingenieur kann das sagen. Fast hätt ich gelogen, es gibt noch einen Mann, hab ich gehört, der weiß es auch. In den vierziger Jahren, sooft sie einen Bauern verlangt haben, hat der Rat ihm den Auftrag gegeben, er soll uns vertreten. Andre haben sich gedrückt, waren mißtrauisch, sie können ihre Familie nicht so mir nichts dir nichts dalassen, oder war ihr Dossier nicht auf der Höhe: ein Einwand war reingerutscht, daraufhin hat der Rayon ihn zurückgewiesen: Schickt einen besseren! Dieser D. D. war der beste. Sie haben ihm die Autobiographie zusammengestellt, die Referenzen, die Charakterisierungen in acht oder zehn Exemplaren, und er war immer sprungbereit. So war's auch für den Volksrat leichter; er hat sich nicht auch noch mit den Papieren von andern herum-schlagen müssen. Und D. D. hat's bald herausgehakt, daß man sich mit dem Kursbesuch gut über Wasser halten kann. Ein Drittel vom Jahr, manchmal auch die Hälfte, hat er in Ludusch, Klausenburg oder Gherla zugebracht. An politischen Kursen hat er teilgenommen, an Propagandistenlehrgängen, an Kursen für freiwillige Zeitungskorrespondenten und an für Gott weiß was: Hühnerzucht, Weinbau, Gesundheitswesen, Viehzucht, Schweinemast, Brigadierausbildung, Feuerwehrlehrgang. Aus Ver-sehn haben sie ihn sogar in einen Nähkurs zum Demokratischen Frauenverband geschickt, dort haben ihm die Weiber Wind gemacht.“

„Und hat seine Wissenschaft etwas genützt?“

„Das könnte ich nicht behaupten.“

„Man hätte ihn an die Spitze des Dorfes stellen müssen.“

„War nicht möglich.“

„Warum nicht?“

„Weil er Sabbatist ist. Nach einer Zeit, als sie ihn nicht mehr herumgeschickt haben und die gute Kost wegblieb, da hat er sich von den Sabbatisten anwerben lassen. Das ist so ein Knau-

serglaube, Fleisch darf man nicht essen, Wein darf man nicht trinken, und das Randalieren ist überhaupt nicht erlaubt.

Mich haben sie nie zu einem Kurs geschickt. Einmal haben sie mir's versprochen, da war ich noch auf der Kulakenliste, aber das war das Gefängnis, dazu haben sie damals Kurs gesagt. Auf meine alten Tage hab ich die Winzerei gelernt. Die ersten drei Jahre haben wir nicht mit einer Ernte rechnen können. Die haben nichts gebracht als Arbeit, Plage, Kopfzerbrechen und Hoffnung. Einmal war Dürre. Wie eine Glocke, so hat die Hacke geklungen, dann hat's mal vierzig Tage lang geregnet und wir haben nicht einmal auf allen vieren den Berg hinaufkönnen. Aber die meisten Ppropfreben haben gefangen, haben Ruten getrieben. Blätter gebildet. Die schwachen Triebe haben wir im ersten Jahr an Pfähle anbinden müssen. Das war eine herrliche Arbeit, wenn auch meine Pfähle krumm waren, knotig, wurmstichig, wie man sie bei uns herum eben herstellen kann. Die ausgemachte Krüppelarmee. Aber ich hab nicht auf die Pfähle geschaut. Nach dem Wetter hab ich geschaut; wann's regnet, wann's glutet, gibt's Rost, kommt Eis? Ich hab den flaumigen Rücken der Blätter beobachtet, und wenn was verdächtig war, bin ich zu Gergely gerannt: Was machen wir? Spritzlösung anrühren, spritzen, abermals hacken, spritzen, im Herbst das Eingraben, dann wieder das Ausgraben, Rebschnitt, Anpflöcken, Festbinden mit Binsen, mit Spagat, mit Strumpfbandhaltern, denn wo war Raffiabast aufzutreiben, ist bis auf den heutigen Tag nicht aufzutreiben. Kupfervitriol auch nicht. Was bin ich um Kupfervitriol rumgerannt, mit der Mühe hätt man doppelt soviel Reben pflanzen können. Im dritten Jahr war dreimal soviel Arbeit und, der Wahrheit die Ehre, auch dreimal soviel Hoffnung. Zu deiner Mutter hab ich gesagt: sie soll die Kammer vorbereiten, die Gefäße für die Lese — aufs Jahr. Das Erntejahr steht auf der Schwelle, noch etwas Arbeit: hacken, drei-, viermal, Laubarbeiten, Spritzen, Düngen, das Entfernen der unfruchtbaren Triebe, Stutzen, und mit Gottes Hilfe wird sich alles lohnen. Was wir gebetet haben, nur Schädlinge sollen nicht kommen, Maikäfer, Mehлтаupilz, Reblaus, Plasmopora, Philoxera, Peronospora, Mehltau, Wurzelschimmel und weiß der Teufel was wir noch alles im Buch gelesen haben. Wie vom Teufel getrieben haben wir gespritzt, drauflosgehackt, uns abgerackert, wir haben das Unternehmen nach allen Seiten durchgeknetet, und wenn ich in der Nacht aufgewacht bin, hab ich hin und her über

legt, wen ich zur Lese einlad. Nicht nur wegen dem Speck und dem Anstoßen, denk das ja nicht.“

„Sondern?“

„Gott weiß. Ich weiß nicht, was in uns gefahren war. Als ob eine Granate zwischen uns eingeschlagen hätte. Eine Granate, die nicht explodiert ist und auch keinem den Kopf abgerissen hat, nur das Gefühl, daß wir zum Heimatdorf gehören. Auch das ist so eine Art Verstümmelung, so eine unsichtbare Verkrüppelung. Oder bin ich schon zu alt und beurteil die Dinge falsch. Wir sind an der Scholle kleben geblieben, wir Veteranen, das ist die Wahrheit. Aus meinem Jahrgang fehlen nur die Leute, die der Tod fortgetragen hat. Darin kann man doch nicht ein freiwilliges Fortgehn sehn, nicht wahr. Auch im Fortgehn der andern nicht immer, das stimmt. Wenn ich mich nicht irre, hat deine Tante Sari den Zug eröffnet, die älteste Schwester von deiner Mutter, gleich mit dem Ende vom ersten Weltkrieg. Die ist nach Budapest gegangen in den Dienst. Von den daheimgebliebenen Geschwistern haben dann sieben oder acht in Budapest Arbeit gesucht. Aber ein paar Jahre später waren sie zurück, haben geheiratet, haben sich ein Weib oder einen Mann genommen und sich hier ansässig gemacht. Sie haben ihre Häuser vollgestopft mit Kindern. Dann hat sich auch die Schule gefüllt, auch die Kirche und die Scheune vom Orbán Pista mit Tanzlustigen. Die alten Weiber sind jeden Sonntag am Grabenrand gesessen und haben sich an den Tänzern vergafft. Da gab's auch was zu sehn. Sitzungen haben wir damals nicht abgehalten; das Volk hast du nur bei Begräbnissen, in der Kirche oder beim Tanz gesehn. Die Kinder aber, der Nachschub, draußen auf den Wiesen, in Scharen haben sie dort Ball und wer weiß was gespielt; letztes Paar vortreten, König rück 'nen Soldaten raus und derlei. Jedes Jahr haben wir den Ball der Verheirateten abgehalten. Damals hab auch ich mit deiner Mutter getanzt. Auch Spinnstuben hat's gegeben, Kukuruzlieschen, Schafwollhecheln und allerlei Zusammenkünfte. Vollgestopft war der Schulsaal als du das Gedicht aufgesagt hast, na, was für Henne war's nur? Ja, meiner Mutter Henne, es fällt mir nicht ein, wer's geschrieben hat. Oder das mit dem Leutnant Runge, Leutnant Runge, was ist los mein lieber Junge? Nach dem Nachtmahl, wenn deine Mutter beim Geschirrspülen war, hat immer einer den Kopf hereingesteckt. Onkel Ion — unser Nachbar — ist zu deinem Großvater gekommen, die Weiber mit dem Spinnrocken zu deiner Mutter, die Mecha-

niker, das waren meine Kumpel, zu mir. Wir haben über Gott und die Welt geredet. Wenn dazu Wein war, dann war's noch besser. Oder gekochter Kukuruz. Zu erzählen gab's immer genug: Jeder von uns war ein Kolumbus. Der eine war in Galizien herumgekommen, der andere in Sibirien, der dritte an der italienischen Front. Du hast immer das Maul aufgerissen vor Staunen. Es hat einen Alten gegeben, von dem hat dein Großvater erzählt, daß es ihn sogar nach Jerusalem verschlagen hat, aber dann ist er gestorben, und wir haben nicht mehr mit ihm reden können. Dabei wär's doch interessant gewesen, weil wir geglaubt haben, das Jerusalem, das gibt es nicht, nur in der Bibel. Als wir alle miteinander warm geworden waren, ist der Krieg gekommen und ist zwischen uns dreingefahren. Nach dem Krieg hat sich der Klassenkampf verschärft. Wer zum Kulaken gestempelt war, dem haben sie die Haut so gründlich abgezogen, daß sein tägliches Brot weg war und er hat sich gepackt und ist fort wie aus der Pistole geschossen. Ins Bergwerk, in eine Fabrik, auf eine Baustelle, wie sich's getroffen hat, und in seinem Haus haben sich die Fledermäuse eingenistet. Aber auch die mit kleineren Wunden haben sich aus dem Staub gemacht. Deinen Onkel Gy. zum Beispiel hat's gewurmt, daß sie die Hälfte von seinem Obstgarten zum Kollektiv dazugeschlagen haben. Zehn Jahre Arbeit steckten da drin. Er hat seinen Hut auf den Boden geknallt: Hier bleib ich nicht! Den Sonntagstanz hat die Behörde gesprengt. Wenn wir uns mit der Getreidequote verspätet haben oder das Dorf hat was anderes versäumt, was ist die mildeste Strafe? Den Tanz nicht genehmigen. Die Jungs haben Ausschau gehalten nach fortschrittlichen Dörfern, um dort auf den Ball zu gehen. Freilich hat der Aufschwung sie auch in die Stadt gelockt. Der kostenlose Unterricht. Sie haben ein Fach gelernt, sind Schofföre, Agronome, Techniker geworden und sind abgewandert. Von sechs oder sieben Kindern, die dein Onkel Gergely hat, sind alles in allem zwei dageblieben. Der Briefträger bringt Briefe aus Bukarest, Bistritz, Hatzeg, Petro ani. Nur wenn's einen gelungenen Gottesdienst gibt, zum Beispiel zu Neujahr, sehn wir uns von so nahe, daß wir uns die Hand reichen können. Darum ist die ungarische Schule auch nur vierklassig. Wenn's einem einfällt, „Die Henne meiner Mutter“ soll aufgesagt werden, dann siehst du nur die Mutter vom Kind im Kulturheim, auch seinen Vater, kann sein, ein paar Verwandte; die andern schlagen Krach, man muß ständig dazwischenfahren: aber Leute, paßt doch

auf! Das ist mir so durch den Kopf gegangen voriges Jahr beim Lichteranzünden auf dem Friedhof... Gut hundertfünfzig Leute waren dort zwischen den Zwetschgenbäumen. Reformierte, Katholiken, Sabbatisten, Parteimitglieder, Parteilose und allerlei andres Volk.

Die Toten haben uns versammelt. Ich kann schon sagen, wir haben uns gut gefühlt, weil wir so viele waren, alles Zusammengehörige. Erinnerst du dich, wir haben deinem Großvater zum Gedenken auch Wein getrunken. Wie Feri die Literflasche aus seiner Tasche gezogen hat, ist mir der Weingarten in den Sinn gekommen. Zum millionsten Mal seitdem ich denken kann. Wir haben die Kerzen angezündet und nur die Grabhügel haben die Heimkehrer aus allen Landesteilen getrennt. Wir haben die Reisen nachholen können, auf die wir jahrelang gespitzt haben. Im nördlichen Winkel des Friedhofs die Bistritzer Verwandtschaft, neben der Gruft die Neumarkter, bis zum Endziel hat man nur um ein paar Gräber herumgehn müssen. Es war windstill, die ganze Gesellschaft hätte man mit der ‚Henne meiner Mutter‘ überraschen können, es ist mir doch eingefallen, Sándor Petöfi hat es geschrieben, siehst du? Das ist für mich so etwas wie ein Sinnbild. Deiner Mutter sind eines Abends die Tränen gekommen, weil wir zu zweit sitzen, zwei Alte am Tisch. Früher waren wir unser sieben. Und auch auf die Wiese schauen wir umsonst: Die Kinder spielen nicht mehr mit dem Ball.“

(Was hingegen die Erziehung der Bauernschaft betrifft, Genossen, muß gesagt werden, daß im Dorf die Überreste des patriarchalischen Lebensgefühls noch tief verwurzelt sind. Am besten hat dies János Arany in seinem Gedicht „Im Kreis der Familie“ ausgedrückt. Das Gedicht selbst ist Ausdruck der auf Kleinproduktion fußenden Kleinbesitzerauffassung. Weiß schimmert im Hof das Fell einer Kuh, usw. Was soll dazu der Dorfproletarier sagen, der über keinen Viehbestand verfügt? Die mit der Rechtsabweichung zusammenhängenden Presseberichte haben auch darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „Landwirt“, den die Abweichler selbst ins öffentliche Bewußtsein geschleust haben, die Klassenunterschiede verwischt und nicht dazu geeignet ist, die Wirklichkeit auszudrücken. Ich möchte das Augenmerk der Häuser für Volkskulturschaffen darauf lenken, daß sie, falls dieses Gedicht in den

auf das Land geschickten Repertoireempfehlungen weitergeführt werden sollte und nicht durch ein kämpferisches Werk ersetzt wird, dem Kulturheimdirektor auseinanderzusetzen müssen, wovon hier eigentlich die Rede ist: nämlich von einer überholten Auffassung. Wer sich der Ruhe hingibt, während die Katze bloß schnurrt und das stille Reich der Grille übernimmt... all dies, Genossen, ist nur der idyllische literarische Ausdruck einer untergegangenen Epoche. Wie auch das Maislieschen — auf Grundlage des Privatbesitzes — und andere Bräuche, die größtenteils von der klerikalen Reaktion genährt werden. Lichtenanzünden, Totentag, Flurumzug, Weihnachtssingen und-soweiter. Diese sogenannten familiären Manifestationen entwaffnen die Bauernschaft, hemmen den Kampf des Neuen gegen das Alte.

Aus dem Diskussionsbeitrag eines Schulinspektors, 1952)

„Einige Weinreben und ein einziger Aprikosenbaum bringen's fertig, uns zu vereinen. Vielleicht sogar in unseren Absichten. Stell dir vor, der Schnee ist weg und die Trauben sind abgeblüht. Alle Stöcke mit Trauben beladen, die Arbeit ist fertig, der Boden nach der frischen Hacke schön glattgeharkt, sogar die Spuren des Vogels siehst du drauf. Die süßen Trauben ziehen Elstern und Häher an. Du scheuchst sie mit der Ratsche oder mit einem Karbidgewehr. Sitzt vor der Hütte, knallst gewaltig drauflos und spürst, daß du mit der Welt nichts auszutragen hast. Was sie dir gegeben hat, hat sie dir gegeben; damit läßt sie dich in Ruhe, du weißt, wie du mit ihr dran bist. Der Mensch braucht das für seine Ruhe: er muß wissen, wie er mit der Welt dran ist. Im dritten Jahr, wie alles eine schöne Lese versprochen hat, bin ich zum Volksratsvorsitzenden gegangen, hab ihn gefragt: Herr, wie steht's? wir haben die Erde umgegraben, haben gepflanzt, haben unser Geld und unsere Tage reingesteckt: Wie hoch wird die Quote sein? Das weiß er noch nicht, wir sollen aber nicht unruhig sein. Das waren wir auch nicht. Von hier ist die Aussicht herrlich. Ich schau den Autos gern zu unten auf der Landstraße. Wenn du unten im Dorf matt wirst vor Hitze, bläst hier oben der Wind, in der Hütte duftet's nach Melonen. Das lockt nicht nur die Wespen, sondern auch die Verwandten herbei. Wozu die Eile — sag ich — essen wir eine Zuckermelone, eine Traube. Hut ab, Schwager, der ist schön in Ordnung gehalten! Sooft

wir uns miteinander unterhalten, haben wir das Gefühl, daß wir einander verloren und wiedergefunden haben. Hier sitzen Geschwister, Mitschwieger, Neffen, Nachbarn. Wohin mag's wohl die Enkel verschlagen haben? In größere Weingärten, wo über dem Tor steht: Fremden der Eintritt verboten. Hier gibt's keine Tafel. Der Eintritt ist sogar notwendig. Jener Anlaß, der uns im Leben so oft fehlt. Ich weiß nicht, wie man ihn nennen könnte. Ein eigentümliches Gefühl, dessen Namen ich nicht kenne. Wir sind anders als wir sind, so ähnlich. In der Staatswirtschaft zählt uns der Ingenieur zusammen, in seinem Kopf steckt die Wissenschaft, weil sie dort stecken muß, und er sagt: Leute, macht dies und das. Hier zähl ich selbst: zwei Menschen zusammenzuzählen ist leicht. Ich schüttel zum Beispiel die Pflaumen, deine Mutter klaubt sie in ihre Schürze. Die Rebschere bleibt auch am Abend bei mir in der Tasche. Ich bin mein eigener Lagerverwalter. Meine Rebpflocke kenn ich so — das erzählt man sich — wie Napoleon seine Soldaten. Mit geschlossenen Augen sag ich: einer ist knotig, der vierte in der dritten Reihe krumm, sogar von den Rebstöcken weiß ich, welcher eine offene Hand hat, welcher geizig ist oder gerade kränkelt. Zwischen uns gibt es eine persönliche Beziehung. Mit den Obstbäumen ist's ähnlich. An den Ästen hängen so viele Äpfel, wie ich drangelassen hab. Den ißt mein kleiner Sohn, den mein größerer oder die Amsel. Der Mensch trottet den Berg hinauf und sucht seine Amsel. Ich beneid keinen wegen der Amsel, wir sind unsrer siebzig und schau'n ihr zu, wenn wir im Kollektiv die Rüben vereinzeln. Aber mir soll keiner kommen und sagen, daß man dieser Amsel nicht auch allein zuschau'n muß. Warum ist Moses allein hinaufgestiegen auf den Berg Sion? Und warum ist Jesus vierzig Tage lang in der Wüste umhergeirrt?“

„Damit die Versuchung an ihn herantritt.“

„Die Versuchung ist das Denken. Beim Denken kommen die Aufrufe zustande. Uns haben sie aufgerufen, diese Berglehne auf eigene Rechnung in Arbeit zu nehmen.“

(Und vergessen wir außerdem auch nicht, Genossen, daß unser Land über äußerst günstige Voraussetzungen für den Wein- und Obstbau verfügt. Wir haben viele Hügel, wo nichts wächst als Gras und Disteln... Aber alle diese Gebiete eignen sich für Wein- und Obstpflanzungen. Bearbeiten wir sie also! Überziehn wir sie mit den blü-

henden Kronen von Apfel- und Birnbäumen, Aprikosen- und Weichselbäumen und mit Reben, auf denen honigsüße Trauben wachsen. Darüber freut sich die ganze Bevölkerung, auf die Tische kommt duftendes, wohlschmeckendes Obst, das ein Quell der Gesundheit ist und einer der großen Reichtümer unseres Landes.

Aufruf, 1961)

„Meine Antwort war fertig. Nur noch den Zaun hab ich um sie ziehn müssen. Dazu hat's nicht gereicht, der hätt zuviel gekostet. Na also, noch ein Jahr, sag ich zu deiner Mutter. Schlafen gegangen sind wir wie die Kinder: noch dreihundertvierundsechzig Tage und der Engel kommt.“

„Die Flügel mit Trauben behangen?“

„Die Flügel? Auch so kann man's nennen. Erinnerst du dich noch, ich hab dir einen Brief geschrieben. Bereitet euch rechtzeitig vor, richtet eure Reisen so ein, daß ihr bei der Lese ja nicht fehlt. Bringt auch die Kinder, teilt uns beizeiten mit, wann ihr ankommt, damit wir euch am Dorfrand erwarten. Laßt uns womöglich nicht umsonst warten, es soll nicht heißen, daß ihr nach Persien müßt und weiß Gott wohin. Dein kleiner Bruder Jóska ist schon am darauffolgenden Tag zur Autobusstation gegangen. Gegen Mitternacht war er zurück. Wo hast du dich herumgetrieben? Am Rand des Dorfes. Auf wen hast du gewartet? Auf András, Pista, Gergely, Rubi, Gyurka, Árpi, Jolán, Marika, Ilona, kommen sie denn nicht? Herrgott, erst übers Jahr, du Kindskopf! Deine Mutter hat so gelacht, daß sie zuletzt geweint hat. Ich bin auf den Flur hinausgegangen, von dort sieht man hinüber auf den Berghang. Die neuen Gärten haben geblüht, daß es eine Freude war. Auch meine Nachbarn haben gut zugepackt. Einige Leute hat der Neid zu fressen begonnen. Sie haben beim Ratsvorsitzenden herumgestänkert: auch sie hätten's übernommen, wenn sie gewußt hätten, was herausspringt. Wenn man so denkt, kommt man freilich auf keinen grünen Zweig. Das langt höchstens zum Herummeckern; wenn ich nichts hab, sollen auch die andern nichts haben! Ich weiß gar nicht, wo der Wind aufgesprungen ist. Mir ist zu Ohren gekommen, sie beginnen in der Leitung zu verhandeln, daß sie auf einer falschen Linie wären, man hätte die Weinpflanzung nicht erlauben dürfen. Wir haben gearbeitet, und sie sind dadurch auf die falsche Linie geraten. Eines Tages hat sich einer von den Rayonsorganen ein-

gestellt, der hat der ganzen Gesellschaft den Kopf gewaschen. Sie haben beschlossen, daß sie sich wirklich geirrt haben, wir müßten die Weingärten freiwillig dem Kollektiv anbieten.

Gefragt hab ich den Vorsitzenden, den Ratssekretär, den Parteisekretär: warum habt ihr das mit uns gemacht? Warum hat man uns reinlegen, in Schulden stürzen und uns Hoffnungen machen müssen? Also, sie können nichts dafür. Wer kann was dafür? Der Rayon. Namentlich wer? Das kann man nicht wissen, das ist so ein herrenloser Fehler. Manchmal machen sich diese herrenlosen Fehler auf die Beine. Mir tut's nur leid, daß unsere ganze Arbeit für die Katz war. Sie wollen die Pflanzung rauswerfen, daß die ganze Fläche einheitlich wird. Man muß wieder vier Jahre auf die Ernte warten. Also wenn's schon gekommen ist wie's gekommen ist, ich hätt auch dann noch meine Freude gehabt, wenn ich den drei Dörfern sagen kann: da ist der sacktuchgroße Weingarten, die Fechsung ist ausgezeichnet, essen wir sie gemeinsam auf. Das ist auch nicht gelungen.“

(Den scharfen Zusammenprall der Begriffe „mein“ und „unser“ hat Genosse K. in einer unserer letzten Versammlungen glänzend veranschaulicht. Er hat nämlich gesagt: „Ich habe gelegentlich mit einem Brigadeleiter gesprochen, dem der Pferdestall unterstellt war. Ich hab ihn gefragt: ‚Sag mal, wo ist's nun besser, in der Einzelwirtschaft oder hier? Deinen Arbeitstagen nach verdienst du doch schön!‘ Darauf hat er folgendermaßen geantwortet: ‚Freilich, jetzt ist's besser. Darüber gibt's nichts zu diskutieren. Aber früher war ich trotzdem sowas wie mein eigener Herr, jetzt bin ich's nicht.‘ Da hat ihm ein älterer Bauer gründlich die Leviten gelesen: ‚Was für'n Bauer warst denn du? Hast ein rotziges Pferd gehabt und hast schon gedacht, du bist ein wohlhabender Bauer. Jetzt bist du Brigadier und hast zwanzig Pferde in der Hand. Jetzt bist du nicht so ein Bauer, dessen ganzes Vermögen eine rotzige Schindmähre ist, jetzt bist du ein größerer Herr, bist Herr über den ganzen Pferdebestand.‘ Solche und ähnliche frappierende Antworten erhalten alljene, in denen die alte, individualistische Seelenverfassung noch nicht ausgestorben ist.

Zitat aus einem Zitat, 1951)

„Gehn wir nach Hause?“

„Komm.“

Geschickt balancierend und halb rutschend klettern wir den Berg hinunter. Den Pfad entlang zwischen Rebstöcken. Wir müssen die Absätze in den Schnee hauen, um nicht zu fallen. Ab und zu wirft mein Vater einen Blick nach der Seite und zurück zur Spitze, wo die Hütte des Hüters stehen sollte. Er hat sich noch nicht alles vom Herzen geredet, den Rest jedoch teilt er nur durch Kopfschütteln und Schnalzen mit. Gergely hatte recht gehabt, als er uns empfohlen hatte, lieber in eine andere Richtung zu schlendern. Nach der lustigen Hasenjagd ist mein Vater nun niedergeschlagen. Seine Natur ist wie ein Schiffssegel: es fällt zusammen, wenn der Wind nicht weht. Ich könnte ihm sagen, daß die Winde viele Richtungen haben, auch die Ziele veränderlich sind, allein es ist sinnlos, ihn jetzt trösten zu wollen.

„Wir sind recht schnell runtergerutscht“, sagt er unten im Tal heiter. „Wir hätten auch auf die Nase fallen können.“

Ich: „Sowas passiert leicht.“

Er: „Wenn der Mensch nicht aufpaßt.“

Ich: „Von nun an muß man sich immer besser vorsehn.“

Er: „So wie halt die Zeit vergeht.“

Ich: „Warum hinkt denn der Hund dort?“

Er: „Einer wird ihn in den Hintern getreten haben.“

Ich: „Er hinkt am Vorderbein.“

Er: „Ihm ist's gleich. Hunde darf man nicht schlagen.“

Ich: „Bestimmt ist er bissig.“

Er: „Bissig wird er, wenn man ihn schlägt.“

Ich: „Trotzdem sagt man: Der Hund ist gut, der bissig ist.“

Er: „Das ist ein verdorbener Hund.“

Ich: „Auch du hast unlängst dem Hund eins rechtsum gelangt.“

Er: „Sag auch womit. Mit meiner Mütze.“ (Er lacht.)

Ich: „Auch an uns hast du deine Mütze ausgeklopft, wenn wir den Hof nicht kehren wollten.“

Er (wieder lachend): „Sie war halt gerade zur Hand, die Mütze.“

Ich: „Hätten doch nur alle eine Mütze zur Hand.“

Er: „Auch so kann man's nennen.“ (Wir sind daheim angelangt.)

Mit einem Armvoll Holz steht meine Mutter im Hof und verfolgt aufmerksam, wie einer in den Spuren des andern stapft. Wenn sie so reglos dasteht und ihre Blicke uns den Pfad entgeschickt, weiß ich, sie winkt, obwohl sie ihren Arm nie bewegt.

Schwalbe, wann wird es Sommer?

Ein flüchtiger Brief meiner Mutter ruft mich wieder nach Hause.

„Mein liebes Kind, jetzt erleb ichs noch daß in unserem Haus das Licht brennt und es ist sehr schön und gut wir hocken nicht mehr wie blind neben der Petroleumlampe Was haben sich meine Kinder nicht die Augen aus dem Kopf geschaut wenn sie gelernt haben die armen jetzt seh ich was das Licht wert ist und wir erwarten dich dein Onkel Vasilica ist gestorben in der Nachbarschaft Sonntag begraben sie ihn komm es küßt dich deine Mutter.“

Ich treffe gegen Abend ein, eben werden die elektrischen Lampen angezündet.

Zu Hause blinzelt mit feierlicher Miene die ganze Gesellschaft in das neuartige, blendende Licht. Der im und um das Elternhaus wahrnehmbare winzige Teil des nationalen Elektrifizierungsplans macht sich folgenderweise bemerkbar: Fünf oder sechs Birnen brennen an den Mastspitzen auf der Straße und leuchten im Verein mit dem Schnee. Im Flur brennt eine sechziger Birne und umfängt mit ihrem Lichtkreis Hundehütte, Stall, Hühnerstall, Sommertisch und den Strunk zum Holzhacken. Unter dem alten weißen Schirm der Petroleumlampe im Gassenzimmer und an dem von der Decke baumelnden Draht in der Küche glüht je ein vierziger Brenner.

Als Geschenk habe ich ein Radio mitgebracht. Es musiziert, redet, verliest Nachrichten auf dem Küchenschrank und reißt durch sein Geräusch die Herrschaft an sich; aus ist's mit dem stillen Erinnern, mit den Weltkriegsgeschichten, mit dem langen, besinnlichen Schweigen. Ich sehe das Feuer brennen, aber wegen der Beatmusik höre ich den einlullenden Singsang der Flammen nicht. Ich sehe die Katze in der Holzkiste, doch ich höre ihr Schnurren nicht. All dies ist natürlich eine unvernünftige Nostalgie, vielleicht bin auch bloß ich von ihr erfaßt, da sie mich mit der Nestwärme der Kindheit umgibt. Mutter beschäftigt offenbar die Gegenwart: Sie kann sich am Wunder des elektrischen Tauchsieders nicht sattsehn. Man muß den am Griff befestigten sinnvollen Draht ins Wasser tauchen, und Augenblicke später beginnt es zu perlen und man muß nicht um Spanholz laufen.

„Das reinste Wunder ist das, mein Sohn“, lacht Mutter und wagt sich noch immer nicht an den Topf heran.

Sie stößt auch noch die Tür auf, damit wir losrennen können, falls etwas explodiert oder blitzt. Vater montiert die Antenne, er bohrt ein Loch in das Fensterbrett, zieht Drähte straff und strahlt vor neuen Plänen. Wieder hat er Wind in den Segeln.

Ich betrachte ihn: Im unerbittlichen Licht wirkt er älter. Seine Runzeln haben sich vermehrt. Gewiß auch meine. Nun, da wir aus dem Halbdunkel und aus der Stille der alten Lampe herausgekrochen sind, scheinen wir plötzlich preisgegeben zu sein: diese neuen Brenner durchleuchten sogar unsere Rippen.

Ich schlafe in der hinteren Stube, Rozica, die rumänische Lehrerin, ist, solange ich mich zu Hause aufhalte, zu den Nachbarn gezogen. An diesem Tag lasse ich noch beide Lampen gleichzeitig brennen: die elektrische Lampe und die Petroleumlampe. Die Petroleumlampe mit dem schiefen Hut steht vergrämt auf dem Nachtkästchen und flackert von Zeit zu Zeit auf. Sie haucht mir Wärme ins Gesicht, und die junge Flamme altert zugleich mit mir und gähnt über den Blättern meines Buches.

Als ob sie lebendiger wäre als die andere, die schroff ist und einförmig in ihrem Triumph.

Gegen Morgen höre ich aus dem anderen Zimmer Geräusche, Flüstern. Ich ziehe den Vorhang zur Seite und sehe in der blauen Dämmerung meinen Vater und meine Mutter auf dem Bettrand sitzen. Sie blicken um sich. Als erstes wird ihnen vermutlich der durch das Fenster hereinfallende Winter bewußt, dann erst, was zu tun ist, sie müssen das Licht anknipsen. Vater schält sich aus der Wolldecke, geht drei Schritte bis zur Tür und dreht nach kurzem Zögern an dem Schalter. Kurz in die aufsummende Glühbirne blickend, senkt er plötzlich den Kopf und verbirgt sein Gesicht in den Händen. Dann läßt er sich wieder auf das Bett nieder, neben meine Mutter. So sitzen sie zu zweit da, leicht vorgebeugt und das Gesicht hinter den Händen in Sicherheit gebracht.

„Mach sie nur nach und nach auf“, sagt Vater. „Schau erst nur so auf, zwischen den Fingern.“

„Noch immer seh ich Sterne“, sagt meine Mutter.

„Mach die Augen zu.“

„Auch wenn ich sie zumach, seh ich Sterne.“

„Macht nichts. Wenn der Mensch nur überhaupt etwas sieht. Dreh dich zum Fenster.“

Beide drehen sich zum Fenster, welches das Außenlicht und das Licht im Zimmer in Einklang bringt. Sie sitzen eine Weile,

dann heben sie wie auf Kommando den Kopf, öffnen die Augen und blicken so erstaunt drein, als wären sie irrtümlicherweise nebeneinander geraten.

Mit meinen an die Helligkeit gewöhnten Augen — der sich bloß das Herz niemals angepaßt hat — trete ich plötzlich durch die Tür und frage:

„Wie ist das Aufstehn gelungen?“

„So, daß wir uns dran gewöhnen, mein Sohn“, sagt Mutter, lacht kurz und schaltet das Radio ein.

„Paß auf, der spricht ja ungarisch!“ Vater bleibt in der Türe stehn und setzt sich dann zurück, um den landwirtschaftlichen Ratgeber anzuhören.

„Wo sprechen die denn?“

„Im Studio natürlich.“

„Das muß interessant sein. Er redet über Schmetterlinge.“

„Über Schmetterlingsblütler.“

„Na sowas! Warum denn?“

„Weil dies jetzt ausdrücklich für uns bestimmt ist“, sage ich. „Für Dorfleute.“

„So was wie ein Weckruf.“ Seine Augen strahlen vor Glück, daß er den treffenden Ausdruck gefunden hat, dann fügt er hinzu: „Beim Militär haben sie uns mit der Trompete aus dem Bett gejagt. Die machen's mit den Schmetterlingsblütlern. Deklamieren sie auch? Meiner Mutter Henne oder ähnliches...“

„Es ist noch früh“, sage ich. „Um diese Zeit schlafen die Künstler.“

„Außerdem können sie mit leerem Magen gar nicht deklamieren“, fügt meine Mutter verständnisvoll hinzu.

Auf die Schmetterlingsblütler folgen Produktionsnachrichten. Zutiefst erschüttert, wie man Todesfälle oder Weltkriege ansagt, teilt uns ein Speaker mit bronzener Stimme mit, daß die Madarascher die Schneezäune aufgestellt haben und ans winterliche Korbflechten geschritten sind.

„Auch das wissen wir jetzt“, sagt Vater Sauermilch löffelnd.

Dann geht er hinaus, legt den Hund an die Kette, und bis er zurückkommt, ist die Sendung zu Ende. Die bronzene Stimme empfiehlt unserer Beachtung, daß sie sich später nochmals für je eine halbe Stunde melden werden: zu Mittag, gegen Abend am sichersten jedoch morgen um die gleiche Zeit. Vater sucht einen Bleistift, um die Sendezeiten an den Zeitungsrand zu notieren.

Dreizehn Uhr, siebzehn Uhr. Dann wendet er sich mit einem plötzlichen, glänzenden Einfall an mich:

„Diese vielen halbstündigen Schnipsel, die müßte man alle zusammenkleben. Die machen's genau so wie deine Tante Roza, wenn sie sagt: ich setz mich nicht, ich hab's eilig. Nicht mal den Tropfen Sauermilch hab ich unten und schon ‚Auf Wiederhören!‘“

„Leg Holz aufs Feuer und politisier nicht so viel“, sagt Mutter, die merkt, daß wir unsere Zeit mit dem Radio verlieren. „Wir haben genug andere Sorgen.“

Sie setzt unserer Beratung kurzerhand ein Ende. Mit dringenden häuslichen Arbeiten scheucht sie meinen kleinen Bruder hierhin, meinen Vater dorthin, mir hingegen verzeiht sie, daß ich nichts mache, bloß ins Feuer starre und darüber nachsinne, welcher Durst — in dieser Verkettung undurchschaubarer Zusammenhänge — Vaters versteckte Gedanken immer wieder zur „Deklamation“ zurückführt, das heißt zu Petöfi. Im Zeitalter der zweiten Blüte der Nationen, auf jener Existenzstufe, von der ich jetzt gerade ins Feuer starre, ist Petöfi — auch als Ingebriff nationaler Kultur — eine ebenso geheimnisvolle Lichtquelle wie der Abendstern: selbst hinter geschlossenen Lidern ist er gegenwärtig, jedoch in unermesslicher Ferne, durch einen einzigen hier haftenden Gedichttitel, durch zwei vielleicht, und in manchen belesenen Häusern durch drei oder vier. In dem Lied: Wir sind in die Küche eingekehrt und haben die Pfeife angebrannt, ist der Name des Verfassers ebenso wenig gegenwärtig wie jener János Irinyis in dem aufflackernden Streichholz. Lieder dieser Art gibt es freilich wenige. Hier kennen sie noch eins: Kleines Haus am großen Donaustrom. Wenn wir beim Singen zur letzten Strophe kommen und irgendwohin gegen den Dachboden die Botschaft aussenden, unsere Mutter möge keine Tränen vergießen, da ihrem Sohn das Glück hold sei, macht gewöhnlich jemand die Bemerkung: „In Neumarkt in der Möbelfabrik!“ Damit sind wir aus der Dichtung auch schon in die wirkliche Welt zurückgekehrt. Das Resultat weiterer Untersuchungen ist in der Regel niederschmetternd.

Ich frage eine meiner Nichten, die sechs Volksschulklassen beendet hat:

„Wo wurde Sándor Petöfi geboren?“

„Ich weiß nicht.“

„Und Jesus?“

(Erstauntes Lächeln: eine so leichte Frage?)

„Das weiß doch jedes Kind. In der Krippe ist Jesus geboren worden.“

„Und wo noch?“

„Oder aber in Bethlehem.“

„Wieviel Jahre alt war Jesus, als er gekreuzigt wurde?“

„Er war jung: dreiunddreißig Jahre alt.“

„Und Sándor Petöfi?“

„Auch er war jung, als er gestorben ist, wie ich gehört hab. Aber so genau kann ich's nicht sagen...“

„Dann wenigstens beiläufig.“

(Strahlende Augen, flatternder, suchender Blick, Stirnfalten.)

„Nicht mal so kann ich's sagen...“

„Wo hat Jesus die Bergpredigt gehalten?“

„Auf dem Berg, wo denn sonst?“

„Was hat er der Menge gesagt?“

„Er hat gesagt: Selig sind, die da geistig arm, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind ...“

„Was hat Petöfi der Menge gesagt?“

(Zusammengepreßte Lippen, flackernder Blick.)

„Im allgemeinen?“

„Nicht im allgemeinen. An einem berühmten Tag, Mitte März, hat er ein berühmtes Gedicht rezitiert.“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Hat Jesus eine Frau gehabt?“

(Betroffenheit, vorwurfsvolles Kopfschütteln.)

„Wie soll er denn eine Frau gehabt haben, der eingeborene Sohn Gottes!“

(Erschrockener Blick zum Fenster: ob Gott die Lästerung wohl gehört hat?)

„Wie hat Petöfis Frau geheißen?“

„Frau Sándor Petöfi.“

(Kleines, triumphierendes Lachen.)

„Sag schnell ein Jesuslied.“

(Abwinken. Zu leichte Frage.)

„Gesegneter Arzt, kommt herbei, Jesus, Jesus, Jesus ...“

„Ein Petöfi-Lied.“

„Das kannst du eher von den Männern hören. Die trinken und singen.“

„Wer waren die Apostel?“

„Johannes vor allem, nicht wahr? Aber auch Petrus, Matthäus, Jakobus und sogar Andreas.“ (Lachen.)

„Wer war Gábor Bethlen?“

„Gábor Ugron?“

„Nein, Bethlen.“

„Wir haben nur den Gábor Ugron gekannt. Den wohlgeborenen Herrn...“

„Wer war König Matthias?“

„Der war eben er. Das heißt der König.“

„Was weißt du über ihn?“

„Was alle wissen. König Matthias ist gestorben, verloren war die Gerechtigkeit. Ärger dich nicht, daß ich das sag. Du hast geschrieben, daß du die Könige nicht leiden kannst.“

(Zufriedenes Lachen.)

„Magst du Gedichte?“

„Oh, sehr!“

„Warum?“

„Weil das Gedicht sich so schön ausdrückt. Auch ich kenne diese Wörter, nur fallen sie mir nicht ein.“

(Darauf Stille und eine kurze, erschrockene Bewegung. Vielleicht zu einem Vers, dessen Stimmung sich in ihrem Gedächtnis verzuckert hat.)

Vielleicht horcht Vater auf, weil im Haus plötzlich das Radio ertönt.

Nicht von Dichtung ist nämlich die Rede, sondern von der schlichteren Freude, sich selbst auszudrücken. Von dem Trugbild sprachlicher Fülle inmitten des jahrhundertlangen Wortschatzverfalls in der Siebenbürgischen Heide. Beziehungsweise seiner Stockung. Es kommt auf das gleiche heraus. Ich weiß nicht, wo wir unsere Wörter fallen gelassen haben, das will ich jetzt gar nicht erforschen. Schon für die schriftlichen Arbeiten der Volksschule habe ich die Namen der Bäume und Vögel — außer den allgewöhnlichsten — in dem daheim empfangenen Bündel nicht mehr gefunden. Einiges hat der Lehrer uns zu den Sammelbegriffen aus Natur und Sachwelt dazugebleut. Rutenpfeifend lautete die Frage: was grünt — wer singt? Unkraut und Vögel. Grasmücke, Perlenlippe, Kamille? Aufschwirrende und davon-

fliegende leere Begriffe. Nach János Arany, den ich zu Beginn der Aufzeichnungen erwähnt habe, schloß sich mir aus meiner Lektüre Abel aus Harghita in seinem sprachlichen Königsornat an, was die Armut nur noch trostloser erscheinen ließ: Ein Gaul wie ein Schatten, der trotzdem Glut fressen will. Doch mit den Begriffen der Neuzeit kommt auch Abel nicht mehr zurecht. Frage ich zum Beispiel meinen Neffen, den Schofför, woraus das Auto besteht, erwidert er scherzhaft, im Ungarischen wohl hauptsächlich aus Rädern und Blechstücken. Selbstverständlich weiß er, daß es eine Kupplung gibt und ein Differential, aber von einem Getriebehalter oder einem Ausgleichsgetriebe hat er keine Kenntnis. Immerhin könnte er lernen, wenn ich ihm ein Buch auftriebe. Auf Vererbung ist hier nicht mehr zu rechnen; mit dem alten Begriffssystem der Eltern kann man sich der Wirklichkeit des Maschinenzeitalters bestenfalls auf der Stufe des Volksmärchens nähern.

Selbst in ihrer Fremdartigkeit ist die Kupplung somit ein Gewinn. Sie ist ein Zeichen von Gelehrtheit. Zumal verglichen mit dem Wortschatz der Gehöftbewohner.

Ein Mädchen aus der Verwandtschaft, ein Knirps von einem Kind, kommt täglich vorbei.

„Wo kommst du her?“

„So, übern Perg trüber.“

„Worüber bist du so erschrocken?“

„Na, übern Zigeuner da.“

„Und wohin gehst du von hier?“

„Meine Mutter sagt, ich soll zum János.“

„Was hast du in deinem Ranzen?“

„Heft, Buch, Blei.“

„Sonst nichts?“

„Nix.“

„Palatschinken.“

„Ein Treck. Back wir nich unter der Woche.“

Ihre kleine Wegzehrung — die in der Asche gebackenen Armeutekuchen — ist in ihrer verstümmelten Rede unversehr erhalten geblieben: der uralte ungarische Marien-Notruf.

In dem Brief, mit dem sie mich nach Hause rief, hatte meine Mutter erwähnt, „dein Onkel Vasilica ist gestorben Sonntag begraben sie ihn“. Bevor ich den Hof unseres ehemaligen Nachbarn betrete, bleibe ich einen Augenblick im Gassentor stehn.

Ich suche den Blickwinkel der Kindheit, den rötlichen Himmel und die verstümmelten Weißfichten im Westen. Von hier aus gedenke ich des Verstorbenen, der vom Horizont — schattenbildhaft vergrößert und in der Krankheit zusammengeschrumpft — auf uns herunterblickte, die wir uns auf der linken Straßenseite unter ein niedrigeres Dach geduckt hatten. Immer, wenn ich ihn aus dem Fenster unseres Hauses beobachtete, hackte er Holz, reparierte er das Küchendach oder schaufelte er im Garten: Bewegungen und Eifer waren, in allmählich nachlassendem Rhythmus, stets die gleichen, bis er schließlich als Trauernachricht in den Brief meiner Mutter einzog. Nun ist mir, als hätte er sich am Horizont, am Fuß der Weißfichten, bloß gezeigt und die Axt fortgeschleudert.

Das war alles.

Der verwitweten Frau schneidet schon der bloße Gruß ins Herz. Tränen rollen ihr die Wangen hinunter, und den Trost weist sie mit einer zerbrochenen Geste zurück. Als wollte sie sagen: was ist schon das Wort, wenn es zu anderem nicht taugt als das zu bestätigen, was ist?

Viel lieber spricht sie von dem, was war.

Vor mir rollt der Film einer typischen Mischehe aus der Siebenbürgischen Heide ab. An ihrem Ende läuten genauso die vier Glocken zweier Kirchen — der rumänischen und der ungarischen — wie an ihrem Anfang. Aus Mitgefühl einerseits, als Fortsetzung einer alten Diskussion andererseits. In den Gesichtern steht die Frage: wie gestaltet sich wohl das jenseitige Schicksal der Seele des Entschlafenen? Vom Himmel blickte ein Gott mit zwei Gesichtern auf den Sarg hernieder; mit dem auf den reformierten Ungarn ruhenden Auge tröstete er die Witwe, sein orthodoxer Blick hingegen öffnete dem armen Vasilica Moldovan die Pforte, auf daß er einziehe in den Himmel. Der Fall dürfte ihm nicht unbekannt gewesen sein, da er — nachträglichen Vermutungen der Trauergemeinde zufolge — bis zum Schluß Freude und Leid der Familie geteilt hat. Möglicherweise auch das anfängliche Gezank im Stimmengewirr der beiderseitigen Gegner dieser Ehe. Das die Liebe, ihrer alten Gewohnheit und Natur entsprechend, ebensowenig zur Kenntnis genommen hatte wie ihre eigene Vergänglichkeit. Streitigkeiten dieser Art werden für gewöhnlich im Brautbett beigelegt. Das entscheidende Wort spricht anstelle der Väter, Mütter — vielleicht sogar anstelle der verliebten Jungen — der erhitzte Leib: der Urteilsspruch wortloser

Gliedmaßen. Danach kommen die Kinder und warten in der Wiege, daß sie eins nach dem andern Namen bekommen. In unserer Gegend ist die zukünftige Erdenbürger betreffende Vereinbarung folgende: Mädchen erben den Glauben — und selbstverständlich auch die Sprache — der Mutter, die Jungen den des Vaters. „Das ist vielleicht irgendwie gerecht“, nickt die allgemeine Meinung zustimmend und hebt ihre übrigen Vorbehalte für andere, ähnlich geartete Vorkommnisse auf. Und damit ist der Fall — der öffentliche zumindest — abgeschlossen. Die Fortsetzung ist Sache der Familie. Mehr noch, der spontan sich entwickelnden geistigen Kräfte. Auf dem Spielraum zwischen Brautschleier und Trauerband lösen sich die subjektiven Absichten sprachlicher Teilung im objektiven Prozeß auf. Der Anfang ist Zweisprachigkeit, die Fortsetzung Eineinhalbsprachigkeit, dann folgt die praktisch sinnvollere Einsprachigkeit. Noch immer läuten die Glocken wie um die Wette. Im Gedächtnis des doppelgesichtigen Gottes verwirrt sich der über Jungen und Mädchen geschlossene Vertrag, überhaupt muß er anderswohin rennen, denn vom Rundberg ist schon wieder ein Mädchen entführt worden.

„Mein Mann war ein stiller Mensch. Vielleicht sogar zu schweigsam.“

Im Haus hatte es ein Märchenbuch in der Art des Benedek Elek gegeben. Dies pflegten wir laut zu lesen, während Vasilica Tabak zerschnitt, ihn sogar mit Staubzucker bestreute und hin und wieder einen Blick auf uns warf, als täte es ihm leid, daß er das Märchen nicht versteht. Ihm schwirrten Begriffe aus zwei Sprachen um die Ohren: die eine sprach er, der anderen lauschte er wie der Stimme des Regens oder des Windes. Jánoska kratzte sich den Fuß auf, ungarisch klagte er seiner Mutter sein Leid. Seine Mutter klagte es ihrem Mann rumänisch, der Mann knurrte das Kind rumänisch an, bei nächster Gelegenheit die Augen besser aufzusperren. Das Kind rannte in den Hof hinaus und jammerte ungarisch über die Wunde am Bein. Auch anders trat der alltägliche zweiseitige Wellenschlag in Erscheinung. Der ungarische Pfarrer kam: wenn das größere Mädchen konfirmiert wird, muß sie die Macht der Schlüssel kennenlernen. Der rumänische Pfarrer kam: mit geweihtem Wasser bespritzte er das Zimmer, das Geld steckte der Kantor ein. Wiederum tauchte Benedek Elek auf, und Vasilica zog sich in sein Schweigen zurück. Nun lebt sein Dasein fort, verlängert in seinen Kindern, mit nicht wegzuwaschenden Merkmalen in ihrer Sprache, in den

störrischen und einsamen, vom Mund aller Völker zurückprallenden ungarischen Selbstlauten: in dem *e*, in dem *a*, in dem *ö*, die er niemals aussprechen konnte. In die Schützengräben seiner Muttersprache verschanzt, traktierte er uns mit Kopfnüssen, wenn wir ihn manchmal aufs Glatteis der Sprache locken wollten: „Elleri selleri, sippri, sappri, kullala, wo ist denn die Omama?“ „Ihr wollt mich auslachen, ihr Strolche!“

Dem falsch ausgesprochenen Wort schrieb er allem Anschein nach eine Kraft zu, die sich im schallenden Gelächter oder im nachsichtigen Lächeln der Zuhörer gegen ihn wenden konnte. Wie er auch in der vollkommenen Rede Kraft spürte, eine heimische Sicherheit. Es kann sein, daß er solchen Fragen zuweilen nachsann, denn einmal sagte er mir: „Die Sprache, mein Junge, ist wie eine Frau, sie verwelkt, wenn man sie nicht liebt.“

Die Witwe fragt mich aus, wie es mir geht. Ich frage nicht: ich weiß, sie trauert. Doch im gleichen Moment lächelt sie auch schon, ich solle um Himmelswillen nicht vergessen, sie Weihnachten zu besuchen.

Und wenn ich nun schon unterwegs bin, besuche ich gleich auch meinen Vetter F. D. am anderen Ende des Dorfes. Bei ihm ist die Lage umgekehrt, die Frau ist Rumänin, meine freundlich-lachende Schwägerin.

Ich überquere die Wiese mit dem zarten Schneeteppich, klettere dann auf den Hügel hinauf, wo der Himmel weit ist und ich die Häuser zählen kann.

F. D. wohnt in einer Lehmhütte mit niedrigem Dach, wie ich es bei den Arabern gesehn und für nationale Bauart gehalten habe, während es nackte Not war. Der Zaun reicht mir nur bis zum Knie, die Fenster sind schießschartenartig, die Hundehütte ist käfiggroß, an einen Pflock ist ein Ferkel angekettet, Hühner gackern, dazwischen steht, in schlechten Sandalen, bis aufs Hemd ausgezogen, langbeinig wie schon immer, doch mager wie ein Rechen, mein Vetter und hackt Brennholz. Seine Hand mit dem Ast fällt herunter, sein Mund sprudelt die Begrüßung hervor:

„Da sieh mal einer an!“

Wir umarmen uns, er klopft mir den Rücken und schleppt mich mitsamt dem Spanholz ins Haus. Wie wenn man den Deckel vom Topf abnimmt, quellen durch die Tür Dampf und sämtliche Gerüche und Ausdünstungen der tobenden Kinderschar. Auch mit geschlossenen Augen kann ich sagen, meine Nase errät es,

was auf der Herdplatte, auf dem Tisch, unterm Bett steht. Im Topf kochen weiße Bohnen, auf dem Tisch liegt zerschnittene Zwiebel, und die Katze hat unter das Bett gepinkelt. Denn eine Frau ist nicht im Haus, jedenfalls nicht zu sehn.

Ich ziehe den Mantel aus, setze mich auf den Bettrand, es ächzt und wankt unter mir, obwohl ich nicht schwer bin, wir zünden uns Zigaretten an, rauchen, ich zähle die Kinder, vorläufig sind sie zu viert, und alle sehn mich an, als wäre ich aus dem Rauchfang gepurzelt.

„Wie geht es euch?“ frage ich.

„Du siehst's ja.“

„Wo ist Maria?“

„Die ist fort“, sagt mein Vetter verlegen. „Hat mich sitzenlassen.“

„Was ist passiert?“

Er winkt ab. Wer könnte schon aufzählen, was alles passiert ist? Die zwei Joch Boden haben sie mitgenommen ins Kollektiv. Dort wollte er nicht bleiben. Ist ins Schiltal gegangen als Bergarbeiter. Wurzeln geschlagen hat er auch dort nicht. Ist wieder heimgekehrt. Die Mitglieder haben ein scharfes Aug auf die Rastlosen, so hat er wieder den Weg zwischen die Beine genommen. Mal war die Frau mit ihm, mal sich selbst überlassen. Sie hat das provisorische Leben nicht ausgehalten, die Herumtreiberei; sie betete, weinte, schrie um ein bißchen Beständigkeit. D. mit seiner heftigen Natur war außerstande, sich friedlich niederzulassen, alles zu ertragen, was seiner Ansicht nach nicht gerecht war. Bei einem Ball am Samstagabend war's zu einer Meinungsverschiedenheit gekommen.

„Da hat mich der Wachtmeister hinaufgeführt ins Ratsbüro, meiner Frau hat er gesagt, die hinter uns hergeweint hat, sie soll draußen bleiben vor der Tür. Er hat den Vorhang zugezogen und mir fünf oder sechs runtergehaut.“

„Und was hast du darauf gesagt?“

„Daß ich damit nicht einverstanden bin. Der Wachtmeister hat gesagt, ihn schert's einen Scheißdreck, was ich meine. Ihm kommt's nur darauf an, daß alles unter uns bleibt, was vorgefallen ist. Wenn ich's weitersag, kann ich noch ein paar kassieren. Freilich hab ich's versprochen. So wie ich durch die Tür hinaus war, hat er mir nachgerufen, ich soll mich kämmen, damit nicht jemand denkt, mir ist eine Kränkung widerfahren... Maria hat gefragt: Was ist geschehn? Ich sag ihr: Wir haben ein wenig

geplaudert. Sie hat freilich gesehn, daß mein Gesicht blutunterlaufen war. Und hat wieder losgeheult.“

„Warum hast du ihn nicht verklagt?“

„Weil ich versprochen hab, daß ich's keinem sag.“

„Deswegen hättest du's trotzdem tun können.“

„Das hab ich mir auch gedacht, aber ich bin ins Gefängnis gekommen.“

Er lacht wie über einen gelungenen Streich.

„Für wieviel Zeit?“

„Oh, nur für ein paar Monate alles in allem. Wegen dem halben Sack Mehl... Die Frau ist freilich wieder allein geblieben. So war ihr dann unser Leben über. Sie ist zurück zu ihren Eltern. Ein Kind schleppt sie fort, das andere bringt sie; wie's halt geht.“

Mittlerweile sind die Kinder zutraulicher geworden. Die vier in die Stirn gekletterten Brauenpaare springen eins nach dem andern auf ihren Platz zurück, wir plaudern sogar schon, mit dem einen ungarisch, mit dem andern rumänisch. Ihre Sprachkenntnisse hängen nämlich davon ab, wer zu welcher Zeit im Schatten welchen Elternteils Unterschlupf gefunden hat.

Der Vater — gewissermaßen aufgeheitert — charakterisiert sie folgendermaßen:

„Der im Winkel, der dort greint, spricht eher die Sprache seiner Mutter. Der war noch klein, als ich fort bin ins Bergwerk. Mit dem hab ich mich nur wenig abgeben können. Der andere, der Nasenbohrer, sieht am gescheitesten aus. Seine Zunge turnt perfekt so herum und anders herum. Aus dem müßte man einen Lehrer schnitzen. Der, das hättest du sehn sollen, der hat — damals war noch Frieden im Haus — seinen Kopf so gedreht, mal zu seiner Mutter, mal zu seinem Vater, wie die Sonnenblume, wenn sie sich dabei ertappt, daß am Himmel zwei Sonnen sind. Los, sag dem Herrn Schriftsteller was. Schäm dich nicht!“

„Ha“, sagt das Kind und läuft zur Tür hinaus.

„Er hat jetzt keine Lust.“

D. blickt ihm nach. „Er sieht, daß er's mit einem gescheitern als er zu tun hat.“

„Und der blauäugige?“ wende ich mich dem dritten zu und setze ihn mir auf den Schoß, doch er strampelt so wütend drauflos, daß ich ihn ins Bett zurückbefördere.

„Du Ziegenbock!“ knurrt ihn sein Vater wütend an. „Warum boxt du dem Genossen den Bauch voll? Einen Rabbiner müßte man aus dem machen. Der nörgelt nur mehr, seitdem seine Mutter fort ist.“

„Schlimm genug, daß sie fortgegangen ist“, sage ich. „Wie könnte man sie zurückbringen?“

„Wir werden schon was ausknobeln.“

Plötzlich gibt er dem Gespräch eine andere Wendung. So umschleiche ich den Gegenstand unseres Gesprächs wie die Katze den heißen Brei. Aus diesem Zusammentreffen sollen alle mit heiler Haut davankommen.

Ganz gelingt mir das nicht, denn schließlich beginnt das kleinste Kind zu weinen; es will seine Mutter sehn.

Onkel Zs., der zweite Vetter meines Vaters, vertreibt mir nachmittags die Zeit damit, daß er bei einem Glas Wein seine Träume zum besten gibt. Sie könnten ein ganzes Traumbuch füllen. Stalin hat er schon gesehen, Churchill, seinen im Krieg gefallenen Schwager, seine einstige Bukarester Liebste, sein verlorenes Taschenmesser, den Himmel und sogar seine eigene Seele. Die ist in Rauchform zum Fenster hinausgequalmt.

Da es nichts langweiligeres gibt als das Phantastische, achte ich nicht auf den Inhalt der Geschichten, sondern auf ihre formalen Eigenheiten. Auch diese sind traumhaft; es sind Ausdrucksscherben.

„Ich schwörs, taß tes so war. Mit den Sekretar (Sekretär) ham mr Monopol (Schnaps) trunken. Mei Frau hat a Puikakakasch (Truthahn) gschlacht, ich hab viel kessen, dann hat im Magen des Weh anfangen. Eingschlafen bin i lang nit. Peim Janosch hat die Katz gjault, in mei Kopf war der spurcat proces (widerliche Prozeß), dazu das Stechen in mei Seitn, die saracie (Elend) hat mich nit schlafn lassn. So wie wenn sie mich ins Kras ghaut hättn. Tarum der Traum.“

Ich sehe förmlich, wie seine Worte aus der Stetigkeit des Gedächtnisses herausfallen. Selbst bei geläufigen Begriffen kommen unbegreifliche, komische Verbiegungen zustande. So baumeln Salvador Dalis Traum-Uhren an den Bäumen und hängen wie unausgebackene Fladen von der Tischplatte. Seit gut vierzig Jahren bedient er sich in der Ehe seiner Muttersprache nur fragmentarisch, genauer gesagt zumeist gelinde fluchend. Mit den Selbstlauten unserer Sprache, vor denen es sogar einem ungarischen Thronfolger namens Rudolf graute, kommt seine Frau nicht zurecht.

Ich frage ihn, in welcher Sprache er träumt.

Durcheinander. Vom Volksratsvorsitzenden rumänisch, mit mir zum Beispiel verständigt er sich ungarisch.

„Denn auch du bist mir einmal erschienen.“

Doch häufig sieht er den Traum gar nicht, er hört ihn bloß. Einmal hat ihm einer nachgerufen: Rübenälchen.

„Rübenälchen? Was kann das sein?“

„Ein Ackerschädling.“

„Dann kann es die Stimme von meinem Vater gewesen sein. Der pflegte im Zorn Rübenälchen zu sagen.“

Ein andermal ist er die Leiter hochgeklettert; jede ihrer Sprossen hat Wörter geknarrt. Als er auf das Wort Stachel getreten ist, da ist er abgestürzt. Er hat eine Weile geröchelt und dann zu singen angefangen:

Ach mein Schwälbchen, Schwälbchen mein,
Wann wird's Frühjahr, wird noch einmal Sommer sein?

Das Lied wollte er auch die Frau lehren. Seinen Mißerfolg gibt er wie ein fesselndes Abenteuer zum besten. Sooft er beim Erzählen steckenbleibt, lege ich ihm als Draufgabe zur Zigarette ein Lehnwort bei.

„Sag ich ihr: ich kauf dir ein geblümtes Schnupftuch, wenn du *fecske* (Schwalbe) sagst. Das ist aus dem Lied: Wann wird's Frühjahr, wird noch einmal Sommer sein. Das Weib sagt: der kommt schon, ich solle nur nicht gleich Trübsal blasen. Aber aussprechen kann sie's nicht, keiner soll sie auslachen können, sagt sie, nicht mal ich. Was *fecske* überhaupt bedeutet, fragt sie. Sie hat's so gewußt, das bedeutet Stute. Sie hat's vom Fuhrmann gehört, der zieht seinem Pferd eins über und schreit, he, *fecske*! Ich sag, das bedeutet aber nicht Stute. Sondern das ist ein Vogel am Himmel. Der fliegt zickzack, du aber sag doch endlich *fecske*. Ich soll sie doch nicht verrückt machen und lieber den Ferkeln zu fressen geben. Zu fressen hab ich ihnen gegeben und dann hab ich gleich wieder angefangen: Na sag doch *fecske*. Sie hat mir den Abwaschfetzen an den Kopf geschmissen. Freilich lachend. Auf der ganzen Welt gibt es keine zweite so geduldige Frau. Ich hab ein Fläschchen Wein getrunken und in der Tür hab ich angefangen zu singen: Ach mein Schwälbchen, Schwälbchen mein ... Sing doch endlich, Weib, wir fragen paarweis: wann wird's Frühling, wird noch einmal Sommer sein? Er kommt

sagt sie, erst soll ich mich aber schlafen legen. Der Teufel legt, sich schlafen bis sie nicht gottverdammst diesen Vogel beim Namen nennt. Sie hat mir den Schuh aufgeschnürt und das Bett gemacht. Das ist kein Vogel, sagt sie, das schieb ich ihm bloß unter. Ist einer! Ist keiner! Das bin ich! Auch dann sagt sie's nicht. Und wenn hundertmal ich es bin, weil ich sie nur auslachen will. Leg dich nieder. Wie willst du überhaupt dem Vogel ähneln? Bist ein besoffener Esel und willst fliegen. Jawohl, aber nur mit meiner lieben Frau. Dieses Lied hab ich vom Herrn Lehrer gelernt. Die Schwalbe zieht im Herbst fort, aber im Frühjahr kehrt sie wieder. Darauf sag ich: dann werd ich nicht mehr sein, darum bau dir ein Nest bei uns. Darüber hab ich sogar geweint. Es ist mir eingefallen, daß ich sterben werd. Du Weib, wenn ich sterbe, sagst du auch dann nicht: *fecske*? Darauf hat auch sie angefangen zu weinen. Ist's nicht genug mit der Schwalbe, quäl ich sie auch noch mit meinem Tod? Zu Ostern haben die Zigeuner aufgespielt und wir haben getanzt. Beim Tanz sind wir aufeinander abgestimmt. Das hat uns eigentlich zusammengebracht. Zur Geige haben wir uns gemeinsam gedreht. Prosit, nimm's mir nicht krumm, was? Hilfst du mir?“

„Wie sollte ich dir nicht helfen?“

„Du weißt gar nicht, was ich mir wünschen würde.“

„Wie sollte ich's nicht wissen?“

„Schieß los! Ich zahl einen Liter Wein.“

Auf die Ellenbogen gestützt setze ich mich ihm gegenüber und beginne zu summen: „Ach mein Schwälbchen, Schwälbchen mein ...“ Er blickt mich mit düsterer Andacht an, umarmt mich und wischt sich mit dem Handrücken die Augen.

Er beginnt mich auszufragen, wie ich seine Gedanken erraten habe. Ich habe ganz einfach zugehört, sage ich. Nein, das ist nicht möglich. Das bloße Zuhören reicht nicht aus. Auch er hätte es schon oft versucht — ohne Ergebnis. Etwas anderes müsse dahinterstecken.

„Morgen ist auch noch ein Tag“, sagt meine Mutter und will den Tisch abräumen.

Der schwalbenwütige Verwandte versteift sich:

„Dem muß man jetzt auf den Grund gehn. Jetzt, solange's nicht zu spät ist.“

Und wenn ich's gerade wissen will, er wird mein Rätsel schon lösen.

„Du hast's faustdick hinter den Ohren.“ Er klopft mir auf den Rücken. „Nicht mit dem Verstand hast du's erraten, mit dem Herzen. Ich seh's dir ja an: deine Gedanken schweifen anderswo, aber mit dem Herzen hörst du hin.“

„Wohin?“ möchte ich die Angelegenheit klären.

„Na dorthin, du warst doch hier im vergangenen Jahr, du hast mich nicht verlassen wie mein Paar ...“, schlägt er mit dem Finger den Takt des Liedes, das in seinem Ohr haftet.

An seiner Kopfbewegung merke ich es, daß er den Gartenweg entlang noch immer das Schwalbenlied summt.

Das verstehn Sie nicht, Schwager!

Am Vormittag war Vollversammlung der Grundorganisation. P. wurde nicht wiedergewählt. Er war Verantwortlicher für organisatorische Fragen: Treiber, wie er sich, kam die Rede auf Sitzungen, selber nannte, ohne die geringste Spur von Ironie und bloß um des prägnanten Ausdrucks willen. Nun sitzt er vor mir, leicht verdrossen, vielleicht sogar gekränkt, als wollte seine Miene fragen: wer hat denn hier Stunk gemacht? Gewiß erwartet er, daß ich ihn tröste. Verwandtschaftlicher Beziehungen wegen würde sich dies auch schicken.

Da ich seine Verdienste nicht kenne, bleibt mir nichts übrig, als ihm zu versichern, daß die Gesundheit Hauptsache sei und alles andere vorübergehe. So beginnt er sich ohne meine Hilfe zu trösten. Das Zur-Sitzung-Treiben sei kein bezahlter Posten und habe außerdem den Nachteil, daß die Arbeit zumeist auf Feiertage falle. Weh tue ihm höchstens, daß sein Nachfolger sich ins Fertige setzt. So ist's freilich leicht.

„Was ist denn dieses Fertige?“

„Was man nicht mehr machen muß.“

Er hat eine halbe Stunde Zeit. Man hat die Sitzung unterbrochen, um für den zweiten Punkt der Tagesordnung den zur Diskussion stehenden Zigeuner aufzustöbern. Sie werden ihm wegen wiederholten Überschreitungen einen Verweis erteilen, unter Umständen schließen sie ihn sogar aus, falls der Rayon so entscheidet.

„Wenn sie das Arschkappelmuster nur finden“, sagt er. „Solche Pausen, damit der Zigeuner aufgetrieben wird, haben wir schon

öfter einschieben müssen. Der ist gerieben, der versteckt sich jedesmal oder er stellt sich krank. Der weiß, ist die Sitzung aus, sind alle wieder freundlich, streng sind sie bloß auf dem Sitzungsterrain.“

Seine letzte Straftat soll darin bestehn, daß er anläßlich des Herbstmarkts einen Käse geklaut und dazu ein Schaf gestohlen hat. Deswegen müsse er schnellstens aufgetrieben werden. P. sieht zum Fenster hinaus und ruft jemandem zu:

„Suchst du den Zigeuner?“

„Du denn nicht?“

„Ich auch. Verständig mich, wenn ihr ihn gefunden habt.“

Bis dahin können wir über den Sinn von Onkel P.s Bemühungen ins reine kommen.

„Die Lage ist nämlich die“, setzt er mir auseinander, „als sie mich neunzehnhundertfünfzig gewählt haben, war die Arbeit viel schwerer. Daneben ist die heutige ein Kinderspiel. Wenn ich nicht fehlschieß, ist die Zahl der Sitzungen auf ein Viertel geschrumpft. Jetzt bearbeiten wir den Zigeuner, falls er auftaucht, und hauen ab. Aber damals?“

In der Woche vor Weihnachten haben die Rayonsorgane sich zuerst telefonisch erkundigt: wie sind die Feiertagsaussichten, ist mit Manifestationen zu rechnen? Und ob, und ob! hab ich gesagt. Kommen Sie ruhig her, freilich ist zu rechnen. Weihnachts-singen gibt's, Krippenfest gibt's, und noch andere interessante Rückstände. Sie haben's freilich andersherum gemeint: ob was zu befürchten ist.“ Zu Beginn mußte P. streng darauf achten, seine Auffassungen mit der Redeweise der Rayonsdelegierten in Einklang zu bringen. Alles, was sie mißbilligten, war eine Manifestation: Wenn einer plötzlich nachdenklich wurde, eine entgegengesetzte Meinung hatte oder einfach unorientiert war. Als sie Fische aus Zaul lieferten, klärte P. einer der Rayonsverantwortlichen — ein aus dem Dorfe stammender Lehrer — über das Wesen des Phänomens folgendermaßen auf: Schau mal, wie schön glatt das Wasser im Teich ist. Wie die einmütige Meinung ist es. Aber hier und dort springt ein Karpfen heraus. Man kann nicht wissen, wann und wo er sich zeigt. Das ist die Manifestation. Und darum müsse man wachsam sein. Und ebenso sei's mit der Adventwoche. Also müßten eine Menge Ausgleichsversammlungen organisiert werden. Agitatorenversammlung, Lehrer- und Hausfrauenversammlung, Mobilisierung der Jugend zu Kulturwettbewerben. Die Zahl der Rayonsde-

legierten wuchs Tag für Tag. Auch die Regionsorgane schickten ihre Leute. Das Volksratsbüro war vollgepfropft mit ihnen. Und jeder forderte von P. die ihm gebührenden Zuhörer. Den seiner Beschäftigung und seinem Auftrag gemäß ihm zustehenden Teil vom Leib und von der Seele des Dorfes. Einer begehrte dreißig Leute, („Minimum!“), um seinen Vortrag über die Abstammung des Menschen halten zu können. „Aber flott, in dreißig Minuten.“ Lang wolle er in dem ungeheizten Saal sowieso nicht sprechen. Ein anderer gab neue Gesetze bekannt, der dritte wollte tanzen und singen, einige sogar durchaus Zauberkünste vorführen. Am Dorfrand wartete zu allem Übel noch ein Lastwagen voll mit Betriebslaienkünstlern: ist Publikum da, führen sie ein antiklerikales Stück auf, wo nicht, ziehn sie weiter ins Nachbardorf. Es gab auch welche, die sich überraschend nach den landwirtschaftlichen Winterarbeiten erkundigten; andere interessierte das Korbflechten, das Gesundheitswesen, die künstliche Befruchtung bei Schafen und was die Pfarrer predigen würden. P. rauchte der Kopf, er habe keine Ahnung, was die Pfarrer vorhätten, noch wo er so viele Leute für so abwechslungsreiche Ansprüche auftreiben solle. Die Frauen waschen, putzen, heizen die Backöfen an, die Männer laufen sich die Beine ab um Wein, Brennholz, es ist schwer, sie in ihrer Geschäftigkeit anzuhalten. Soll er's doch ruhig austrommeln lassen, wenn sich auch Spatzen nicht zusammentrommeln lassen, Menschen lassen sich jedenfalls zusammentrommeln. „Was, nicht mal eine Trommel hat das Dorf?“ Die Delegierten rissen die Augen auf und waren erstarrt. Sie waren ungeduldig und nervös; es zog sie nach Hause, auch sie wollten feiern. Doch bedurfte es eines Sitzungsprotokolls: wie viele ihren Vortrag angehört, wie viele sich zu Wort gemeldet hatten. Was der arme Ausrufer nicht alles zusammenbrüllte, täglich bis dreimal! Als der Klassenkampf zugespitzt werden mußte, war der Mann schon heiser. „Dem ist die ganze Krawallepoche durch die Kehle gefahren, nicht wahr?“ Zum Weihnachtsdienst wurde gewöhnlich gleichfalls P. eingeteilt. Der Volksratsvorsitzende mußte mit Berufung auf einen Krankheitsfall dringend nach Hause, nach Neumarkt, der Sekretär hatte sich bereits Nachmittag beim Weinkauf volllaufen lassen. Übrig blieb der Sitzungsverantwortliche. Der Wachtmeister befahl ihn zu sich. Zusammen klapperten sie die Straßen ab und erklärten den Weihnachtssingern, das, was sie unter den Fenstern trieben, sei eigentlich Nachtmusik, wofür eine Extragenehmigung

nötig sei. Hingegen sei es ohne Genehmigung nicht als Nachtmusik zu betrachten, sondern als Ruhestörung, demnach besser, wenn alles sich nach Hause schere und friedlich zu Bett gehe. Die Leute wollten nicht schlafen gehn. Die Findigeren fragten bloß, ob man singen dürfe, verzogen sich in die Häuser, sangen dort und das Ganze konnte als Hausunterhaltung verbucht werden. In die steckte der Wachtmeister seine Nase nicht hinein. Auch den anderen — der Wahrheit die Ehre — sagte der Wachtmeister nur den Pflichttext und ließ sie im übrigen nach Herzenslust herumstreifen. Er war ein gutherziger Mensch, schade, daß sie ihn später versetzt haben.

„Siehst du, darum war meine Arbeit schwieriger“, sagt P. einigermaßen beruhigt, daß er sich all das von der Seele geredet hatte. „Als Resultat unserer damaligen Aktivität geben wir uns heute mit solchen Sachen nicht mehr ab. Keiner steckt die Nase in Bethlehemangelegenheiten ... Auch das Kommen und Gehen hat aufgehört und die Rechthaberei.“

„Meinst du, daß es Rechthaberei war?“

„Pardon. Das haben die Leute gesagt.“

„Hat es solche Äußerungen gegeben?“ frage ich.

„Wie sollte es sie nicht gegeben haben? Das versteht sich doch von selbst.“

Ich möchte ihm seine eigene Meinung entlocken.

„Hat sich die Lage demnach infolge eurer Tätigkeit oder trotz eurer Tätigkeit geändert?“

Er lächelt gequält und kratzt sich am Schädel.

„Der Herr Lehrer, der ist jetzt Verantwortlicher beim Rayon, hat gesagt, man hätte es nicht machen müssen, aber richtig war's trotzdem. Einer von der Region ist neben ihm gesessen, der hat ihn auf der Stelle zurechtgewiesen: Pardon! Heute ist es nicht mehr richtig, aber damals war's richtig. So muß man sagen.“

„Warum war's gerade damals richtig?“ frage ich.

„Den Worten des Lehrers hab ich entnommen, es war darum richtig, weil wir's gemacht haben. Hätten wir's nicht gemacht, wär's auch nicht richtig gewesen. Und nachdem wir's heute nicht machen ... wär's falsch, es fortzusetzen ...“

Wir verbeißen uns in der Auslegung des Lehrervortrags. Schon bin ich im Begriff, die Frage von einer anderen Seite anzugehn, da wird von der Straße hereingerufen: „Der Zigeuner ist aufgetaucht.“

„Jetzt geht's los!“ P. springt hoch und ladet mich ein, an ihrer Sitzung teilzunehmen, die interessant zu werden verspricht.

Hinein komme ich allerdings nicht so glatt. Der Nachtwächter hält mich in der Tür an. In der Hitze des Gefechts erkennt er mich nicht, obwohl wir oft miteinander geraucht haben.

„Der Genosse ist Delegierter?“ fragt er streng.

„Siehst nicht, daß er Verwandter ist?“ fährt P. ihn an.

„Kann schon sein“, erwidert der Nachtwächter. „Aber das hier ist kein Familientreffen, das ist Parteiversammlung.“

„Er ist auch nicht als Verwandter gekommen, sondern als Genosse!“ braust P. auf, leicht gekränkt, weil der Wächter ihn nicht in seiner ehemaligen Eigenschaft als Verantwortlicher respektiert.

„Das ist was andres“, sagt der Mann nickend und verschwindet glücklich, endlich etwas zu tun zu haben, in der Klasse, um meine Angelegenheit mit dem Rayonsdelegierten zu besprechen.

Während wir noch herumstehen, kommt in größter Eile der Verkäufer der Genossenschaft angerannt — Onkel Sz.s sabbatistischer Schwiegersohn, mit dem ich also verschwägert bin — und will wissen, ob man das Wirtshaus, besser gesagt das Büffet, öffnen dürfe. An der Türe staut sich eine Menge Volk, sie wollen Zigaretten und Schnaps und murren, weil noch geschlossen ist. P. tut, als wäre immer noch er für diese Frage zuständig. Er überlegt die Sache hin und her und sagt:

„Schließ auf!“

Die Antwort beschwichtigt den Verkäufer keineswegs. Er hat weiterhin Bedenken, ob die Leitung mit dem Öffnen tatsächlich einverstanden sein würde. P. setzt ihm auseinander, daß man deswegen jetzt keine Leitungssitzung einberufen könne. Auf der Tagesordnung seien andere Punkte. Er soll nur zurücklaufen und das Wirtshaus öffnen.

„Ich mach die Bude auf“, sagt der Verkäufer. „Wenn's nur keine Scherereien gibt.“

„Warum muß es Scherereien geben?“ mische nun auch ich mich in das Gespräch.

„Wegen dem Öffnen.“

„Ist Sperrstunde?“

„Sperrstunde ist nicht. Eigentlich müßte man jetzt öffnen. Zwischen fünf und neun.“

„Warum machst dann nicht auf?“

„Das frag ich doch gerade, ob's erlaubt ist.“

„Warum sollte es denn nicht erlaubt sein?“

„Schwager, das verstehn Sie nicht.“

Tatsächlich verstehe ich es nicht, aber wie die Dinge liegen, muß ich jetzt sagen:

„Paß mal auf! Wirtshaus gibt's, Schnaps gibt's, Käufer gibt's, Gebrumm gibt's und fünf Uhr ist's auch. Warum kannst du also nicht öffnen? Was hindert dich?“

Ihn hindere die Verfügung. Zwar sei sie nicht an ihn ergangen, sondern an seinen Vorgänger, der sich selbst den Ast unterm Hintern abgesägt hat, weil ihm Geld fehlte, doch beziehe sie sich vermutlich auch auf ihn. Im vergangenen Jahr pflegten sie die Sitzungen in einem dem Wirtshaus benachbarten Raum abzuhalten. Damals hatte irgendein Leitungsmitglied — er erinnert sich nicht, wer es war, noch zu welchem Zweck — angeordnet, das Wirtshaus habe im Falle einer Sitzung geschlossen zu bleiben. Der dünnen Wand wegen oder aus einem anderen Grund, das könne er nicht wissen. Er weiß auch nicht, wie lang das in Kraft bleibt.

„Wenn wir die Sitzung einen halben Kilometer weiter oben abhalten, ist das natürlich nicht mehr gültig“, sagt triumphierend P.

Davon ist der Schwager — ich merke es ihm an — nicht felsenfest überzeugt, da wir ihm aber zu zweit zureden, rennt er öffnen.

Mir fällt dabei ein, daß der Papst den Szeklern — als sie ihren Kardinal-Fürsten ermordet hatten — zur Strafe ein hundertjähriges Fasten aufbrummte. Hundertfünfzig Jahre darauf, als niemand mehr den Anlaß kannte, hielten sie sich noch immer an die Strafe. Sollte es sich um Vergeßlichkeit gehandelt haben? Oder um jene weise Überlegung, daß wir, im Falle wir mit etwas nicht einverstanden sind, sicherer gehn, wenn wir es doppelt respektieren. Der Schwager jedenfalls erwägt das Risiko als Anhänger dieser Auffassung.

Inzwischen erhalte ich Eintrittserlaubnis.

Dreißig, vierzig Leute pressen sich in die für Kinder bestimmten Bänke.

Auf dem Podium, am Tisch meines ehemaligen Lehrers, der Rayonsdelegierte. Ein stämmiger, zum Scherzen aufgelegter Mann mit durchgearbeiteten Händen. Mit einem leicht gefletschten, dafür aber sympathischen, gesunden Lachen, das sein unversehrtes Gebiß zeigt, und seinen unamtlichen Bemerkungen versetzt er die Gesellschaft noch vor Sitzungsbeginn in heitere Stimmung.

Selbst der Angeklagte in der letzten Bank lacht von Zeit zu Zeit auf, als er jedoch hört, daß er auf die Tagesordnung gesetzt ist, zieht er sich plötzlich zusammen und beginnt zu blinzeln, als hätte man ihn in Salz getaucht.

„Kommen Sie nur nach vorn, her in die erste Bank!“ ladet ihn der Delegierte ein.

Der Mann packt seine Mütze, knöpft sich den Rock zu, kommt überaus höflich nach vorn und fragt, ob er sich nicht neben den Ofen setzen könne, da er spüre, wie sich die Lungenentzündung in ihm zu regen beginne. Eine Stimme ruft dazwischen, daß diese Ahnung nichts als eine Ausrede sei, wenn er jedoch friere, solle er sich ruhig an den Ofen setzen.

Knapp gibt der Sekretär den Sachverhalt bekannt, dann kommt die Diskussion in Gang.

„Wo arbeiten Sie?“

„In der Produktionsgenossenschaft und anderswo ... wo was abfällt.“

„Genosse H., welche Meinung haben Sie von sich selbst? Wie kommen Sie Ihrer Arbeit nach?“

„Gut. Wie denn sonst?“

„Pflegen Sie zu trinken?“

„Alle machen's.“

„Es heißt aber, daß Sie auf dem Wochenmarkt betrunken waren.“

„Das stimmt“, nickt H. „Darum erinnere ich mich auch an nichts mehr so genau.“

„Sie wissen hoffentlich, warum wir Sie auf die Tagesordnung gesetzt haben.“

„Wie soll ich's nicht wissen?“

„Warumdenn?“

„Weil Sie mich verifizieren.“

„Und warum verifizieren wir Sie?“

„Wieso warum? Der Genosse wird wissen wollen, ob er hier ein Haar in der Suppe findet.“

„Na und gibt's denn eins?“

„Kann sein, es gibt eins, kann sein, es gibt keins. Hundertprozentig kann ich's nicht wissen. Das weiß die Leitung.“

Der Delegierte sieht den Mann an, schüttelt den Kopf und fragt ihn:

„Hand aufs Herz, Mann, verdienen Sie es, Parteimitglied zu sein?“

Eine schwierige Frage. H. schweigt eine Zeitlang, räuspert sich, hustet und meint dann:

„Kann sein, ja, kann sein, nein. Menschen ohne Fehler gibt es nicht. Nur Gott ist unfehlbar.“

„Na sowas!“ Dem Delegierten zucken die dichten Brauen.
„Das denk ich wenigstens.“

„Darüber diskutieren wir jetzt nicht. Sagen Sie mal: Was sind eigentlich die Pflichten eines Parteimitglieds?“

H. knallt die Antwort hin, als hätte er sie seit Wochen parat: „Bitte sehr: er soll nicht trinken, er soll nicht Weibern nachsteigen und er soll sich dem Volk zukehren.“

„Ist das alles?“ lacht der Mann vom Rayon. „Sie haben das Stehlen vergessen.“

Damit beginnt die eigentliche Verhandlung. H. setzt auseinander, daß der Diebstahl, dessen er bezichtigt wird, in Wirklichkeit ein Mißverständnis sei. Er beschreibt den Schauplatz, den Vorfall in allen Einzelheiten. In der einen Hand hatte er eine Zigarette gehabt, in der andern seinen Stock. Er hatte Feuer vom Alten verlangt. Von der Bewegung, mit der die eine Zigarette an die andere herangeschoben wurde, dürfte sein Stock in heftige Bewegung geraten sein, was dem Alten so sehr in die Glieder fuhr, daß er den Käse fallen ließ und drauflosrannte. H. hingegen hätte damit gerechnet, daß der Alte sich vom Schreck erholen und um den Käse kommen würde.

„Zusammengetrocknet ist der Käse, mein Herr, so lang hab ich auf ihn gewartet, ich hab auch den Stock weggeworfen, daß nicht wieder ein Mißverständnis herauskommt“, erklärt H., „aber leider hat sich der Alte nicht mehr gezeigt.“

Angesichts der plumpen Lüge wird der Delegierte langsam lethargisch.

„Sagen Sie mal: warum gehn Sie nicht zu den Versammlungen der Grundorganisation?“

„Weil ich ein Haus bau. Ich weiß nicht, ob der Genosse ein Haus hat oder keins, eine gute Wohnung?“ fragt er geradezu aggressiv. „Ich hab keins. Ich bau's auf mit der Gabel aus Lehmerde. Die muß man erst mit Wasser abschütten, dann streut man Spreu drauf und dann stampft man, was das Zeug hält. Ich stampf, meine Kinder stampfen, mein krankes Weib stampft. Und grade wo der Lehm fertiggestampft ist, hämmern sie an den Zaun, ich soll zur Sitzung. Die Sonne pfeift mir was, die schert sich einen Dreck darum, daß die Leute hier auf der Erde Sit-

zungen abhalten, die trocknet den Lehm. Dann kann man ihn sich auf den Hut stecken.“

Einige nicken zustimmend und sagen, daß der Mann in diesem Punkt jedenfalls recht hat. Der Delegierte geht der Sache auch gar nicht weiter nach. Da wird H. dreist und schildert seinen Lebenslauf in den düstersten Farben. Er zählt seine Verdienste aus der Epoche des Klassenkampfes auf. Mehrere rufen dazwischen, damit solle er sich lieber nicht brüsten. Einer steht auf und beschreibt H.s damalige Aktivität aufs ausführlichste. Er ist wirklich so viel zu Fuß gegangen und herumgerannt, daß seine Frau ihm Abend für Abend feuchte Umschläge auf die Beine legen mußte. Doch floß seine Mühe reichlich herein. Er entlarvte Kulaken, beziehungsweise auf die Kulakenliste gesetzte Bauern, und meldete dem „Kollektivierungskomitee“, wer wo zwei, drei Sack Weizen oder Mehl versteckt hatte. „Also bitte, versteckt hab auch ich, sechs Scheffel Weizen hab ich versteckt, ich schäm mich nicht, ich erklär's offen, im Stall unter den Brettern. Sonst wären wir alle verhungert, so gierig haben die von der Tenne uns gerupft.“ Von dem solcherart aufgespürten Korn streifte H. fünfundzwanzig Prozent ein. „Wenn der Klassenkampf für einen Prozente abwirft, dann wunder ich mich nicht, daß der eifrig ist. Jeden Tag hat er die Fahnen rausgehängt, und solange wir neben der Dreschmaschine geflennt haben, ist er wie ein Werber mit den Tanzgruppen aus der Stadt herumgaloppiert, damit er uns in der Mittagspause die Zeit vertreibt.“

Wie eine Bombe schlägt der Diskussionsbeitrag ein. Der Delegierte kratzt sich am Genick, und in der Stille, die der abgetretenen Zeit nachblickt, fragt er mit plötzlicher Wendung:

„Und das Schaf?“

Ja, das Schaf! Das unterdessen zwar wieder in die Hand seines Besitzers gelangt ist, doch nicht durch H.s Tugendhaftigkeit, sondern weil energisch eingegriffen wurde.

„Sie sind also vom Markt mit Ihrem Pferdewagen heimwärts gefahren.“

„Ja“, nickt H. „Aber mich soll der Teufel holen, wenn ich eine Ahnung hab, wie das Schaf in meinen Wagen geraten konnte. Ich schwör auf die Heilige Dreifaltigkeit, ich hab mich auf dem Bock umgedreht aufs Geblök hinter mir. Es tut mir in der Seele weh, daß ich nicht Zeugen hab, die vor der Partei aussagen, wie ich vor Verwunderung das Kreuz geschlagen hab.“

„Was haben Sie außerdem gemacht?“

„Ich bin weitergefahren und hab mich weitergewundert. Wie kann's hingekommen sein? Ich hab gemeint durch ein Wunder. Oder hat's jemand aus Jux reingetan, daß er mir eins auswischt ... Ich kann die Frage nicht lösen. Die Genossen sollen sie lösen, wenn sie's können.“

„Sie ist schon gelöst“, sagt der Delegierte. „Sie stimmen uns doch darin zu, daß die Kommunisten nicht an Wunder glauben?“

„Klar“, nickt H. und reißt den Mund auf, so unbefangen und interessiert blickt er zum Tisch.

„Das Wunder besteht darin“, sagt der Delegierte, „daß Sie dieses Schaf ganz einfach gestohlen haben.“

„Ich?“ fragt H. verdutzt.

„Wie ich's sage.“

H. ist verblüfft und macht ein vor Reue zerknirschtes Gesicht.

„Eins ist sicher“, sagt er, „ich hab das Schaf nicht gestohlen. Aber wenn ich so ein Unglückswurm bin, daß die Genossen die Sache anders sehn ... wenn alle entscheiden, ich hab gestohlen, dann unterwerf ich mich dem Beschluß der Mehrheit.“

Alle brechen in Lachen aus. Der Delegierte klopft mit seinem Bleistift. H. startet einen neuen Verteidigungsangriff: um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehn, fährt er mit seiner Vergangenheit auf. Daß er sich als erster in die Kollektivwirtschaft eingeschrieben hat.

„Als neunter“, korrigiert jemand. „Noch dazu hast du dich versteift, daß man dich als neunten aufruft in der Gründungssitzung.“

„Das hat seinen Grund“, sagt H.

Diejenigen nämlich, die sich hartnäckig versteift hatten und um nichts in der Welt weich geworden wären, ganz umsonst hatte man ihnen Feuer unterm Hintern gemacht, hatten dem, der sich als erster einschreiben würde, eine Tracht Prügel von „Krankenhausaussmaßen“ in Aussicht gestellt. H., der tatsächlich als erster unterschrieben hatte, spitzte auf den zweiten oder zumindest auf den dritten Platz. (Seinen Handbreit Boden hatte er 1946 verschleudert; demnach hatte sein Eintritt nichts als symbolischen Wert. Er mußte weniger sich selbst ins Auge schauen als vielmehr der in Aussicht gestellten Prügel.) Nach einer weiteren Drohung war er auf den ihm am sichersten erscheinenden letzten Platz gesprungen, von wo man ihn, da diese Stelle eines Parteimitglieds unwürdig war, wieder an die Listenspitze

zurückschubste. Der achte Platz war besetzt, also wählte er den neunten. Er dachte sich — und hier leuchtet seine Überlegungskunst auf, sein außerordentliches taktisches Gespür —, wenn sie schon den ersten durchwischen, auch den zweiten, vielleicht sogar den fünften: bis sie beim neunten anlangen, sind die Vergeltermüde.

„Wer ist folglich Listenerster geworden?“ fragt der Delegierte.

„Ausgerechnet der, der die Prügel versprochen hat“, sagt H. und strahlt vor Glück, daß die Geschichte ihm diese Satisfaktion erteilt hat.

Ich habe das Gefühl, er rechnet damit, daß man in dem schallenden Gelächter, in der sich vergnügt auf die Knie klatschenden Menge seine kleine, schwebende Schuld aus dem Auge verliert. Der Delegierte verkündet, die Käse- und Schafangelegenheit würde vor dem Rayonsgericht verhandelt werden; danach wird sich dann die Grundorganisation in ihrem Beschluß richten.

Neben mir ist ein alter Kuhhirt eingenickt.

Sein Nachbar haut ihm in die Seite:

„Steh auf, he! Bist doch nicht auf dem Bahnhof.“

Wir gehen heim.

Nehmt euch Zeit!

Heute morgen ist es uns nach anderthalb Stunden endlich gelungen, Feuer zu machen, um den Maisbrei zu kochen. Dabei sind wir nicht so schwach auf der Brust, daß wir nicht in ein Herdloch pusten könnten. Wir haben uns herumgeplagt, bis ein knotiger Strunk zerhackt war.

Die Zeit, dieser kostbare Stoff, aus dem unser Leben verfertigt ist, wird hier in rauen Mengen und zu Schleuderpreisen in Umlauf gebracht. Was sich zehn Kilometer weiter — im industrialisierten Sarmasch — in Minutenschnelle erledigen läßt, frißt bei uns Stunden. Die Frühstückszubereitung zum Beispiel oder der Einkauf. Sogar um eine Schachtel mit Reiszwecken müssen wir, bis das neue Geschäft nicht unter Dach ist, manchmal zehn Kilometer laufen.

Tausendmal am Tag höre ich: „hab's eilig.“

„Wohin und vor allem um wieviel?“ fragt der ehemalige Handwerker.

Ausgenommen die als modern zu bezeichnenden Arbeiten, die rund ein Fünftel der erwachsenen Bevölkerung beschäftigen, decken sich Eile beziehungsweise die Zeit und der entsprechende materielle Wert hier nur äußerst selten. Die Anekdote, in der einer mit dem Zug fahrenden Kamarascher Frau ein Sitzplatz angeboten wird, den diese mit den Worten „wie kann ich sitzen, Herrchen, ich hab's doch eilig“ ausschlägt, dürfte aus dieser Gegend stammen. Die Sinnlosigkeit der Eile ist die Philosophie der bis zur Bodenreform andauernden halbleibeiigen Lebensform.

Sehen wir uns um.

Kaum sind die zum Großteil mechanisierten Sommer- und Herbstarbeiten und auch die Taglohn-Saison der Staatswirtschaft zu Ende, starrt mein Bruder die Berge an: Er wartet auf Jäger, die Treibgeld zahlen. Gestern morgen hatte er sich den Rucksack eines Oberarztes über die Schultern geworfen und war Hasen treiben gegangen. Am Abend war er wieder daheim, nach einem fünfzig Kilometer langen Fußmarsch und heisergebrüllt.

„Wieviel Lei hast du bekommen?“ fragt ihn Mutter.

„Fünf Lei und einen Haufen Patronenhülsen.“

Die Patronenhülsen sind bunt und sehen nett aus. Der Junge freut sich wie ein Jägerbursche aus Uganda. Doch duldet er es nicht, daß wir über sein Tageseinkommen die Nase rümpfen. Im Grunde genommen hat er recht: das Hasengeld macht ein Achtel der Bauernrente meiner Mutter aus. Vom Spaß an der Jagd gar nicht zu reden. Zwar guckt aus dem Schuh seine große Zehe heraus, und die Reparatur wird mehr kosten als fünf Lei. Doch richtet mein Vater es so ein, daß er mit dem Zehn-Lei-Schaden ins dritte Dorf hinüberläuft zu unserem Schusterverwandten. Alles in allem zwölf Kilometer. Solang er ein Fahrrad gehabt und die Krankheit ihn nicht behindert hatte, war er um Waschblau für die große Wäsche bis nach Klausenburg geradelt, hin und zurück sage und schreibe hundert Kilometer. 1943 war er als alter Soldat sogar aus Thorenburg zu Fuß heimgekehrt, siebzig Kilometer weit, wenn Ausgang war. Er aß mit uns zu Mittag, reparierte das Ofenrohr und ging im Regen zurück. Wie die Schildkröte, von der bekannt ist, daß sie sich nach dem Meer aufmacht, wo immer sie sich befindet.

Verglichen mit den Fußmärschen meines Vaters ist das tägliche Herumlaufen meines Bruders kaum mehr als Leistung zu werten. Mutter sagt ihm:

„Lauf schnell zu Onkel Gergely und frag ihn, ob er Kalbfleisch haben will.“

Jóska langt nach seiner Mütze und verschwindet pfeifend im Nebel.

Der Weg ist nur vier Kilometer lang, und gegen Mittag ist er wieder zurück, nicht mehr pfeifend, dafür zum Umfallen müde. Zu den acht Kilometern muß man noch die Berge dazuzählen.

„Wo hast du dich herumgetrieben?“

Jemand hat ihn ersucht, wenn er sich schon aufmache, solle er gleich auch über den nächsten Berg laufen bis zum See und dem Fischermeister eine Angel tragen. Drei Kilometer mehr oder weniger: nicht der Rede wert.

„Will Gergely Fleisch?“ fordert Mutter den Rapport.

„Freilich will er. Von wem denn?“

„Vom Ion Ispas. Hab ich's nicht gesagt?“

„Davon war nicht die Rede“, braust mein Bruder auf.

„Dann pack deine Mütze, lauf zurück und sag's ihm.“

Bis mein Bruder fortgeht, um die Scharte auszuwetzen, was ihn wieder einen halben Tag kostet, lese ich das Buch eines berühmten Wissenschaftlers. Es handelt den Zusammenhang zwischen Leben, Traum und Zeit so ab, als hätte der Wissenschaftler soeben in meine Erwägungen hineingehorcht. In Tagebuchform beschreibt er unter anderem einen für ihn typischen, für den Rhythmus unseres Jahrhunderts beispielhaften Tagesablauf. Er steht frühmorgens auf und geht um zehn Uhr abends zu Bett. Sein Tag ist sozusagen bis auf die letzte Minute ausgebucht: Jazzrhythmus mit kurzen Atempausen. Diesen Tatbestand unterbreitete ich einer kleinen Gesellschaft: einem Flurhüter, dem Dienstmann vom Volksrat und meinem Vater. Sie sind entsetzt. Nicht mal im Traum wär's ihnen durch den Kopf gegangen, daß auch Wissenschaftler im Morgengrauen aufstehn könnten wie Viehwärter. Ihr Gesicht zeigt sogar eine gewisse Beklemmung: bedroht dieses in Minutenscheiben zerschnittene Leben — viertelstündige Geburtstagsfeier usw. — uns genauso, wie es schon von einem Teil der Menschheit Besitz ergriffen hat?

„Sowas könnt auch dein Vater schreiben“, sagt Mutter. „Seins könnte sogar noch interessanter sein.“

„Vergleichen wir mal!“ sagen sie. „Was sagt denn dein Wissenschaftler?“

Der Wissenschaftler: Erwachen morgens um halb fünf. Halbbewußter Zustand. Dreißig Minuten Zwiegespräch (über Caci-phylaxia) zwischen meinem bewußten und meinem unbewußten Ich.

Mein Vater: Wo brauch ich einen Wecker! Die Kälte legt sich mir gegen Morgen auf den Rücken. Dreißig Minuten Zwiegespräch zwischen meinem bewußten und meinem unbewußten Ich über den Unterschied zwischen feuchten und trockenen Sägespänen. Heizmaterial wär nötig.

Der Wissenschaftler: Ich springe um fünf Uhr aus dem Bett. Turnen, Brustkorbexpander, Sitzübungen, Erwärmen, Liegestütz, Heimtrainer. Ich rasiere mich, bade eiskalt, bereite mir das Frühstück und esse in der Küche.

Mein Vater: Ich springe genauso aus dem Bett. Turnen: von hinten aus dem Garten schlepp ich einen Eimer Wasser herauf. Ich rutsch aus und fall hin. Das Hochstemmen entspricht der Liegestütze und dem Brustkorbexpander. (Was ist ein Expander?) Ich mach Feuer und trink ein Töpfchen Sauermilch.

Der Wissenschaftler: Sechs Uhr. Durch den hohen Schnee stolpere ich zur nahen Garage und fahre mit meinem Wagen zum Institut. Plötzlich fällt mir ein, daß heute mein Geburtstag ist, der sechsundfünfzigste.

Mein Vater: So ähnlich stampf ich durch den tiefen Schnee bis ans Ende des Dorfes, um einen Schofför aufzustöbern. Ich frag ihn, ob er nicht zufällig in die Stadt fährt, weil ich um Sägemehl fahren will zum Heizen. Er sagt, er fährt nicht in die Stadt. Dann fällt mir ein, daß ich schon seit drei Wochen dauernd herumfrag. Nie hat einer einen Weg, aus dem auch ich was herausschlag.

Der Wissenschaftler: 6,20 Uhr. Zwei Minuten Plauderei (Politik, Wetter) mit dem Nachtwächter in der Pförtnerzelle. Gehe in mein Arbeitszimmer. Rauche die erste Pfeife an. 6,30 Uhr. Ich diktiere mein in Vorbereitung befindliches Buch in das Magnetophon.

Mein Vater: In der Zeit stampf ich zum nächsten Schofför. Ja, er hat einen Weg. Große Freude. Ich frag ihn, ob er mich mitnimmt. Ohne weiteres, nur Sägemehl kann er nicht bringen, er muß Ware laden. So hat's keinen Sinn, daß ich mitfahr. Das ganze Herumstolpern ist wegen dem Sägemehl. Der dritte Schofför, Jani Miszter, nimmt's auf sich, daß er mich mitnimmt und auch

das Sägemehl. Heut hab ich einen Glückstag. Ich lauf nach Haus, daß ich mich für die Fahrt herricht. Zwei Minuten Plauderei mit meiner Frau über Politik, über unsere allgemeinen Wirtschaftsaussichten. Heut früh hat sich im Dorf herumgesprochen, der stellvertretende Vorsitzende G. G. wird abgesetzt. Er hat ein Aug auf das Weib vom M. geworfen. M. hat ihm mit dem Stock vier übergezogen. G. G. hat — denn er ist eine wichtige Persönlichkeit — zweitausend Lei Schmerzensgeld gefordert. Die Ortsbehörde hat den Täter bloß zu hundert Lei Strafe verurteilt. Dafür mußte M. das Geld in die Staatskasse einzahlen. Jetzt verschlechtert sich die Lage von G. G. weiter, weil er laut herumjammert, er hätte zugunsten der Staatskasse die Prügel kassiert. Wenn er das rechtzeitig weiß, läßt er sich selbstverständlich nicht durchprügeln, sondern sucht das Weite. Auf wirtschaftlichem Gebiet: eine meiner Bienenfamilien ist eingegangen.

Der Wissenschaftler: 8,30 Uhr. Der Leiter des Sekretariats kommt, um das Tagesprogramm festzulegen. Organisation einer Europa-Rundreise, Ausfüllen von Schecks für die Wagenreparatur und das fällige Schulgeld der Kinder.

Mein Vater: Auch ich bespreche mit meiner Frau, was wir heute zu tun haben. Stall ausmisten, damit wir das Sägemehl einlagern, Organisation einer Rundreise über Ludusch und Papiu Ilarian, wo man, so heißt es, alte Bienenkörbe kaufen kann. Ausfüllen von Schecks: drei Lei für Hefe, zehn Lei für gedörrte Pflaumen.

Der Wissenschaftler: 9,30 Uhr. Rundgang durch die Laboratorien. Der für mich wichtigste Tagesabschnitt. Mit meinen Assistenten gehe ich die Versuchsergebnisse durch.

Mein Vater: Jani Miszter hupt. Abfahrt um Sägemehl. Wegen dem Buchhalter hab ich in der Kabine in der guten Motorwärme keinen Platz. Ich kletter hinten hinauf auf die Säcke. Auch Assistenten hab ich: die Frau von B. Mihály kommt mit um Brot, der Baßgeigenzeuner um Kolophonium, weil die Feiertage vor der Tür stehn. Es ist kalt, ich zieh mich zusammen und blas mir in die Hände. Bis wir ankommen, bin ich steif. Jedesmal, wenn ich so fahr, erinnere ich mich dran, wie wir uns überdreht haben. Ich hab für die Kinder im Internat von Klausenburg Käse, saubere Hemden und einen Topf mit Pflaumenmus mitgehabt. Auf dem Feleacberg ist der Wagen in den Abgrund gestürzt. Mich und die Bierfässer hat der Anhänger auf ein Feld geschleudert. Dort bin ich lange Zeit auf dem Rücken gelegen, mit zer-

brochenen Rippen, und hab nachstudiert, wohin der Topf mit dem Pflaumenmus gerollt sein kann. Der Tod ist ohne Bedeutung, wenn er ganz nahe ist.

Der Wissenschaftler: 12,30 Uhr. Nach dem Mittagessen sonne ich mich bis an die Hüften. Den restlichen Körper packe ich sorgsam in eine elektrische Heizdecke, denn es herrscht beißende Kälte.

Mein Vater: In der Stadt such ich meinen Bekannten, der hat mir das Sägemehl versprochen. Weil er vorläufig nicht zu Haus ist, wart ich unterm Tor. Damit ich die Zeit nicht totschiag, arbeite ich den Entwurf einer neuen Erfindung theoretisch aus. Ich geh davon aus: sooft ich den Korb oder den Sack mit dem Sägemehl ins Haus schlepp, konstatiert meine Frau, daß ich Schmutz mach. Folglich muß der innere Zylinder des Trommelofens so konstruiert werden, daß man ihn herausheben kann. Das Sägemehl füll ich dann im Stall ein und zieh so den Korb aus dem Verkehr. Ich frier gar nicht mehr, so begeistert mich diese Idee.

(Der Dienstmann vom Volksrat und der Flurhüter wollen wissen, was es mit einer solchen elektrischen Heizdecke auf sich hat, ob sie nicht elektrisiert usw. Soweit ich in der Lage bin, erkläre ich ihnen das Wesentliche dieser Wunderdecke.)

Der Wissenschaftler: Nach einer halbstündigen Mittagspause kehre ich in mein Arbeitszimmer zurück; ich lese schne meine ins Magnetophon diktierten, nunmehr abgetippten Texte durch, setze mich anschließend in den Wagen, fahre heim, kurzes Turnen, Abendessen, Kindererziehung. Meine Frau bringt den Kuchen, dann: Zubettgehn, Romanlesen, Lichtausknipsen — und am nächsten Tag beginnt alles von vorn. So geht es bis zum Grab.

Mein Vater: Mein Bekannter telefoniert einem anderen Bekannten, der wiederum nimmt Verbindung zu einem auf, von dem ich das Sägemehl übernehmen kann. Dabei verlier ich Jani Miszter aus den Augen und such ihn stundenlang. Für meine Jahre, ich geh auf die siebzig, lauf ich die Straßen ziemlich flink rauf und runter. Endlich hab ich den Schofför. Wir fahren zur angegebenen Stelle. Eisentor, vergitterte Fenster, bewaffnete Posten. Wir stehn vor dem Gefängnistor. Ich streck den Hals: drinnen Berge von Sägemehl. Wie im Märchen. Herrliches, trockenes Material. Das explodiert förmlich im Ofen. Nur der Schofför darf hinein, sagt man uns, ich muß draußen bleiben. Der Schofför wechselt die Farbe vor Schreck. Er fragt, ob das Sägemehl

eigentlich legal herausgebracht wird. Er will's nicht darauf ankommen lassen, daß sie unter einem Abwaschen auch ihn einlochen. Ich beruhig ihn: um dorthin zu gelangen, muß er zuerst am Kragen gepackt und zur Miliz abgeschleppt werden, dann gibt's eine Verhandlung, das Urteil, und dann erst. Von Häftlingen ist nichts zu sehn. Sie arbeiten drinnen in den Werkstätten. Unter ihren Händen rieseln die Sägemehlberge hervor. Sie werden mir einfallen, wenn ich am Weihnachtsabend den Kanonenofen anheize. Ich hätt nie gedacht, daß ich mit ihnen eine so wertvolle Verbindung eingeh.

Wie alles erledigt ist, winkt der bewaffnete Posten freundlich. Ich sitz obenauf auf dem Sägemehl. Mit großer Geschwindigkeit fahren wir heimwärts. Den Kolophoniumzigeuner und das Brotweib haben wir verpaßt. Meine Frau wird selig sein, wenn ich ankomm und sie sieht, ich thron auf dem Sägemehl. Jetzt kauer ich mich nicht mehr zusammen, und wenn der Wind noch so stark bläst, ich schau über die verschneiten Wiesen. Es fällt mir ein, daß wir, als ich jung war, auf Initiative des Herrn Kantor einen Chor gegründet haben. Im Winter am Abend haben wir uns in der Schule versammelt und gesungen:

Traurig schau ich, wenn ich auf dem Berge sitze,
Wie der Storch von des Heuschobers Spitze.

Ein mehrstimmiger Chor war's und er ist immerzu auseinandergefallen wie ein schadhafter Zuber. Im zweiten Jahr haben wir's bis zur fünften Strophe gebracht, da hat's geheißt:

Was wird wohl aus mir nach dem Tode werden?

Ich weiß nicht mehr, ob wir's zu Ende gebracht haben. Ich hab auch andre gefragt: haben wir das Lied fertiggesungen? Sie wissen's nicht. Wir sind immer getrottet und so langsam vorwärts gekommen, daß unterwegs ein Teil der Mitglieder groß gewachsen ist, sich einen Mann genommen hat, ein Weib genommen hat, oder weggestorben ist, bevor noch die letzte Strophe dran war, wo der Dichter ein wilder Baum sein will im Wald.

Endlich um vierzehn Uhr zwanzig Abladen, dann bis acht Uhr abends Kanonenofenumbau, Einheizen, wir warten, daß es warm wird.

Und stellen fest, daß der Tag erfolgreich war, wir haben keinen Grund zur Klage.

Auf den Spuren des Glücks

Schließlich gibt auch noch der Flurhüter einiges über die Zeit zum besten, über ihre Vorderseite und ihre Kehrseite.

Seit Jahren schon treibt in der Umgebung ein Ungeheuer sein Unwesen: es ist die Kunde von märchenhaften Gewinnen. Im Handumdrehen kann jedermann es zum reichen Mann bringen. Das in den Lotterieschein eingeschlossene siebenköpfige Glück gelüstet es demnach nicht nach Menschenblut. Es läßt sich auch mit Kleingeld abspeisen. Häufig verliert sich seine Spur, dann taucht sie in Zeitungsmeldungen oder im Nachrichtensystem der Jahrmäktler wieder auf. In den Schaufenstern des nahegelegenen Städtchens erscheint hin und wieder das Siegerfoto: Ecce homo. Alles hergeschaut: wer mit seiner Zeit nicht knausert und auch nicht mit den drei Lei! Ganze Sagenkreise ranken sich um die Sieger. Ein zehnjähriges Mädchen hat ein Auto gewonnen, der Dorfnarr eine märchenhafte Summe bei Pronosport. Die bloßen Zinsen machen ein Generaldirektorgehalt aus. Und da es leichter ist, das Glück beim Schopf zu packen, als es gefügig zu erhalten, stellt sich stets das Böse in die Quere. Gewöhnlich findet sich ein geriebener Eierkollektor, dem der Mund wässert, ein arbeitsloser Zauberkünstler oder sonstwer, der den Bauern das Auto oder die große Geldsumme wieder abluchst. Den Gewinn wohl, nicht aber die Hoffnung, die häufig in die Träume Einzug hält und von dort die Glückszahlen zuraunt. So erging es dem Streckenwärter, der zwischen dem 35er und dem 97er Kilometerstein seinen Dienst versieht. Einerseits hatten ihm diese beiden Zahlen, andererseits das Datum seines Fahrradunfalls im Traum die Gewinnmöglichkeit signalisiert. Doch haben, unterwegs zum Markt, sein Weib und seine Tochter auch ihre eigenen Träume abgehört und die Zahlen geändert. Infolgedessen hat der Baptistenprediger des Nachbardorfs das Pronosportvermögen eingestreift und seinen Gläubigen auf der Stelle den Rücken gekehrt, was diese mit doppelter Traurigkeit erfüllte. Seither hat der seherische Streckenwärter — Augenzeugen zufolge — nicht aufgehört, Weib und Tochter zu prügeln. Aus begreiflichem Zorn und mit vollem Recht. Denn wo zum Teufel nimmt so ein Weib die Courage her, die eigene Dummheit zu dem dazuzuschlagen, was ihr Mann im Traum gesehen hat?

Auch mein Vater steigt manchmal in den Loskauf ein. Zu zweit, zu dritt, legen sie die erforderliche Summe zusammen und traben dann abwechselnd in das Nachbarstädtchen, um nach dem Ergebnis zu fragen. Unterdessen tritt die Glücksversuchung auch von anderswo an sie heran.

Im Sommer ist bekanntgegeben worden, daß die Colorado-Gefahr im Anzug sei, alles soll wachsam sein! Und wer darüber hinaus den zerstörerischen Käfer auf einer Kartoffelstaude oder einer anderen Nutzpflanze findet und ihn der Leitung lebhaftig vorführt, wird 2000 Lei Belohnung kriegen. Der Ausrufer — dem das viele Brüllen den Spitznamen Esel eingebracht hatte — betonte nicht nachdrücklich genug, daß es sich um eine Belohnung handle. So wurden die 2000 Lei anfangs als eine in Aussicht gestellte Strafe aufgefaßt, und jeder hörte nur mit halbem Ohr hin. Wie gewöhnlich. Später wurde diese ganz und gar außerordentliche Verdienstmöglichkeit auf andere Weise bekanntgegeben. Der Agronom-Ingenieur hielt einen Vortrag über die Vernichtungskraft der feindlichen Käfer. In den Schulen verrichteten die Lehrer Aufklärungsarbeit, unter den Landarbeitern einzelne Gruppenverantwortliche. Der Coloradokäfer stammt aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika: den Ozean überquerend, hat er zuerst in Frankreich, dann in Deutschland erheblichen Schaden angerichtet. „Und jetzt bedroht er Kamarasch!“ erklärte der Lehrer und fuchtelte mit dem Stock vor der Landkarte herum. Der Coloradokäfer ist 1 cm lang, über seinen Rücken ziehen sich zehn schwarze Streifen, und genau das sei es, woran wir ihn leicht erkennen. Seine Larven sind zinnoberrot oder orangegelb. Orangegelb konnten sich immerhin etliche vorstellen. Zinnoberrot jedoch keiner. „Schaut mal her. Genau wie die Schürze dieses Mädchens!“ So ist's klar, nickten die Zuhörer. Und einer kam auf die Idee, der leichteren Orientierung wegen auch das zinnoberschürzige Mädchen in die Suchaktion einzubeziehen. „Laßt das Blödeln, Leute!“ Ein einziger Sommer, und der Coloradokäfer vermehrt sich um drei Generationen, die ihrerseits auf ähnliche Weise Nachkommen hinterlassen. Ein einziges Weibchen bringt jährlich dreißig Millionen hervor und kann bis zu fünf Joch Kartoffeln vernichten. Daran gemessen sind Raupen, Nachtfalter, Blattläuse, Maikäfer ein wahrer Gottessegen. Mit schwelgerischer Phantasie schilderten die Volkserzieher die Ausmaße des Unglücks, um auf diese Weise das allgemeine Bewußtsein der Gefahr zu wecken.

Heute ist die Wiese noch grün. Auf den Gemeinschaftsfeldern und in den Privatgärten strotzt die weiße Kartoffelblüte vor Gesundheit. Wehe aber, wenn die verheißene Gottesgeißel Wirklichkeit wird, dann kann man das Dorf augenblicklich auf Träntental umtaufen. Und schrecklich wird sein der Anblick der in die Farbe des Unrats hineinwelkenden und dann abfallenden Blüten, der zerfetzten, löchrigen, zerschlissenen und zerfallenden Blätter, der dahinsiechenden Kartoffelstengel und der im Boden anfaulenden Knollen. Wie jede Krankheit bricht auch diese Kartoffelcholera in Horden über die Felder herein. Ein Ungeziefer ernährt das andere, im widerlichen Gestank des Gifthauchs, den die Zersetzung ausströmt, breiten sie sich aus, vermehren sie die Scharen von Würmern, die Egelseuche, den Darmwurm, die Rotzkrankheit, die Maul- und Klauenseuche, abscheuliche Läuse, die in den Kronen der Obstbäume, auf der krätzigen Haut der Tiere und im Darm des Menschen wimmelnd ihr Geschmaus veranstalten. Darin steckte viel Übertreibung. Welches Maß das richtige ist, zeigt das Übermaß. Von jener Auffassung ausgehend, wonach man reale Ergebnisse nur um den Preis von Übertreibungen erzielen kann, entschied sich die Leitung der Wirtschaft für Panikstiftung. Und zur Ergänzung für das hohe Kopfgeld auf den Coloradokäfer.

Die Leute sahen der nahenden Gefahr mit großer Begeisterung entgegen. Sie malten das bereits beschriebene Gruselbild in noch abgründigeren Farben aus, weil sie nicht daran glaubten. Die Zweifel waren dadurch geweckt worden, daß man eine so fette Summe an die große Glocke gehängt hatte. Wird das Finanzamt imstande sein, für einen Käfer soviel zu opfern? Inzwischen rüstete die Leitung jedoch allen Ernstes für den Krieg.

Häufig klingelte im Volksratsbüro das Telefon. Die höheren Organe forderten Lageberichte und gaben Anweisungen, wie der Krieg — sobald er losgehn würde — zu gewinnen sei. Reihenweise stauten sich die Fässer mit der Spritzlösung auf der Tenne: Es fehlte nur noch der Käfer. Und natürlich die Prämie in der Bauerntasche.

In den ersten Tagen schwärmten vor allem Kinder auf den Wiesen aus. Die Eltern machten ihnen Wind, um dem Herumtreiben in den sorgfältig überwachten Gärten und auf den unbewachten Gemeinschaftsfeldern Sinn und Zweck zu verleihen. Später — als die Zuständigen ihr Versprechen ehrenwörtlich bekräftigt hatten — setzten sich auch Erwachsene, Greise, Kriegs-

invalide in Bewegung. Allen voran die notorisch draufgängerischen, unternehmungslustigen Geister; die Kreuzfischer vom Dreikönigstag, Glücksspieler, Zweit- und Drittverheiratete, ehemalige Vorsitzende, Arbeitsplatzwechsler. Und hintennach die schwerfälligeren Naturen, auch die Mißtrauischen und Ungläubigen.

Auf blindes Glück hoffend, doch auch um die Sache zu erleichtern, begannen sie die Käfersuche in den Hausgärten. Jeder im eigenen Hof. Keiner hätte geduldet, daß auf seinem Grundstück eine fremde Hand zwischen Kartoffelstengeln herumwühlt und unter Umständen ausgerechnet aus seinem Elend dem andern das Glück zulacht. Deswegen kam es zu Zankereien. Die Grenzverletzer und Eindringlinge wurden aus den Gärten gejagt. Die Auseinandersetzung setzte sich in den Wirtshäusern und an den Straßenecken fort. Ist die Entdeckung des Coloradokäfers nun eine öffentliche Angelegenheit oder Privatsache? Darf man dulden, daß die Faulpelze, die sich lieber den Schädel gekratzt haben, statt Kartoffeln anzubauen, ebenfalls an der Bekämpfung der Gefahr teilnehmen? Die wollen doch gar nicht — so der Kartoffelverantwortliche — der Vernichtung in den Arm fallen, die sind doch nur aufs Geld scharf. Sollen sie doch hacken, mähen, wenn's auf den Nägeln brennt — die Sommerarbeiten waren ins Stocken geraten —, nicht aber aus einer Lage Nutzen ziehn, die andere geschaffen haben. Ein Recht auf die von gleich welcher Gefahr kommenden Vorteile hat nur derjenige, der die Gefahr als solche mit eigener Hand herbeigeführt hat. Beziehungsweise ein Risiko eingegangen ist. „Denn schließlich hat ihnen die Leitung lange genug in den Ohren gelegen, mit Aufrufen, individueller Aufklärung und Anschlagzetteln: pflanzt Kartoffeln, liebe Leute, Gemüse, duldet nicht, daß die Arbeiter, unsere Brüder, den Knoblauch teurer kaufen als Feigen, Orangen, Johannisbrot. Damals war die anspruchsvollere Arbeit, die naturgemäß mit der Colorado-Gefahr Hand in Hand geht, freilich nicht nach ihrem Geschmack. Also sollen sie jetzt auch nicht auf die zweitausend Lei spitzen!“ Fallen sie trotzdem einem Unbefugten in die Hand, so möge er gefälligst die Hälfte an die Kartoffelbrigade abtreten, die davon die zerschlagenen Kulturheimfenster einschneiden soll. Bei der Auseinandersetzung über das Durchsuchungsrecht hätten auch die Steuerinnehmer gerne mitgemischt, in dem Sinne nämlich, daß nur derjenige den Fuß auf die Kartoffelfelder setzen darf, der keine

Steuerrückstände hat. Dieser Vorschlag drang nicht durch, im Gegenteil, er setzte jeder Unterscheidung im Dorf ein Ende. Groß und klein stürzte sich auf die Arbeit. Eine einzige berechnete Klage wurde laut: es rutschen sogar solche herum, die überhaupt nicht wissen, was sie suchen: sie kennen den Käfer nicht. Sie wissen nicht einmal, wieviel Streifen er auf dem Rücken hat, dafür zertrampeln und vernichten sie die Saat. Der Einwand war gerechtfertigt. Die kleineren und größeren Schatzsucherscharen steckten alle möglichen Käfer in Streichholzschachteln, Tüten, sammelten und rannten zum Agronom: „Haben wir den gesucht?“ „Laßt doch den Blödsinn, Leute!“ Feldwanzen, Bockkäfer, Mistkäfer und anderes harmloses Getier geriet in die Sammlung. Und überall auch die traurigen Folgen der Plünderung. Zertrampelte Erdhäufchen, Ranken, Blätter, geknickte Stengel. Wer vermutete, der Coloradokäfer könnte sich in der Erde verkriechen, wühlte mit Hauen und Schaufeln sogar die Wurzeln heraus. Und wer sowieso schon wühlte, sackte gelegentlich auch ein Nest Gölbabakartoffeln ein. Die Brigadiere schrien Zeter und Mordio: Die Ernte ist in Gefahr! Die Überwachung wurde verschärft, durchsuchen indessen kam nicht in Frage. Wenn etwas allen gehört, wer riskiert da schon die Doppelrolle des Besitzers und des Durchsuchers? Das Risiko bestand nämlich darin, daß die in brüderlicher Eintracht lebenden Schwäger und Schwägersschwäger zweier oder dreier Kartoffeln wegen in ein feindschaftliches Verhältnis geraten könnten. Lieber geht ein Teil der Ernte zum Teufel, als daß diese gereizte Stimmung zu Schlägereien oder gar zu Konflikten mit schwerwiegenden Folgen ausartet. Der zu Unrecht bespitzelte Verwandte war zu Recht empört. Reicht's denn nicht schon, daß wir die Gefahr im Genick haben, und reicht's nicht, daß zur Zeit des Klassenkampfes einer dem anderen an die Gurgel gefahren ist, sollen wir auch jetzt noch, in der Not, die Rauferei fortsetzen, wo Frieden herrschen müßte? Die Menschen waren voll guten Willens und der Hoffnung. Doch wußten sie auch: wenn eine Suchaktion den Zweck hat, daß nichts gefunden wird, dann sollen wenigstens die täglichen Mißerfolge etwas abwerfen. Um so mehr, als die Produktionsgenossenschaft weder für das organisierte noch für das individuelle Kriechen auf allen vieren Arbeitstage gutschrieb. So zerfiel die ursprüngliche Einheit. Und die Gesetzesübertretungen griffen um sich. Die Weingartenhüter rapportierten, daß Traubendiebe unter dem Vorwand,

nach dem Coloradokäfer zu suchen, in die Gärten eingedrungen seien. Und da zur Gemeinde noch zwei Dörfer gehörten, meldeten sich, mit beträchtlicher Verspätung allerdings, auch die Unterstellten und forderten vom Volksrat Rechenschaft: warum hat man nicht auch sie verständigt, daß mit einem Unglück gerechnet wird, an dessen Wurzel sich das Glück verbirgt. Schließlich verbot die Leitung das weitere Suchen. Es gibt keinen Käfer! Noch ehe er uns erreicht hat, haben ihn die aus Miercurea Nirajului unschädlich gemacht. „Warum hat man denn uns in Panik gestürzt?“ schäumten die exaltiert Hoffenden. Und sie zählten zusammen, was es alles gibt, womit einem auf dieser Welt Schrecken eingejagt wird, wirkliche Gefahren. Wem zum Teufel ist es da eingefallen, ihnen auch noch die möglichen aufzuhalsen, mehr noch: selbst die vorgestellten! Ein pensionierter Polizist — von einigen Dezi Rum beduselt — machte sich auf den Weg, um denen die Sache auf irgendeine Art heimzuzahlen.

Jemand hatte den gesuchten Käfer aber dennoch gefunden. Auf dem Rücken hatte er zehn schwarze Streifen und entsprach überhaupt in allem der Personenbeschreibung. Es stellte sich jedoch heraus, daß es nicht der erste Käfer war. Jedenfalls nicht der gesuchte. Den hatte die Leitung schon vorher gefunden.

„Da soll mir noch einer kommen und sagen, das ist nicht zum Lachen“, sagte aufgebracht der Flurhüter, der wegen seinem Kreuzweh nur mit Müh und Not an der Käfersuche teilgenommen hatte. „Und die zweitausend Lei, wem sind die ins Sparbüchsel gerutscht? Nur der liebe Gott weiß das. Aber wenn dieser Colorado aufs Jahr wiederkommt? Wem wird man da in den Ohren liegen mit dem Geschrei? Und wer zappelt sich noch ab? Blind soll ich werden, wenn sich einer findet! So wahr ich leb! Fällst in die Grube, rennst nicht mehr. Was meinst du?“

P.S. Ich habe einen Offiziellen gefragt, was an der Geschichte wahr ist. Er war damals neu im Dorf, Einzelheiten sind ihm nicht bekannt.

- „Gab es eine Colorado-Gefahr?“ fragte ich.

„Die hat es gegeben.“

„Wurden die zweitausend Lei wirklich versprochen?“

„Selbstverständlich.“

„Wer hat sie eingesteckt?“

Darauf konnte er nicht antworten.

Hätt ich gewußt, daß Du Maria bist!

Mein Auftrag lautete:

„Du wirst der Engel sein!“

Jonas hatte sich gegen den göttlichen Auftrag gesträubt; ich nahm ihn freudig an. Jonas hatte der Herr auch keine knusprigfrischen Bretzeln versprochen noch Mohnstriezel und Krautwickel. Mir klopfte der Herr Kantor auf die Schulter, wo meine sprießenden Flügel zuckten.

Am Samstagvormittag vor Weihnachten bedauerte meine Mutter nur eins: daß es im Dorf keinen Fotografen gab, der mich für die Nachkommen verewigen könnte.

Ich hatte aus Papier gebastelte, knisternde Flügel und ein weißes, bis zum Boden fallendes Nachthemd. (Das Hemd holten wir uns alle Jahre aus Häusern mit Mädchen, und heute noch sitzt mir die abschlägige Antwort von T kés Néni in den Ohren, ein Spitzennachthemd habe sie ihrer Tochter nicht darum nähen lassen, daß ausgewachsene Esel sich darunter verkriechen.) Meinen kahlgeschorenen Schädel umrankte ein rosafarbener Kranz.

Ich muß einen himmlischen Anblick geboten haben.

„Als ob du gar nicht für diese Erde geboren wärst!“ sagte Mutter nach dem Himmel blickend, als wolle sie mir dort ein wohnliches Haus suchen und ein Stück Paradies dazu.

Nachdem mir diese Anerkennung zuteil geworden, malte ich mir das Gesicht mit von Speichel feuchtem Buntpapier rot an und spürte dabei ganz deutlich, daß in der Vorbereitung mehr Freude liegt als später die Ausführung bescheren würde.

Meine Flügel hatte ich nachmittags mit dem vom einzigen Schuster des Dorfes beschafften Kleister zusammengeleimt. Draußen fiel sacht der Schnee, als wollten die unermeßlichen Höhen hier einen weißen Flugplatz ausbreiten für Seelen, die emporzufliegen wünschen.

„Na zeig mal, wie du fliegst!“ sagte mein Großvater.

„Die Stelle hier ist zu niedrig, ich kann nicht abfliegen“, erwiderte ich und hielt nach einer Leiter Ausschau.

Von dieser stieß ich mich aus halber Höhe, meine Arme weit ausgebreitet, in die Leere ab.

Ich stürzte mitten zwischen die Unkrautsamen pickenden Hühner und Enten. Bis ich mich hochrappelte, schwoll um mich ein solches Gegacker und Geschnatter an, als wären ich und der Schnee wirklich vom Himmel gesandt worden.

„Mit fremden Flügeln kann man nicht fliegen“, schloß mit weisem Ernst Großvater und sagte sodann: „Als Vogelscheuche wärest du besser! Wer hat sich diesen Firlefanzen ausgedacht?“

„Gescheite Kirchenväter haben ihn ausgedacht“, eröffnete ich ihm.

„Die haben nichts als Stroh im Kopf“, sagte paffend mein Großvater. „Mit so viel Mühe kann man eine Kuh melken, einen Zaun abstützen und überhaupt nützliche Arbeit verrichten, noch und noch. Seitdem du dich mit den Flügeln herumplagst, hättest du deiner Mutter ein paar Eimer Wasser bringen können, damit sie im Haus den Lehm Boden ausbessert.“

Großvater sah den Sinn des Lebens einzig und allein in der Arbeit. Unser Recht zu leben leitete er von der Zahl der zerhackten Äste und von der zum Waschen und Kochen angeschleppten Wassermenge ab. Jeden Tag verdammte er das Spielen von neuem und blickte abgrundtief verächtlich auf die Erwachsenen, die sich zu den Kindern herabließen und sich auch selbst kindisch vergnügten. Schmarotzer! nannte er uns, wenn wir, in einen Roman versunken, stundenlang auf dem Dachboden über dem Stall hockten und alles um uns vergaßen. Er anerkannte nichts, was in sinnbildlicher Form an ihn herantrat; wohl glaubte er, daß es Gott geben doch die mit der Ausübung des Glaubens verbundenen Zeremonien verbannte er aus der Reihe sinnvoller Handlungen. Während er sich morgens wusch, raunte er das Gebet in das Handtuch; wurde in diesem Augenblick hinter ihm losgelärmt, preßte er einen saftigen Fluch zwischen die heiligen Worte. Es kam sogar vor, daß ihm mitten im Vaterunser plötzlich etwas einfiel; dann wandte er sich nach uns um, fragte, ob wir den Hund angekettet, das Schwein angepflockt hätten, und wenn er eine befriedigende Antwort erhielt, setzte er das Gebet fort, wo er es unterbrochen hatte. Doch in die Kirche ging er höchst selten und auch dann nur, weil

meine Mutter ihn überredet hatte. Der institutionalisierte Glaube lag außerhalb seines Interesses, und daher auch ich mit meinen Kunstflügeln.

Kurz nachdem die Lampe angezündet worden war, machte sich die Bethlehemsschar auf den Weg.

Wir waren eine bunte Gesellschaft und auch unserem Beruf nach recht zusammengewürfelt: Könige, Knechte, Engel, Hirten und ein bekümmelter Vater: der heilige Josef.

Mir ging Piroska durch den Sinn. Sowie ich verstohlen in die Bethlehemslade guckte, strahlten mir im matten Kerzenschimmer aus dem Gesicht der Jungfrau Maria ihre Züge entgegen und überfluteten mich mit einer wohltuenden Unruhe.

Wir brachen auf. Die sonst sanftmütigen, verschlafenen Heidehunde folgten uns mit wahnsinnigem Gekläff. Unser Aufzug machte sie wild. An Herodes — Jóska Lukács — schlotterte bodenlang der zerschlissene blaue Schlafrock der hochwürdigen Pfarrfrau; König Kaspar — der großmäulige Miklós Rózsa — stachelte der Rock eines herrschaftlichen Stubenmädchens zu flegelhaftem, geilem Gekicher an. Er schlenkerte mit dem Rock und streute schlüpfrige Wörter auf uns „Wie fein's nach Kati riecht!“ rief er und wälzte sich im Schnee, auch einen unserer Engel mit sich reißend. Der bekümmerte Vater — József Ujfaluusi — hatte sich ein gewöhnliches Leintuch umgewickelt, von den Hirten stanken Schafsfelle scharf und der Bischofshut des Herolds leuchtete weithin. Und war unser Gewand auch ärmlich: auf den Häuptern der beiden Könige glitzerten prächtige Papierkronen.

„Abmarschieren!“ erteilte der kindsmörderische König den Befehl. „Und schnell hin zum Baron, daß wir ihm die große Botschaft noch vor dem Nachtmahl bringen.“

Die große Botschaft lautete, daß Jesus geboren ward.

„Alles auf und los!“ frohlockte nun auch ich, klapperte mit den Flügeln und heftete mein inneres Auge an Piroskas taufisches Gesicht. „Denn wenn uns jemand mit der Botschaft zuvorkommt, versperren die Herren die Tore und lassen auch die Hunde los.“

Unseren Weg haben auch gelehrte Männer beschrieben. Der Untertitel eines Werkes meines lieben Freundes József Faragó lautet: „Jeu et chant de Noël á Pusztakamaràs“. Wir sind in die Folkloristik eingezogen.

Beim Herrn Kantor stellten wir die Bethlehemlade vor dem bis zur Zimmerdecke reichenden, herrlich geschmückten Weihnachtsbaum auf den Boden. Der Herold mit dem Tschako stieß seinen Stab hart gegen den Boden und verkündete, daß er in dieser Nacht eine frohe Botschaft vernommen habe, draußen vor der Tür kämpfte der heilige Josef mit den Hunden, Herodes behauptete hochwichtig, jeder seiner schweren Schritte würde Himmel und Erde erschüttern, und stampfte auch wirklich mit seinen nach Unschlitt riechenden, geflickten, klobigen Schuhen, doch an Sternesstatt fiel bloß sein Schnurrbart herunter, ich hingegen flatterte gerade in dem Augenblick, als dieses Bühnenmalheur passierte, aus der wirklichen Welt hinaus. Ich spürte nicht mehr, daß unter dem Flügel der Spagat einschnitt, Kerzen und Wunderkerzen zischten mit der Geschwindigkeit von Himmelskörpern an meinen freudetrunkenen Augen vorbei. Ich hatte vergessen, warum ich von zu Hause fortgegangen war, ich wußte nur, daß mein jeden Tag gestammeltes Bittgebet: gib, Herr, laß, Herr, daß Piroska mich liebt, nunmehr erfüllt war, denn siehe da, Piroska saß unter den Tannenzweigen auf einem zierlichen weißen Stuhl und lachte mich an. Ihre Lust rollte auf mich zu wie eine zerrissene Perlenkette, und da machte ich eine Handbewegung, als wollte ich mir die Flügel herunterreißen und sie jener übergeben, die dazu geboren war, von den auf Erden wandelnden Menschen bloß mit Blicken berührt zu werden. Obwohl ich dem Text und der Situation entsprechend schweigen hätte müssen, wandte ich mich an Piroska und begann zu singen.

„Was willst du, mein Sohn?“ mahnte der Kantor. „Du bringst die ganze Gottheit durcheinander.“

Diese Worte brachten mich zur Besinnung, und während der Schnurrbart des Königs wieder aufgeklebt wurde, setzte ich, mir die schwitzende Stirn wischend, dem Herrn Kantor in Gedanken auseinander, daß der Heilige Abend ohne Liebe keinen Sinn habe.

Beim Hinausgehen blieben meine Flügel in der Türe hängen und rissen ab. Ich stopfte sie unter den Arm und schleppte sie wie ein Zigeuner seine zerbrochene Geige. Oben auf dem Hügel — während die anderen den Esel und die Palme in der Lade zurechrückten und das holzgeschnitzte Wickelkind in die Krippe stopften — setzte ich mich in den Schnee und suchte im Fenster der Kantorswohnung das Gesicht Piroskas...

Der Heilige Abend ist vorbei.

Eher schon müßte ich Heilige Nacht sagen, denn bei Tagesanbruch sangen sie noch immer unter den Fenstern. Im Chor und auch einzelweis. Der große Chor der Freilichtaufführung wiederholte und variierte, in hundert Richtungen zerrissen, die gleiche Melodie, die er am Abend begonnen hatte.

Wie Kinder, die eben erst laufen lernen, stolperten die Sänger durcheinander und fielen von Zeit zu Zeit auf die Nase.

Auch mein Vater ging weihnachtssingen, mit den Presbytern. Mutter hatte daheim Dienst. „Darf man wünschen?“ „Aber freilich, aber freilich!“ wiederholte sie mit kindlicher Freude. Immer wieder schloß sie die Augen und versuchte nach Stimme, danebengeratenen Tönen und Melodie den Namen des Gastes zu erraten. „Das ist Juli, das ist Feri, Gergi, Verona, Ilona! So ein Wiedersehn!“ An die Kinder und Zigeuner teilte sie einen Sackvoll Bretzel aus und lachte herzhaft über die witzigen Wünsche. „Sag’s nochmal!“ „Paß gut auf“, winkte sie mir zu. Sie knüpfte die Fäden der Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft noch einmal. „Kennst du dies Bürschchen da? Dem Jonás sein Sohn! Und dieses schöne Mädchen? Dem Mihály seine Tochter. Umarm doch deinen Onkel! Mein Gott, wie schön die wachsen! Du lieber Gott, wie schnell die Zeit vergeht.“

Am liebsten hätte ich mich schlafengelegt, aber die Bethlehem-sänger mußten abgewartet werden. Darunter auch mein kleiner Bruder Jóska, der — ich merkte es, sowie sie ankamen — die Rolle des müden Engels spielte. Müde waren Herodes, der heilige Josef, sogar der Herold und die ganze fromme Schar. Seit sich der Abend herabgesenkt hatte, durchstreiften sie das Dorf und auch die Flur, und so war es kein Wunder, daß die sieben, als sie endlich zum Singen kamen, die Melodie in neun Richtungen zerzten. „Ganz wie die Politiker“, konstatierte mein Onkel D., der sich gleichfalls auf den Flügeln einer verschnörkelten Melodie bei uns niederließ zu saurem Wein und Mohnkuchen. Im Kuchen war nur wenig Mohn, bloß symbolisch. „Wenigstens klebt der sich einem nicht zwischen die Zähne.“ Der Weihnachtsbaum war ein welkes, nach links gekrümmtes, mit Silberpapier geputztes Zweiglein. „Für mehr hat’s nicht gereicht.“ „Auf meine kleinen Enkel!“ In den zerfetzten Engelsflügeln meines Bruders, in seinem himmelwärts gereckten singenden Gesicht sah ich mich

selbst aus einer Entfernung von fünfundzwanzig Jahren. Da es mir an der gebührenden Andacht fehlte, stellte ich wieder einmal mit luziferischer Nüchternheit fest, zu welcher Komik der einst für so wichtig gehaltene Auftritt mit der Zeit zusammengeschrumpft war. Diesmal war mir die Rolle des Beobachters zugefallen. Und als spürte die singende Verwandtschaft meine Einsamkeit, stülpte sie mir eine Mütze auf den Kopf und wickelte mir einen Schal um den Hals:

„Los, komm singen!“

„Oh, für ihn schickt sich sowas nicht. Er darf nicht.“

„Er soll ruhig mitkommen. Der Parteisekretär ist auch dabei.“

Triumphierend schleppten sie mich ab. Samt meinem Sohn.

„Das Kind soll auch mal was andres sehn, als was es sieht.“

Wir sangen uns zwei oder drei Gassen entlang: „O kommet-daher in Regenundwind. Und betetes an das Kind geschwind.“

Es tat mir wohl, in ihrem Freudenschauer zu schwelgen.

Am Morgen hatte der Schnee unsere Spur zugedeckt.

Noch lange betrachtete ich aus dem Bett die menschenleere Straße, die hier unter unserem Fenster ansteigt. Sie sah glatt aus und, um meine Worte dem Fest gemäß zu wählen, wie jene Art von Pfad, der in den Himmel führt. Doch war mir damals schon bewußt, daß unter seiner trügerischen Oberfläche Erdschollen und Radspuren wie Fangeisen auf die vertrauensseligen Fußgänger warten.

Im Wirbel von Vergangenheit und Gegenwart stolperte ich an den mit Speise und Trank beladenen Tischen pausenlos über herzerreißende Erinnerungen.

„Bist also doch gekommen?“

„Willst schon lang mal nach Haus kommen, was?“

„Ziemlich lange.“

„Hast statt deiner von Zeit zu Zeit was Geschriebenes geschickt.“

„Mal ja, mal nein.“

„Noch ein Glas!“

„Verschmäh unser bescheidenes Heim nicht.“

„Ja, ja, dein Onkel Mihály ist gestorben.“

„Im ungünstigsten Augenblick, der Arme, Herr gib ihm die ewige Ruhe.“

„Vor gut fünfzehn Jahren.“

„Nicht mal beweinen haben wir ihn können, wie sich's gehört.“

„Gerade damals haben sie uns die Glut untern Hintern geschoben und uns eingeheizt wie nur was.“

„So war's damals: der Mensch des Menschen Wolf.“

„Ja, in fünfzig war's. Nichts ist uns damals geblieben als unsre Ehre.“

„Den Mohnstriezel, kost mal den!“

„Auf dem Bild? Meine kleinere Tochter. Die Reifeprüfung hat sie bestanden, wir sind froh.“

(Ehre und Dank sei Gott. Flenn nicht, Hausherr, frisch, stell Wein auf den Tisch.)

„Herein, herein, nur hereinspaziert.“

„Der Morgen soll uns gesund antreffen.“

„Mein Schwiegersohn ist Schofför, der verdient gut, wie man so sagt.“

„Jetzt geht's uns schon gut, wenn auch nicht am allerbesten.“

„Unser Trinkwasser hat die Staatswirtschaft in ihre Richtung dirigiert.“

„Und unsre Weide hat der Vorsitzende hergeschenkt, so wahr ich leb.“

„Der Vorsitzende ist hingegangen und hat gesagt: da habt ihr sie!“

„Na und unsre Kühe?“

„Privatkühe haben sie gesagt.“

„In gemeinsamer Arbeit und ums Kollektivgeld haben wir uns eine Wasserpumpe gebaut, dazu Trog, Betonwand, so wie sich's gehört.“

„Das Staatsgut hat ein Aug draufgeworfen.“

„Wir sind doch nicht mehr Einzelbauern, daß sie das Gleiche über uns sagen wie über die Kühe.“

„Ein paar Krautwickel.“

(Viele Weihnachtsfeste, wir wünschen euch das Beste, wir wünschen dem Hausherrn einen goldnen Tisch, an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch und einen Boden dem Krug, daß wir trinken genug.)

„Das ist mein ältester Sohn.“

„Was wird aus ihm?“

„Analphabet.“

„Dazu hat er Lust?“

„Dazu sind wir hier verdammt. Die Schule ist nur vierklassig.“

„Wir haben nicht die vorgeschriebene Kinderzahl.“

„In vier Jahren lernt nicht mal ein Bischof lesen und schreiben wie sich's gehört.“

„Er könnt ins Nachbardorf gehn. Wenn's Geld reicht.“

„Ins Internat.“

„Hast die neue Lehrerin gesehn?“

„Möglich, daß ich sie gesehn hab. Ich kenne sie nicht.“

„Du kennst sie auch nicht?“

„Eh der Mensch sie kennenlernt, sind sie über alle Berge. Kommen und verschwinden wie die Rastelbinder.“

„Zu meiner Zeit hat der Lehrer hier angefangen mit dem Unterricht und hier ist er auch gestorben.“

(Hätt ich gewußt, daß du Maria bist, aus Gold, aus Silber hätte ich dir ein Lager bereitet, ich aber hätte mich auf die kalte Erde gelegt. Kusch!)

„Den Hund da tret ich gleich in den Hintern. Hat ein Maul, daß der Mensch nicht mal richtig singen kann.“

Die frierende Maria, das verfolgte Kind und der bekümmerte Josef sind draußen unter dem Fenster zurückgeblieben. Wer ins Haus trat, schlug seine Mütze gegen das Knie. Wie ein Gongschlag verkündete das dumpfe Aufklatschen: die Illusion ist zu Ende. Mit dem Schnee schüttelten sie auch die Spiellust ab.

Bilanz einer verstümmelten Woche

Zwischen zwei Schauspielen — mittlerweile nähert sich auch Silvester — überschlagen wir die Raufereien. Ab und zu sind am Fest der Liebe auch Ohrfeigen gefallen. Messerstechereien hat es nicht gegeben; diese uralte Form des Meinungs austausches ist bei uns nicht sehr geläufig. Aus unserem Dorf ist — soweit ich mich entsinne — keiner wegen Totschlag im Gefängnis gesessen. Wurde dennoch einmal in zehn Jahren das Messer gezückt, so war es gewöhnlich das Werk eines Gasts aus einem anderen Dorf. Die Einheimischen sind — auf Grund ihrer angeborenen Sanftmut — sogar beim Raufen besonnener. Deswegen bringen sie es auch beim Ausreißen, bei Prügeleien, daß die Fetzen fliegen, oder wenn ein Weib dazwischenredet, zu spektakulöseren Auftritten. Gewöhnlich achten sie darauf, wohin sie schlagen, und infolge verzweigter Verwandtschaftsbeziehungen — und sollten gleich zehn oder gar zwanzig über einen herfallen — nähert und entfernt sich das Scharmützel wirbelwindartig. Zu-

rück bleibt der vom Chor der Frauen in Hexametern gesprochene Epilog. Später rückt der Konflikt in den Verhandlungssaal des Gerichtshofs ein, wo nun abermals die verzweigte Verwandtschaft, wie aus einem Mund und unter dem Druck des pflichtgemäß abgelegten Eides, die Prügelei abstreitet. Oder das Opfer zum Anstifter umschwört, womit der frostbeständige Keim eines nächsten Händeis gesät ist. Augenzwinkernd bekennen die falschen Zeugen in ihren ehrlichen Momenten, daß sie das Gericht irregeführt haben. Wie denn? Teils durch kunstvolles Verwirren des Handlungsablaufs, das selbst einem Dürrenmatt zur Ehre gereichen würde, teils mit Gottes Hilfe. Ich frage den Buchhalter vom Volksrat:

„Wie tritt denn die göttliche Hilfe in Erscheinung?“

„Indem Obengenannter sich nicht zur Verhandlung einfindet.“

„Ist es vorgekommen, daß er sich eingefunden hat?“

„Dem altmodischen Verfahren nach pflegte man ihn vorzuladen. Der Zeuge, den Finger am Kreuz, hat vor Gottes Angesicht und bei seinem Seelenheil geschworen, nichts zu sagen als die lautere Wahrheit. Diese Schwurform ist nicht mehr im Umlauf.“

„Vor des Menschen Angesicht ist die Wahrheit nicht verpflichtend?“

„Verpflichtend schon, nur fehlt der Zwang. Die Angst.“

Die Darlegung des Buchhalters lief darauf hinaus, daß die höchste Frucht der Angst die Lüge sei, doch manchmal auch die Wahrheit. Zum Beispiel im Falle streng gläubiger Zeugen, die sich dem Druck der auf menschliche Vernunft begründeten Formalitäten durch irrationale Hintertürchen entziehen, dem gestrengen Blick Gottvaters ausweichend.

Das Opfer hingegen sucht sein Recht. Auf privatem Weg natürlich. Auch unter Zuhilfenahme der Fäuste seiner Söhne und Enkel. Am Morgen kam Mutter mit der Nachricht, mein Vetter P. sei im Wirtshaus geohrfeigt worden. Die Prügel hatte man ihm angeblich schon zwei Jahre vorher in Aussicht gestellt. Einige Wochen vor den Feiertagen war aus unerforschlichen Gründen mein zweiter Vetter durchgewichst worden. Hauptträdelsführer war der mit Jubel begrüßte Zuwachs unseres Dorfes und unseres Fortschritts: der junge versoffene Kreisarzt. Wie Augenzeugen erzählten, hatte er sich mit folgendem Ausruf auf J. gestürzt:

„Ich zerschneid dich, ich kurier dich!“

Mit dem Taschenmesser hatte er seinen Patienten, dem er kurz vorher noch C-Vitamin verpaßt hatte, gründlich zerschnippelt, während seine nicht minder besoffenen Verwandten ihm durch Fausthiebe oder Tritte in die Bauchgegend Schützenhilfe leisteten. Sie haben gründlich aufgeräumt: Der zweite Vetter landete im Krankenhaus.

Davon abgesehen sind die Feiertage gut ausgefallen. Wer sich dessen für würdig erachtete, war zum Abendmahl gegangen, und in der Kirche wurde verlesen, was nach dem Weihnachts-singen und Wünschen die Geldwaage zeigte. Die Einkünfte — wie der Kurator sagte, in diesem Jahr in Rekordhöhe — werden für die Instandsetzung der Pfarrwohnung und des Kirchturms verwendet.

Was haben wir bloß geträumt?

In der Küche plaudert Mutter mit jemandem.

Soeben war noch von der schwachen Mohnernte die Rede gewesen, jetzt aber höre ich:

„Der Pista Lénárd ist im achtundvierziger erschossen worden. Das ist in die alten Schriften eingetragen.“

„Warum ist er erschossen worden?“

„Es war Revolution und er hat die Schriftstücke vom wohlgeborenen Herrn Bocskor verbrannt.“

„Das kommt vor. Der Mensch soll sich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen.“

„Ein Jahr drauf, im neunundvierziger, haben sie auch den Marci Máté totgeschossen.“

„Bestimmt hat auch der sich eingemischt.“

„Requirierungssoldaten haben ihm das fette Schwein weg-treiben wollen.“

„Sag ich's nicht? Hätt er die Augen zugeedrückt.“

„Es war sein Schwein. Seine Angelegenheit.“

„Wenn das Gewehr spricht, soll sich der Mensch nicht mal in die eigenen Angelegenheiten einmischen.“

Mit wem plaudert meine Mutter in der Küche? Ich muß nach-sehn. Also unterbreche ich meine Tagebucheintragungen und spähe durch das Türfenster. Im Weggehn hält Frau L., die be-

leibte Nachbarsfrau, die Hand auf der Klinke, ihre von Vater reparierte Mohnmühle unter den Arm geklemmt. Ich kann es mir nicht vorstellen, woher sie zurückgesprungen sind, mit einem solchen Satz zurück nach achtundvierzig. Vermute bloß, daß sich wieder jemand — offenbar zu seinem Schaden — in etwas eingemischt hat. Später zum Frühstück werden sie mir die Nachricht sowieso servieren. „Du lieber Gott im Himmel, wie gefährlich das Leben ist!“ seufzt Frau L., einen besorgten Blick nach dem Gassenzimmer werfend, als wäre ausgerechnet ich jener Pista Lénárd, der sich in die eigenen Angelegenheiten einmischt und dann erschossen wird.

Immer noch dieser Blick? Bald ist es zwanzig Jahre, daß ich im Rausch des Tatendrangs und getragen von den Klängen zum Sturm blasender Posaunen mich dieser Befürchtung so herausfordernd entgegengestellt habe, wie man dies bloß in den Morgenstunden der Jugend zu tun vermag. Auch ich selbst hatte in den Spalten einer Klausenburger Tageszeitung Bodenverteilung gefordert — ein radikale —, und bei anderer Gelegenheit mit der ganzen Glut meiner achtzehnjährigen Unerfahrenheit wie David einen Stein aus meiner Schleuder einem bürgerlichen Politiker vor den Kopf geschossen, dessen zahlreiche bemesserte Anhängerschaft tagtäglich versprach, aus unseren Rücken Riemen zu schneiden. (Was sie dann auch getan haben!)

Wie ein Schrapnell — ein durch Käse und Pflaumenmus gemildertes, das stimmt — platzte Vater damals aus einer Entfernung von fünfzig Kilometern in das Internat:

„Was machst du, mein Sohn?“

„Ich spitz mir den Bleistift“, sagte ich unschuldig.

„Und was bezweckst du eigentlich mit diesen Schreiberein?“

„Eine Groza-Regierung!“ ertönte aus mir das Echo der Straße“

„Das ist wirklich allerhand!“ hüllte Vater seine ängstlich-tadelnden Worte in ein bitteres Lächeln. „Habt ihr in der fünften Klasse im Gymnasium nicht genug mit Latein, Rechnen, Naturkunde? Habt ihr einen neuen Gegenstand entdeckt: die Regierungsbildung?“

„Das ist jetzt unsere Geschichtslektion!“ spielte ich den Geistreichen.

„Und du glaubst, diese Regierung kann ohne dich nicht gebildet werden?“

„Viele Wenig machen ein Viel!“ erwiderte ich.

Nachdenklich prüfte Vater mein Gesicht, wie um herauszukriegen, ob ich mit meinen Ansichten identisch sei.

„Was du da willst, das ist sicher nicht auf deinem Mist gewachsen“, folgte er mit tödlicher Genauigkeit.

Mir blieb das Wort im Hals stecken. Ich wurde verlegen, als hätte man mich beim Piagieren ertappt. Unerwartet stand ich in einem Licht da, das meiner mit Unwissenheit durchsetzten jugendlichen Eitelkeit in keiner Weise zusagte. Die Worte meines Vaters hatten den Tatbestand nicht bloß festgehalten, sie hatten ihn gleichzeitig auch eingeschätzt: Ich eigne mir etwas an, zu dem ich eigentlich in umgekehrtem Verhältnis stehe — dessen Besitz ich bin, sein lebendiges und begeistertes Werkzeug mit anderen Worten. Bisher hatten sich die stürmischen äußeren Umstände, die Ausstrahlung der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die vom Wellenkamm aufgetauter Ereignisse herunter Reden hielten, ohne daß ich es gewahr wurde, traumartig in mich eingesaugt, sie waren mir in Fleisch und Blut übergegangen und hatten meine daheim erworbene Neigung zu poetischer Kontemplation in den Hintergrund gedrängt. Möglicherweise rangen auch die beiden Großväter in mir, diese zweierlei Quellen meines Ichs. Gergely Székely war der Mann des öffentlichen Wirkens gewesen, in der alten Welt lange Zeit Dorfrichter. Er war der verbissenste Zeitungsleser unserer Familie. Pausenlos kamen ihm Ideen in Form von Taten; nicht um den Abschluß einer Angelegenheit zu erzwingen, vielmehr um auf diese Weise seinen Arm zu verlängern, falls er Verordnungen durchführte oder sich prügelnde Zigeuner trennte, alles Verrichtungen, denen mein Großvater väterlicherseits, Mihály Süt, aus seinem Korb stummer Betrachtung höchstens hin und wieder einen Blick zuwarf. Da er Analphabet war, las er keine Zeitungen, doch gänzlich verschmähte er dieses gellende Produkt menschlichen Eifers auch nicht: aus Zeitungspapier ließen sich recht dicke Zigaretten drehn. Sie hatten den Vorteil, bespuckt, schnell zu trocknen, leicht zu kleben, und ihr Rauch war — im Gegensatz zu den darauf gedruckten Ideen — sauber.

Der wechselnden Anziehungskraft der beiden Alten ausgesetzt, schrieb ich bald Märchen, Gedichte, bald stürzte ich mich, meine Neigungen fliehend und unter dem Ansporn eines damals noch verschwommenen Pflichtbewußtseins, kopfüber und überglucklich in gesellschaftliche Tätigkeit. Ich konnte weder die Untiefen

noch die versteckten Felsen dieser verlockenden Möglichkeiten kennen.

Mein Vater auch nicht, nur muß zweifellos sein Instinkt für heraufziehende Gefahr entwickelter gewesen sein, auch sein Talent, einer Sache auf die Spur zu kommen, denn er sagte zu mir:

„Die Stimme ist dein; die Anregung stammt von einem andern.“

„Von Edgár Balogh“, sagte ich. „Er hat den Artikel von mir verlangt. Aber nicht nur er...“

Jenseits der Wolfsgasse leuchteten in einem fast vernichtenden Gegensatz zur bukolischen Lindenduftstimmung Tag und Nacht die Fenster der Partei. Soviel wußte ich: dort ist das Hauptquartier. An verschiedenen Stellen des Hauptplatzes funktionierten die Werbestellen für Schriftsteller, die selbst in meine Träume hineinknatternden Redaktionen. Sooft ich mit klopfendem Herzen hinging, packte Gábor Gaál mich am Arm und donnerte mich wie ein Mörser an: „Nun?“ Und indem er sich nach meinen Plänen erkundigte und die eine oder andere meiner Arbeiten zerpfückte, streckte er in den Regionen des abstrakten Begriffs des Schönen einfach die Hand nach mir aus und verpflanzte mich wie einen Setzling täglich zurück in den Humus, den er mit streng klingenden Worten konkrete Wirklichkeit nannte. Die Wirklichkeit war sein angebeteter Gott, der entthront werden sollte; berauscht von ihrem Glanz und ihrer brutalen Kraft, rang er unausgesetzt mit ihr wie Jakob mit dem Engel. Der Natur revolutionärer Denker gemäß achtete er sie eben deshalb, um sie zu verändern. Nie war er bereit, diese Achtung gegen jene infantile Ideenkatzenbalgerei auszutauschen. Doch vielleicht achtete er seinen streitenden Engel auch übermäßig, der ihm zu guter Letzt statt des Segens die Faust der Ungesetzlichkeit ins Gesicht schlug. Neben Gábor Gaál ließen István Nagy und Edgár Balogh wie auch die ganze linke Literatengeneration das Maschinengewehr der neuen Ideen knattern. Bei Massenversammlungen von Zehntausenden fror ich mit Gyárfás Kurko im Schiltal und mit Andor Bajor webten wir Zukunftssträume.

Aus diesem fragmentarischen Namensverzeichnis waren meinem Vater kaum ein, zwei Namen bekannt. Auch dies war ausreichend, denn er sagte zu mir:

„Daß du's weißt mein Sohn, diese Gesellschaft ist, so wie sie ist, das reinste Pulverfaß.“

Er hatte sich nicht geirrt.

Als durch Ungesetzlichkeiten das Namensverzeichnis dezimiert wurde, fiel Mutter mir weinend um den Hals und erinnerte mich an Vaters Warnungen. Jahre später, als nach und nach an den Tag kam, daß sie recht gehabt hatten, platzte ich gelegentlich unversehens in ein ausgesprochenes Familienkonzil herein, wo — auf Grund neuer Nachrichten — auch bestimmte logische Schlüsse auf der Tagesordnung standen. Seinerzeit hatte ich ihren erwachenden und tatendurstigen Glauben gesehn. Um so niederschmetternder war nun ihre Ernüchterung. Mutter knetete Brot, Onkel F. hatte seine zerbrochene Brille aufgesetzt und schmökerte in der Zeitung. Rauchend tischten Paten und Schwäger Ereignisse auf, Vater aber drahtete einen zerbrochenen Topf zusammen — ein wahres Sinnbild seiner damaligen Verfassung. „Wir haben ihn in die Sonne hinausgestellt, daß er trocknet, einer hat hineingeschlagen.“ Durch das offene Fenster war das Geschrei des Wächters zu hören. Er kündigte eine Volksversammlung an.

„Soll gehn, wer Lust hat.“

„Geh du, du bist doch Parteimitglied.“

Eine Zeitlang zog Onkel F. an der Pfeife, verrenkte sich den Hals, machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter und ging dann in die Sitzung. Alle blickten ihm nach, als trete er mit bloßem Kopf in den Regen hinaus. Auf dem leergewordenen Stuhl schnurrte in der Stille die Katze. Später sprang sie herunter, wie von einer unsichtbaren Hand weggefeßt. Von den ins Leere starrenden Gesichtern konnte ich ablesen, daß sie den Geist meines Großvaters sehen, vielleicht auch seine knotige Hand, die aus der auf dem Tisch liegegebliebenen Zeitung eine Zigarette dreht. Er zündet sie an, bläst die Rauchwolken hinaus und betrachtet die Buchstaben, im Feuer zerknisternde Worte, die ihm nichts sagen. Die Ortsverantwortliche der Frauenbewegung — eine städtisch gekleidete, enthusiastische Frau in mittleren Jahren — brachte meiner Mutter ein schön gezeichnetes Diplom, das an die Wand gehängt werden sollte. Ein Häuschen mit weißen Wänden, wolkenloser, strahlendblauer Himmel, Alpenlandschaft, darin lächelnd eine junge Frau. Der mit Tinte geschriebene Name meiner Mutter setzte sich in einem gedruckten Text fort, demzufolge sie beim Haushalts-Sauberkeitswettbewerb den ersten Preis gewonnen hat.

„Ich war doch gar nicht im Wettbewerb!“ wehrte Mutter ab.
„Bei mir war's immer sauber. Wir sind in Sauberkeit zur Welt

gekommen, meine Liebe. Wann hat dieser Wettbewerb begonnen?“

„Schon im Frühjahr!“ antwortete die Frauenbewegungsfrau. „Es spielt keine Rolle, wenn Sie nichts davon gewußt haben. Hauptsache, Sie haben teilgenommen.“

Da hat man den Beweis, hakte jemand auf der Stelle ein, ungefähr auf diese Art müsse der Mensch sich in die Angelegenheiten der Welt einmischen: auch ungebeten und ohne Zureden durchführen, was jedem von uns aufgegeben ist; die Fenster sauberhalten und auch unser Gewissen. Wettbewerbler, Wetteiferer, die auf alle Fragen die Hand heben, waren schon seit eh und je Menschen, die die Gelegenheit beim Schopfe packen wollten, und es steht geschrieben in dem Brief der Römer, daß es nicht an jemandes Wollen oder Laufen liegt, sondern an Gottes Erbarmen. Als sie sich darüber geeinigt hatten, blickten sie auf mich wie auf das verlorene Schaf, das seinen Hirten sucht und nicht findet.

Ich geh in die Küche, um mich nach Pista Lénárd zu erkundigen.

Die Nachbarin ist mit der Mohnmühle und ihren Sorgen fortgegangen.

An ihrer Stelle muß nun ich zum zweitenmal fragen: Ist es überhaupt möglich, daß der Mensch sich nicht in die eigenen Angelegenheiten einmischt?

„Sollen wir uns einmischen oder Bohnen auslesen?“ frage ich Mutter so, daß auch meine Antwort herauszuhören ist.

Prüfend blickt sie mich an. Ich sehe, es beruhigt sie, daß ich hier bin. Nach den glücklich überstandenen Gefahren schweift ihr Blick hinaus zu den schneebedeckten Hügeln.

„Ich weiß, mein Sohn, du hast das Bohnenlesen nie gern gehabt. Jedesmal hast du die Erbsen dringelassen und die madigen. Aber wenn du das Schicksal von Pista Lénárd kennen willst, geh zu deinem Großvater, dort findest du Onkel M., das ist der Stiefbruder von meinem Vater und dein naher Verwandter. Er wird dir auf alles antworten.“

Ich begreife wirklich nicht, worum es sich handelt, so Hals über Kopf kann ich die Zusammenhänge nicht begreifen. Da ich aber weiß, daß man gewisse Dinge nur im Gehen verstehen kann, mache ich mich ohne viel zu überlegen auf den Weg. Bis ans untere Ende des Gartens und von dort quer über die Wiese zwischen den sanft gezeichneten Weiden den Bach ent-

lang. Über Nacht hat der Winter neue Verstärkung erhalten, und vom plätschernden Wasser ist zwischen den dünnen Eispanzern nur mehr das Rückgrat sichtbar. Da und dort, wo das Wasser außerhalb des Bachs geraten und zugefroren ist, schlittern in geschickten Schleifen Kinder in Tuchhosen und Pelzmützen. Mir dämmert, auch ich habe dies einmal getan. Als diese schwarzen und knotigen Weiden noch gelbe, biegsame Gerten waren und Spatzen schaukelten. Vielleicht kann ich auch noch aufzählen, worin das Geheimnis dieser Nummer besteht: vorschriftsmäßiger Anlauf, einseitiges Balancieren mit zuerst abgestemmt, dann angewinkelten Armen, erhobenem Haupt und außerdem mit etwas — einem Singvogel? einem Wandergeist? —, an dessen Namen ich mich nicht erinnere, ich weiß bloß, daß es in mir war und ich es jetzt nicht finde. Ich laufe trotzdem auf das Eisband, und es tut mir wohl, sein Knirschen unter dem Absatz zu hören.

„Na sowas!“ ruft eines der Kinder.

Ehrerbietig rücken sie zur Seite und gucken mich an wie den Mönch, der sich in einen Esel verwandelt hat. Am Ende der Rutschbahn, da ich mich nicht überschlagen, sondern im Gegenteil geschickt gekurvt habe, drehe ich mich um und warte auf ihre Anerkennung. Sie lachen mich aus. Einer fragt:

„Wann ist der Herr zuletzt geglitscht?“

„Erst neulich“, sage ich.

„Wann neulich?“

„Vor fünfundzwanzig Jahren ungefähr.“

Bis zur Landstraße begleitet mich ihr Gelächter. Als wüßten sie, was ich selber empfinde: daß mein Spiel als Falschspiel ausgefallen ist. Unter anderem wegen der Sorge, die mir mit Onkel M. vom Ende des Dorfs in Begleitung einiger Verwandter entgegenkommt. Er ist ein sehniger Mann, hat ein offenes Gesicht und ist nahe den sechzig, ein zum Ausgeliefertsein geborener Mann, dessen gütiger, lebhafter, warmer Blick für fast sämtliche Mitglieder der Familie kennzeichnend ist. Mit langsamen, gleichsam feierlichen Schritten kommt er heran, breitet schon von weitem die Arme aus, sein mager gewordenes Gesicht glänzt schweißnaß, und als er mich umarmt, beginnt die kleine Verwandtenschar zu weinen. Ich merke es ihren Augen an: Tränen hat es schon bei Großvater gegeben. Freude und Leid des Wiedersehens sind noch nicht voll ausgekostet. Onkel M. hatte im Nachbardorf gewohnt, zum letztenmal habe ich ihn nach Kriegsende

gesehn. Er küßt mich auf beide Wangen, faßt langsam meine ganze Erscheinung ins Auge, als kontrolliere er durch mich die eigene Anwesenheit; sein von hohem Blutdruck ohnehin rotes Gesicht wird dunkler, sein Atem geht schwer, sein Blick trübt sich. Kein Zweifel: er ist zu Hause, stellt er fest, während er immer wieder neugierig um sich blickt. Zu beiden Seiten der Straße öffnen sich Tore und knarren. Was heißt: sie krähen förmlich! So was von Türen! Wie die Hähne! Stimmt einer an, fallen alle anderen ein, und wenn es schlimm steht, verstummen sie gleichzeitig. Die Leute versammeln sich, um ein paar Worte zu wechseln, sich einfach zu freun. Einige sagen grüß Gott oder gaffen bloß und schlagen das Kreuz angesichts des Todes und der Auferstehung.

Tausendmal habe ich die Geschichte gehört. Sein Weib, sein Sohn, seine Tochter haben sie in tausend Varianten erzählt. Jeder hatte eine winzige Linie in das Antlitz der Wahrheit gezeichnet, das ich noch heute der vielen Tränen wegen, die darauf gefallen sind, nicht kenne. Als er verhaftet wurde, brachte sein großes Elend ihn uns näher denn je und entfernte ihn zugleich; es war wie mit dem Mond, stets sahen wir nur sein beleuchtetes, uns zugewandtes, halbes Gesicht, stets nur die halbe Wahrheit; die andere Hälfte ist — wenn überhaupt — nur dort ersichtlich, nur aus der Gerichtsakte.

Aus der Zeugenaussage seiner Familie hatte sich meinem Gedächtnis das stets wiederkehrende Motiv eingeprägt: „Er kann nichts dafür. Er konnte nichts tun.“

So steht er auch jetzt vor mir, die Handflächen nach oben gekehrt und mit einem um Verständnis flehenden Lächeln: „Was hätt ich sonst tun können?“ Wer in seine Nähe kommt, will ihm die Hand reichen, alle kennen ihn doch gut, sooft sie zum Jahrmarkt fahren, sind sie auch in seinem Hof abgestiegen, haben von seinem Wein getrunken, von seinem Speck gegessen. Jetzt reden sie ihm zu, das Vorgefallene zu vergessen und gewinnbringend mit dem hauszuhalten, was ihm geblieben ist. „Wenn der Mensch nur gesund ist!“ Den ganzen Weltkrieg kann er sich nicht aufhalsen. Nicht er hat ihn ausgedacht, er hat ihn auch nicht gemacht.

Ich höre die Stimme seiner Frau: „Er war Richter, er konnte nichts dafür. Er war keinem feind, auf keinen hat er mit dem Finger gezeigt, der da, bitte, ist ein Jud, der ein Deserteur, der ein Bolschewik, der ein Partisan. Wie hätte der Jud ein Jud sein sollen, der Flüchtling ein Deserteur, der Arme Kommunist oder Partisan, wo er doch mit ihnen aufgewachsen ist in einem Dorf? Das Militär ist durchgezogen, es mußte getrommelt werden. Er ließ trommeln. Er bekam den Befehl, das Dorf muß verdunkelt werden, also ließ er trommeln. Die Feldgendarmerie kämte die Umgebung durch, jeder war verdächtig, der am Leben war, sie haben aufgeknüpft, mit dem Maschinengewehr herumgeknallt und sind abgezogen nach Sathmar. Dann ist's gekommen: er wurde zur Verantwortung gezogen: wo sind die Mörder? Aus dem Staub gemacht. Wo sind die Denunzianten? Abgesetzt in den Westen. Wo sind die Faschisten? Hier gibt's Arme, Reiche, Rumänen, Ungarn, Bauern, Handwerker; Faschisten gibt's nicht. Wo ist also der Richter? Er war doch der Richter. Sie haben ihn gepackt und fortgeschleppt. Nach drei Jahren hab ich eine Postkarte von ihm bekommen: ein unbekannter Mann hat Zwirn und Flicker verlangt, ohne Unterschrift, an die angegebene Adresse und Nummer. Da war ich beruhigt, daß er lebt, ich hab's gewußt, Zwirn kann nur er verlangt haben.“

Von zu Hause ist er damit weggegangen, er macht eine Aussage und kommt anderntags heim. Die Frau hat einige Jahre gewartet, dann ist sie gestorben. Seine ältere Tochter hat den Dienst übernommen: auch sie hat eine Weile gewartet, und ist dann gestorben.

Die Rührung hat folglich zwei Ursachen: Onkel M.s unerwartete Heimkehr, diese Wohltat nach Ablauf des siebenten Jahres, und das Alleinsein, das ihn zu Hause erwartet. Wir gehn über die Wiese, wo die Kinder auf dem Eis herumschlittern. Nach und nach wird das Gespräch lockerer; mit gezwungener Heiterkeit schaufeln wir die Gegenwart auf die Vergangenheit.

„Das Wetter ist schön.“

„Wenn's nur so bleibt.“

„Dabei haben wir schon gedacht, es gibt Dreck zu Neujahr, aber siehst du, siehst du...“

„Nichts ist trauriger als schwarze Weihnachten.“

„Jetzt waren sie weiß.“

„Die Feiertage sind gut vorbei. Alles andere wird sich zeigen.“

„Schau mal! Ein Hase!“

„Auch die Hasen sind zahmer geworden.“

„Sogar die Rehe. Die äsen jede Nacht im Garten.“

„Wer weiß, vielleicht wird die Welt zahm.“

Über die Geschichte fällt kein einziges Wort mehr. Wer ins Haus kommt, solange wir beim Mittagessen sitzen, schüttelt Onkel M. die Hand, wendet sich für einen Augenblick ab, wischt mit dem Handrücken oder der Pelzmütze über die Augen, lächelt und fragt, ob die Genossenschaft nicht bald Hefe bekäme, ob es einen schönen Winter geben würde, schönes Frühjahr, warmen Sommer. Wer könnte das wissen? Umständlich setzt einer auseinander, was er beim Volksrat gehört hat: es gibt einen langen und strengen Winter, im Gegensatz zum vergangenen.

„Wenn's einmal so ist, dann muß es zum nächstenmal anders sein, darum“, sagt Onkel M., die heiße Suppe blasend und löf-felnd. Seine Hand ist vom hohen Blutdruck aufgedunsen und zittert kaum merklich. Ab und zu blickt er auf, die an ihn gerichteten Fragen beantwortet er jedesmal mit Verspätung. Auf seinem Gesicht steht eine merkwürdige, verkrampfte Heiterkeit und verschwindet nur selten und nur für Augenblicke. Da es die Schicklichkeit gebietet, ihm mit Fragen nach seinem Schick-sal nicht allzu sehr zuzusetzen, versickert das Gespräch nach einer Weile gänzlich.

So beginnt er uns auszufragen.

„Und ihr?“

„Danke. Wie du siehst...“

„Habt ihr Kummer gehabt in den vergangenen Jahren?“

„Wie's halt so geht.“

„Und wie war eure Kost?“

„Mal üppig, mal mager.“

Später, nachdem er sich stumm umgesehen hat:

„Und der Tod?“

„Auch der lebt noch.“

„Der tut seine Pflicht.“

... Sie zählen zusammen, wen der Tod in den vergangenen Jahren mitgenommen hat; wem er hart auf den Leib gerückt ist,

um sich dann unerwartet einem andern zuzuwenden; um wen er zu Recht einen Bogen geschlagen hat oder mit empörendem Unverstand; jeden Morgen sieht man seine Spuren unter dem Fenster im Neuschnee und nach einem Erstickungsanfall als lila Flecken am Hals von Kranken. Es gibt Leute, von denen er nur ein Stück mitgenommen hat, einen Arm, ein Bein, das Sprechvermögen oder einfach die Lebenslust, was schon einem Diebstahl gleichkommt. Meinem Großvater hat er am Morgen im Aug einen Blutstropfen hinterlassen. Von diesem bösen Zeichen hatte einer meiner Verwandten sogar geträumt, auf seinen wahren Sinn indessen — die heraufziehende Gefahr — wagen sie nicht zu schließen. Lieber erwarten sie von ihm Gutes.

„Du, Jóska, einmal hab ich im Gefängnis von dir geträumt“, sagt Onkel M. „Du hast ein großes Rad angefertigt und hast es über den Weg gerollt.“

„Na sowas.“

„Singend hast du das Rad gerollt.“

Der in den Gefängnistraum verwickelte Wagner wird stutzig: er zuckt zusammen, als hätte ihn eine Nadel gestochen. Auf's erste — das merke ich — weiß er nicht genau, wie er die Lage einschätzen soll: war er — wenn auch ohne sein Wissen, wenn auch nur im Traum eines anderen — hinter Kerkermauern geraten, oder ist Onkel M. zu Hause gewesen, demnach frei in jener Nacht.

„Schau mal hin, der macht sich noch in die Hose!“ bemerkt der scharfäugige Gegenschwieger und löst damit ein schallendes Gelächter aus.

Verlegen beghrt der Wagner auf:

„Ich? Warum gerade ich? Wenn schon vom Hosenscheißen die Rede ist, dann teilen wir's doch gerecht auf. Es geht jeden an.“

Auf diese Erwiderung wird es still, und ein Anflug von Verlegenheit erscheint in den Gesichtern nach dem taktlosen Gelächter soeben. Mit nahezu feierlicher Stimme wendet sich der Wagner an meinen Onkel:

„Ich meinerseits dank dir wirklich. Wer hätt sich gedacht, daß du dort ausgerechnet von mir träumst.“

„Habt auch ihr mich gesehn?“

„Oh, wir auch.“

Wenn es wahr ist. Und wir es irgendwie beweisen können. Eigentlich müßte man bloß das erzählen, was jeder für sich geträumt hat; auch sein Anteil steckt darin.

„Ich hab Sie an einem Frühjahrstag gesehn, Onkel...“

In jenem Frühjahr, als sie ihn abgeführt haben. Das ist schon sehr lange her, und es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Vision zurückzurollen. Wie zum Vergleich mißt meine Tante, über den Tisch gebeugt, den im Traum erblickten Mann an der Wirklichkeit und schließt die Augen. Ihre Mundwinkel zucken, ihr Gesicht wird lang wie ein Wassertropfen, bevor er fällt.

„Was hab ich damals bloß gesehn, Herrgott!“

„Wenn's dir nicht einfällt, plag dich nicht.“

Vater ist der einzige, der ohne die Stirn zu runzeln still über den Gläsern wacht. Er schenkt mal dem einen, mal dem andern nach, ermuntert anzustoßen, bittet zuzugreifen, hört, wo ein Tor zufällt, und merkt, wann ein Zweig gegen das Fenster schlägt; als wollte er sagen, daß er in den vergangenen Jahren die Augen überhaupt nicht geschlossen hat, wozu denn in den Träumen herumstöbern. Die übrigen verrenken sich den Hals, reiben sich das Genick, blinzeln in die Balken oder in das Schüsselbord, als wären ihre Visionen ausgerechnet dort eingesperrt, in den Einweckgläsern.

„Ich weiß noch, wie ich mir am Morgen gesagt hab, diesen Traum hebst du dir auf für deinen Onkel, er wird ihm wohl tun, wenn er einmal heimkehrt.“

Manchem kommt sogar eine drollige Geschichte in den Sinn, sie beginnen zu erzählen, verhaspeln sich, führen aus Unbedachtsamkeit Tote an — die Frau meines Onkels, die Tochter meines Onkels, bei deren Begräbnis er gar nicht dagewesen sein konnte —, bis verzweifelte Blicke ihnen über den Mund fahren: „Was redest du da!“ Ist die Wasserwelt der Nachtträume nicht weit genug? „Sagt doch endlich was!“ Womöglich schonungsvoll. An seine Wunden wollen wir nicht rühren, doch auch mit der Wahrheit dürfen wir ihn nicht betrüben, denn in Wirklichkeit hat keiner von uns ihn im Traum gesehn.

Mein Onkel ist deswegen nicht böse. Er nickt, lächelt:

„Zerbrecht euch den Kopf nicht länger! Außerdem hat die Angelegenheit keinerlei Bedeutung.“

Mit unbegreiflicher Beschämung geben wir dem Gespräch eine andere Wendung.

Wo doch nichts leichter ist, als einen Traum zu erfinden.

Auf den Spuren Robert Fultons

Aus dem Leben meines Vaters, diesem Fortsetzungsroman, bringe ich in der allgemeinen Geschäftigkeit vor Neujahr Auszüge über seine Erfinderlaufbahn zu Papier. Lachend und mit leicht ironischem Tonfall in der Stimme, der sie stets über den großen Wassern hält, ermuntert mich Mutter. Aus dem Radio weiß sie, daß auch die Lebensgeschichte Nobels niedergeschrieben wurde. „Soll der sein Paar sein.“ Die einzelnen Kapitel klaube ich in den sogenannten Atempausen zusammen, beim Frühstück, beim Mittagessen oder hinten im Hof vor dem Schafstall. Manchmal gehn wir hinaus, schaun uns die Schafe an und zählen sie. Jeden Tag ihrer fünf. Der Strohalm bleibt ihnen im Maul stecken, auch sie zählen uns und atmen schnaubend.

Keuchend stürzt der Marathonläufer herbei — der Holzschneidezigeuner von der Staatswirtschaft — und überbringt die Siegeskunde: in Angelegenheit der Weizenlüftungsmaschine soll aus Bukarest eine Kommission eintreffen.

Meinem Vater klappt das Kinn herunter, er will losrennen, doch meine Mutter hält ihn zurück:

„So kannst du nicht hin, hast das Maul offen und der Hemdknopf ist abgerissen. Bring dich in Ordnung.“

Noch ein paar Worte, und wir befinden uns im schönsten Ausnahmezustand. Fürs Stroh einbringen ist morgen auch noch ein Tag, mein Bruder Jóska soll sich gefälligst nicht herumtreiben, er soll zur Hand sein, was immer geschieht. Und was meinen Vater angeht: er wäscht sich, wechselt das Hemd und klopft den Staub aus der Mütze. Dann geht er los, doch plötzlich fällt ihm ein, daß er den Zigeuner gar nicht gefragt hat, wohin er gehn muß.

„Geh nur direkt hinauf ins Kastell“, weist meine Mutter ihn an.

Von der Kommission war vorläufig — auf dem Weg einer vorausgegangenen telefonischen Verständigung — nichts als das Gerücht eingetroffen. Und die Schreckposaunen erschallten. Keiner soll es wagen, in Stall, Werkstatt oder Büro herumzudösen oder gar zu blödeln. Ein hastiges Suchen und Fragen begann: wo fliegt die Erfindung herum? Als man sie endlich in einem Winkel der Werkstatt auftrieb, wurde sie wie eine versunkene Glocke zutage gefördert.

„Ist's die, domn Süt?“

„Die war's“, sagte mein Vater und musterte seinen ehemaligen, angerosteten Einfall. „Die muß man jetzt irgendwie säubern.“

„Auf Hochglanz bringen!“

Ein großes Durcheinander brach aus, um ihn herum und überhaupt im Interesse der Neuererbewegung. Ein knapper Rechenschaftsbericht über die örtlichen Originalerfindungen wurde abgefaßt, über deren Nutzen und Bedeutung. Der Werkstattleiter, das Ingenieurskorps, die Technikergarde, alle wünschten und waren gewillt, die Weizenlüftungsangelegenheit zum Triumph zu führen. Vereinzelte Strahlen des meinem Vater entgegenwallenden Interesses drangen in die Wagnerei, in die Schmiede und strichen um andere Arbeitsplätze.

„Leute, gibt's noch einen, der zufällig was erfunden hat? Der soll jetzt vortreten, später kann er sich die Beschwerden schenken.“

Im Wettstreit wurden Erfindungen aufgetischt. Die Erfindung des Tagwächters zum Beispiel bestand darin, daß er, wenn er um Zigaretten geschickt wird, nicht mehr den gewöhnlichen Weg langläuft, sondern Dahlien zertrampelnd quer durch die Blumenbeete. Gyula Lukács ist auf einen Reflex gestoßen, vermittlels welchem der Mensch mit den Ohren wackeln kann, die Arbeit hat er hinter sich, nun zerbricht er sich den Kopf, wofür das Ohrenwackeln gut ist. Andere meldeten an, wie man ohne Genehmigung fischen und ohne Hafer füttern könne. Ja, es fand sich sogar einer, der eine Traubenklaumaschine konstruiert hatte und diese zu patentieren gedachte.

Die Leute begannen einander zu foppen.

Auch meinen Vater, daß er ein reicher Mann würde.

An die Küche erging die Weisung: zu Ehren der Kommission soll's Hühnerfleisch geben, gargekocht; im Gästehaus saubere Bettwäsche und alles übrige. Vater polierte sein Werk, der Abteilungsleiter prüfte es, dann sagte er:

„Die Neuerung ist noch nicht perfekt. Hier fehlt was.“

„Was soll das sein?“ fragte mein Vater.

„Ein Liter Schnaps.“

„Stimmt“, nickte mein Vater. „Ein Glück, daß Sie's bemerkt haben.“

Und so hastig, als seine Hämorrhoidenschmerzen es zuließen ging Vater um den Schnaps.

Das Mittagessen war vorzüglich, und die Stimmung von Anfang an vielversprechend. Die praktische Vorführung aber eine Glanznummer. Mit beklommener Stimme trug mein Vater sein wissenschaftliches Exposé vor.

„Hier erwisch ich sie, dann schalt ich sie ein, und jetzt, bitte, hergeschaut!“

Die Weizenlüftungsmaschine löste im Lagerraum einen echten kleinen Hausorkan aus. In Goldstrahlen sprühte der Weizen auseinander, kein einziges Korn blieb an seinem alten Platz, wo ihm eben noch die Fäulnis in den Rücken zu fallen drohte. In Minutenschnelle wühlte und frischte die kleine Maschine die gesamte Weizenlage auf. Einige äußerten ihre Meinung durch Kopfnicken, andere zungenschnalzend. Die Kommission nahm das Ergebnis wohlwollend zu Protokoll und überschüttete meinen Vater mit Glückwünschen.

„Damit haben wir der Zeit den Garaus gemacht!“ brüllte der Beifahrer.

„Aber auch uns“, sagten finster die Tagelöhner, auf ihre Schaukelstiele gestützt.

Vater, der ebenfalls als Tagelöhner begonnen hatte, äußerte sich verständnisvoll über sie. Mit einem einzigen Blick hatte er die Stimmung erfaßt. In der Skala ihrer bekannten Gefühlsregungen war nunmehr eine neue aufgetaucht: die der Maschinenstürmer aus den bewegten Jahren der technischen Neuerungen. Die Männer waren um ihre paar hundert Lei Monatslohn besorgt; so ist es begreiflich, daß sie nicht begeistert ihre Mützen hochwarfen. In einer Gewerkschaftssitzung errechnete jemand die Einsparungen, die die Weizenlüftungsmaschine abwerfen würde. Er kam auf eine respektable Summe, was die Tagelöhner nur noch saurerer machte. Schaufeln war ihre altbewährte und sichere Verdienstquelle. Den meisten von ihnen hingen außerdem schwer die Familien am Hals. Die Angst vor der bevorstehenden Veränderung war ihnen in die Glieder gefahren, und durch beschwörende Blicke suchten sie den Ingenieur zum Reden zu bringen. Was soll aus uns werden? Die Leitung — zwischen Neuerungsabsicht und menschlichem Wohlwollen schwankend — gab zu Beginn ausweichende Antworten. Dann verfügte sie, daß die Arbeit fortzusetzen sei — mit der Schaufel. Mein Vater erhielt für seine Neuerung fünfhundert Lei. Möglicherweise hätte er ebensoviel auf den Tisch geblättert, nur um das Produkt seines

Geistes tagtäglich in Betrieb zu sehn. Oder dessen Stimme zu hören; oder aus dem wirren Lärm mit eigenem Ohr die vertraute Melodie des Ventilators herauszufiltern, um dann, mit dem Finger nach den Tannenweisend, sagen zu können: „den Krach da, den schlag ich!“

Um ihn zu trösten, führte ich ihm das Schicksal berühmter Erfinder und Wissenschaftler vor Augen. Es hat zum Beispiel einen Engländer gegeben, der bloß prophezeit hatte, daß man das Fernglas erfinden würde. Er selbst dachte nicht im Traum daran, es zu erfinden, so riskant war der Weitblick zu jener Zeit. Trotzdem wurde er eingekerkert. Das sind Märchen! Eben nicht! Robert Fulton — ich hob meine Stimme — hat das Dampfschiff erfunden, damit hätte Napoleon die Engländer schlagen können, und die Welt hätte sich möglicherweise anders gestaltet, aber der Kaiser hat sich auf die Neuerung nicht eingelassen. Für den armen Kerl sind nicht einmal fünfhundert Lei herausgesprungen. Selbst meine Mutter war bestürzt. Hat denn dieser Robert nicht einen Liter Schnaps zur Hand gehabt, um dem Dampfschiff nachzuhelfen? Ein Kaiser trinkt nicht! Erzähl das deiner Großmutter; alle Kaiser trinken! Oder jener andere, der als erster mit einem Flugzeug aufgestiegen ist, abgestürzt ist, seine Knochen zerschmettert hat und auf der Stelle tot war! Und dann erst dieser Italiener, der witterte, daß die Erde sich dennoch dreht, und vor der aus elf Priestern bestehenden Neuerungskommission trotzdem gezwungen war zu widerrufen und die Wahrheit wie einen Stein zu verschlucken und im Kropf herumzuschleppen — die Idee, daß die Erde sich dreht! Und dann erst jener Portugiese, dieser Michael Servet, der den Blutkreislauf entdeckt hat. Der war der verstockteste von allen, den haben sie bei kleinem Feuer verbrannt.

„Wer denn?“ entsetzte sich meine Mutter.

Ich mußte zugeben, daß es kein anderer war als Calvin.

„Unser Johann? Na, wenn ich das von ihm gewußt hätte!“

Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn meine Mutter dies früher erfahren hätte. Mein Vater starrte vor sich hin wie einer, dem die Gefährlichkeit des Denkens zu dämmern beginnt. Er verriet nicht, wie weit ihn seine Schlußfolgerungen führten. So kam ihm meine Mutter zuvor mit ihrem Trost:

„Jetzt siehst du, was alles vorkommt. Sei froh, daß du so billig davongekommen bist.“

Tod! Wo ist dein Stachel?

Wir übersiedelten meinen Großvater von der Wiese ins Dorf. Von seinem Sohn Gergely zu seiner Tochter Ilona; aus dem kinderreichen, lauten Haus in die für seine Krankheit heilsame Stille. Mutter zufolge hat er sich — nachdem er sein kleines Bündel: den Festtagsanzug, das Hemd, die Bibel, die Brille zusammengepackt hatte — in dem engen, dunkeln Zimmer umgesehn und gefragt: „Von hier wohin?“ Er hat gelacht und selber geantwortet: „Oho, ich weiß schon!“ An wärmeren Tagen saß er vor der Tür. An Bergen und Wolken hatte er sich sattgesehn, solange er auf der Wiese gewohnt hatte. Nun blickte er sich weiter unten um. Tausendmal betrachtete er seine Beine, auch seine zitternden Hände und zehn Meter weiter die glattgestampfte Erde. Dort hatte vormals sein Familienhaus gestanden — der Schauplatz seines Mannesalters, des Ablebens seiner Frau, der Hochzeit seiner Kinder —, seine Söhne hatten es abgetragen. Dieses Nichts betrachtete er nun. Und in der nördlichen Hälfte des Hofes ein weiteres Nichts: den Platz des Heuschuppens, an den auch ich mich noch erinnere. Wie ein Geheimnis hatte mir Mutter eines Tages verraten, daß „dem jungen Paar“, als man ihre Hochzeit gehalten hatte, das Brautlager in dem vom Grummetgeruch durchtränkten Heuschuppen bereitet worden war. Freilich nicht der Romantik zuliebe, vielmehr weil drinnen noch neun andere Kinder zusammengepfertcht waren, sogar in der Kiste. „Dort war, siehst du, die Scheune, wo die wilden Nelken fetter sind.“

Wir erhielten die Nachricht, daß es Großvater schlecht geht.

Als erste lief Mutter in das kleine Haus hinüber. Sie kam damit zurück, „etwas Schlimmes ist nicht zu befürchten, Gott sei Dank!“ Allgemeine Schwäche, keinerlei Schmerzen, das Getue um sich ertrage er nicht. Es ist alles in Ordnung, wie es ist. Er wird schon sagen, wann er das Abendmahl nehmen will. Manchmal fragt er ausgefallene Sachen; er ist zweiundachtzig Jahre alt.

Nun gehe auch ich hinüber zu ihm, dabei fällt mir seine Frage von neulich ein: welcher hat den Krug zerschlagen? Das Foto, auf dem ich im Krugzertrümmerungsalter zu sehen bin, hängt dort an der Wand, während unserer Unterhaltung zeige ich es ihm. Er setzt die Brille auf, um das Rätsel zu lösen: Zu welchem Zweck sich die zahlreiche, aufs Bild gekommene Verwandtschaft versammelt hat.

„Wie wenn ich das wär, da in der Mitte.“

„Dein Schnurrbart hängt windschief. Seitdem ich dich kenne, war dein Schnurrbart nie im Gleichgewicht. Wovon kommt das, Großvater?“

„Ich weiß nicht. Hab nicht darüber nachgedacht.“

Er untersucht das Bild peinlich genau.

„Wer ist denn der da, dieser mürrische Schöps?“ fragt er.

„Das bin ich. Das war ich.“

„Wie alt wirst du gewesen sein?“

„Sechs... sieben...“

„Warum warst du mürrisch?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das ist Erzsi, nicht wahr? Was ist dieses Weiße auf ihren Schultern?“

„Das ist der Brautschleier“, sage ich.

„Wozu?“ Er sieht mich erstaunt an.

„Sie war die Braut. Onkel Gergely der Bräutigam. Darum ist eine weiße Blume in seinem Knopfloch zu sehn.“

„Und was haben diese Zigeuner mitten unter euch gesucht?“

„Sie haben musiziert. Als der Fotograf fortgegangen ist, haben sie sich in die Zimmerecke verzogen und bis zum Morgen aufgespielt. Die Gästeschar hat gegessen, getrunken, getanzt, gesungen. Auch ich habe mit der Braut getanzt. Ich habe mich an ihre Schürze gehängt und mich von ihr drehen lassen wie vom Ringelspiel.“

„War auch Ringelspiel?“

„Ringelspiel war nicht. Das war ein andermal, an Jahrmarktstagen. Nur der Rock der Braut hat sich wie ein Ringelspiel gedreht. Er hat mich ganz schwindlig gemacht.“

„Hättest dich nicht drehn sollen, wenn du schwindlig warst.“

Das ist die Sentenz. Davon läßt er nicht ab, umsonst diskutiere ich mit ihm.

Er geht zum Fenster, blickt hinaus auf den Weg — soeben hat jemand gepfiffen, er schüttelt mißbilligend den Kopf—, setzt sich wieder und sieht mich an, als hätte ich auch den zweiten Krug zerbrochen. Dann fällt sein Blick von mir herunter auf den lehmigen Boden. Um seine Beine schlottern die Fetzenstrümpfe; ihre Sohle ist ausgefranst, als hätten Mäuse sie zernagt. Sein unbedecktes Schienbein ist grün, schimmelgrün, seine Nasenwurzel blau, die Adern am Hals lila, sein Hemd ist schneeweiß. Die Farben des Schnees, des Grases, des Maulbeerbaums, der

Schlüsselblume. An seiner aufs Bettende geworfenen Leibwäsche die gelben Flecken der Blasenerkrankung.

„Mach das Fenster auf“, sagt er. „Frische Luft soll herein.“

Man sieht die Berge und Weingärten bis hierher.

„Gehst du nicht in den Weingarten, mein Sohn?“

„Und ob!“

„Dort haben wir uns einmal ums kleine Winzerhaus versammelt. Ihr habt den ganzen Tag gesungen und herumgetobt. Am Abend haben wir Feuer gemacht mit trockenen Reben, und die Weiber haben Gulasch gekocht. In dem Jahr haben viele Grillen gezirpt. Was war damals?“

„Damals war Lese.“

„So ist's. Aber der L rinc, hast du den gekannt?“

„Wer war L rinc?“ frage ich verlegen.

„Das war mein Sohn. Der dein Onkel ist.“

„Ich erinnere mich nicht an ihn.“

„Auch vor ein paar Tagen hab ich mich umgeschaut“, sagt er mit einer Spur von Ärger in der Stimme. „Ich seh sein Grab nicht. Es war dort unterm Birnbaum, und jetzt seh ich's nicht. Eine Kartoffelstaude muß drübergewachsen sein. Über deinen Onkel L rinc. Er war zwei Wochen alt, wie er gestorben ist. Grade, daß wir ihn noch getauft haben. Und jetzt weiß ich nicht, wo er sein kann.“

„Wird schon zum Vorschein kommen“, sage ich unüberlegt. „Ich kann nicht glauben, daß die Kartoffelstaude ihn verdeckt haben soll.“

Er winkt ab. Das ist jetzt nicht mehr von Belang.

„Bei der Auferstehung treffen wir uns sowieso.“

Das erinnert ihn an etwas: eine frühere Versammlung, vielleicht die einzige, an der er in zwanzig Jahren teilgenommen hat. Ich selbst war nicht zugegen, doch spricht er so von ihr, als hätte ich sie organisiert. Wie die Kinder haben sie sich in die Bänke gesetzt. Ein zerzauster Städter hat über die Entstehung der Erde gesprochen und worauf der Blitz zurückzuführen ist. Dabei sind entsetzliche Dinge zur Sprache gekommen. Gott habe sich vom Menschen abgewandt, weil der Mensch ihn aus dem Verkehr gezogen hat, und jetzt könne er nicht mehr mit Gott rechnen, nur mit sich selbst. „So eine Schweinerei!“

„Der Ratsvorsitzende hat die Hände zusammengeschlagen, wie wenn er gefroren hätte. Was war das?“

„Beifall war das“, sage ich.

„Der hat sich aber ausgezeichnet.“

Mit einmal würgt ihn der Husten. Er läßt sich auf das Bett zurückfallen, doch nach kurzem Keuchen rappelt er sich wieder auf.

„Letzten Endes war's schlecht gemacht, was wir gemacht haben. Dieser Struwelpeter hätte wissen können, daß man den Menschen nicht dem Menschen überlassen kann. Auf der Stelle verschlingt einer den andern, ersäuft ihn im Wasser und zieht ihm das Fell über die Ohren. Wer hat den Stein auf ihn geschleudert, als er die Melonen bewacht hat? Wer hat den Herrn Manó verschleppt, den jüdischen Greißler aus dem Dorf? Wer hat Abel totgeschlagen? Gott sieht alles. Darum ist er geworden was er ist, weil er's sieht. Der Volksrat sieht's nicht, wie sie vor seinen Augen den herrlichen Tannenwald ausgerottet haben mit fünfhundert Jahre alten Bäumen. Der hat keinen Besitzer. Aber Gott sieht's.“

„Er hätte herunterrufen können, wenn es ihn irgendwo gegeben hätte“, sage ich erneut ohne zu überlegen. „Ihr Menschen, fällt die Bäume nicht!“

Da schreit er mich an:

„Beschmutz dir die Seele nicht!“

Gelb funkeln seine Augen unter den geröteten Lidern. Ich bereue es, dazwischengeredet zu haben. Schnell gebe ich dem Gespräch eine andere Wendung. Ich schließe das Fenster und erkläre mich bereit, falls er es wünscht, ihm aus der Bibel vorzulesen. Wie vor langem, in meiner Kindheit. Mein Eifer ist ihm verdächtig, er wehrt ab. Er benötigt keinen Mittelsmann. So bequem seien bloß die Katholiken. Eher hätte er Lust, mich zu bekehren. Ein gemeinsamer Punkt in unserem Leben geht ihm durch den Kopf. Irgendein Ineinanderwachsen der wuchernden Zellen aus jener Zeit, als er mich noch als sein Pflöpfreis betrachten konnte. Er erinnert daran, daß ich im Alter von zwölf Jahren, seinem Rat folgend, Abend für Abend die Bibel gelesen habe, und er sein Wohlgefallen an mir hatte. „Damals hat die Sache so ausgesehn, daß aus dir was wird.“ Wir sind öfter auf die Geschichte von Jonas im Bauch des Wals zurückgekommen. Auch hundertmal leitete Großvater die Lehre daraus ab: Schlag nicht aus gegen dein Schicksal, mein Sohn. Ich hatte damals keinerlei Schicksal; artig hörte ich zu.

„Das warst du, nicht wahr?“ fragt er sicherheitshalber.

„Wenn mich nicht alles täuscht.“

„Schwer zu glauben, mein Sohn. Falls ich dich in die Gnade Gottes hineingepflanzt hab, dann bist du jedenfalls verkehrt herausgekommen. Das ist wirklich ein trauriges Ergebnis.“

Großvater sieht auf mich wie auf sein eigenes, verpfushtes Werk. Wenn er es könnte, würde er mich zusammenkneten wie eine Handvoll Ton, um es nochmals zu versuchen. Dann erkundigt er sich unerwartet nach dem Pfarrer: ob er zu Hause sei. Ein Pfarrer müsse stets zu Hause sein. Dieses Hinwenden zum Abendmahl bezeichnet das Ende unseres Gesprächs. Die Stelle des mißratenen christlichen Enkels übernimmt die an ein Stück Brot und an einen Schluck Wein geknüpfte Hoffnung. In seinem schlimmen, beklagenswerten Zustand sieht er darin gar nicht die Hoffnung, sondern eine Art Gewißheit. Gegen Ärzte protestiert er. Er habe sie nicht nötig! „Die sind nur dazu gut“, sagt er, „daß sie uns tagaus, tagein wissen lassen, wir sind noch nicht gestorben.“

Als ob er ein Freund Rousseaus wäre.

Ich konnte nicht an seiner Seite sein, als er starb.

Auch an seinem Sarg habe ich nicht gewacht. Nach unserem Brauch ist dies Sache der Alten — der Jahrgangsgefährten und der Kameraden vom Militär. Die Hausinsassen verlassen den Ort, wo der Tod eingeschlagen hat, und zerstreuen sich für eine Nacht in fremde Betten. Sie bergen die Kinder, die am Leben gebliebenen Greise und ihr eigenes Grauen aus der Nähe der erkalteten Leiche. Um den Tisch sitzen eingefleischte Spieler und klopfen die Karten bis zum Morgen. Sie erzählen möglichst lustige Geschichten vom Verstorbenen und foppen einander mit alter List, um sich das Weinen vom Leib zu halten: eine Art Intermezzo zwischen den Akten des Trauerspiels.

Mutter macht den Eindruck, als habe die Todesnachricht sie geradewegs in die Kindheit zurückgeworfen. Sie ist in leises, wimmerndes Weinen ausgebrochen und so schnell über die Wiese in das Sterbehaus gelaufen, als hätte der Schmerz sie in sein eigenes Werkzeug verwandelt. Für mich war es seltsam zu beobachten, daß sie diesmal nur sich selbst beweinte: das kleine Mädchen, das vierte in der Reihenfolge der Kinder Gergely Székelys des älteren.

Auch das Kopftuch hob sie von der Reihe alter Frauen ab, es war ihr aus der Stirn gerutscht und gab zwischen den Furchen ihres Gesichts dem Lichtschein freie Bahn. An ihrer vor den Mund gehaltenen Hand hatten die Adern sich geglättet, und die Nägel schlugen ihr gegen die Zähne, als wollten sie die Finger erwärmen.

„Mein lieber Vater ... mein lieber, guter Vater!“

Wie ein ferner, fremder Klang war dieser Sopran, auch das aus den tiefen Schichten der Erinnerung quellende Gefühl, das ihre Schultern erbeben ließ: das Gefühl des Verwaistseins mit sechzig Jahren.

Ich versuchte sie zu trösten, das machte sie nur um so bitterer.

„Laß das, mein Sohn! Ich muß auch für die weinen, die nicht hier sind.“

Von den Kindern und Enkeln, so zahlreich wie die Löcher im Tonsieb, konnte kaum die Hälfte zum Begräbnis kommen. Auch so noch reichte es für einen beachtlichen Trauerzug. Jeder ist soviel wert, wieviel Leute auf sein Begräbnis gehn. Dieser ein bißchen streng klingende Urteilsspruch gehörte zu den Hauswahrheiten Großvaters. Er dachte dabei nicht an die bestellten Gaffer, die den Tod von Königen zum Ereignis weihen, vielmehr an jene, die wenigstens eine kleine Trauer mitbringen.

„82 Jahre gelebt“, teilt auf dem Brett die Inschrift mit. So viel wissen wir — die Hinterbliebenen — laut Kalender. Die Wahrheit hingegen, was davon Leben war und was Nachahmung geblieben, könnte allein er sagen, sofern dies überhaupt möglich ist. Meine Überlegungen scheinen ihn aufzuheitern: unter seinem selbst im Tod noch windschiefen Schnurrbart verbirgt sich ein kleines, verzerrtes Lächeln. Er steckt in einem weißen Hemd und im ausgebürsteten Festtagsanzug. In der engen Stube, wo sich klein und groß zusammendrängt, hängt schwer der Totengeruch. Kerzen brennen nicht und auch ein Rauchfaß gibt es nicht; ich weiß nicht, woher diese modrige Grabesluft kommt. Für sich hat jeder seinen bekannten und vertrauten Lebensgeruch: die Sargbretter, die harzigen Tannenzweige, die mit Seife gewaschene sterbliche Hülle meines Großvaters, sein gewichstes Schuhzeug. Zusammengenommen ist dies alles doch widerlich und bedrückend. Ich wünsche mich in den Hof hinaus, in den Wind. Weg vom Antlitz des Toten — Spiegel unseres eigenen Gesichts — unter den weiten Himmel. Mit Feri K., dem Kantor, trifft der Pfarrer ein. Nach kurzer Zeremonie wird

der Sarg zugedeckt und in den Hof hinausgetragen, wo er auf zwei aneinander geschobene Tische gestellt wird. Nun, da er verschlossen ist, fällt uns das Atmen leichter. Wir müssen nicht in den Spiegel sehn.

Die Geschäftigkeit lindert unseren Schmerz. Mit fortschreitender Zeremonie fordert uns der hochwürdige Herr alle Augenblicke zu etwas anderem auf: ein Lied zu singen, ein Gebet zu sprechen, den Anweisungen Gottes oder seinen eigenen Worten ein williges Ohr zu leihen. Um unseren Sinn dem Anlaß zuzuwenden, nimmt er Apostel Paulus zur Hand. „Er wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich.“ Mein Vater nickt dazu: „Das wäre gewiß gut.“ Zwischen den tränendurchtränkten Seufzern klingt die Stimme von Hochwürden frisch und trocken. Ebenso die des Kantors, der nicht berufsmäßig singt, da er ein Enkel des Verstorbenen ist. Bald blickt er aufmunternd, bald vorwurfsvoll um sich: singt doch, ihr Leute! Wir haben kein Psalmbuch. In drei, vier Händen höchstens sehe ich das schwarze Büchlein. Flüsternd fragt ein Fahrer, ob's denn einen Leichenschmaus gäbe? Er sei draußen beim Schwager gewesen, man habe dort eine Menge Hühner geschlachtet. Mutter achtet nicht auf die Worte des Apostels Paulus. Noch immer sickern ihr die Tränen. Der verweslich gesäte Mensch ist letzten Endes doch gestorben, wir aber müssen uns damit abfinden. Das dürfte die bitterere Hälfte der Angelegenheit sein. Merkwürdig zischend singt neben mir ein älterer Verwandter, seine Silberprothese ist schon seit dem Frühjahr zerbrochen. „Weißt du eigentlich“, fragt er, „daß er im Mund zweiunddreißig gesunde Zähne hat?“ Grübelnd betrachtet er lange den Sarg. Der hochwürdige Herr äußert sich anerkennend über Großvaters beispielhaften Charakter. Während er alle aufzählt, von denen der Tote Abschied nimmt, hört man von verschiedenen Seiten seine Töchter aufschluchzen. Als Fortsetzung eines jahrtausendealten Mißerfolgs versucht Apostel Paulus erneut, uns mit der Vergänglichkeit auszusöhnen. In unserer vollkommenen Niederlage erklären wir den Tod für überwunden, ja, wir drohn ihm sogar, daß wir in Herrlichkeit wiederkehren werden. Hochwürdens kriegerisches Barett, sein Mantel, der kühn gereckte Arm und die erhobene Stimme sind das uralte Hinwerfen des Fehdehandschuhs:

„Tod! Wo ist dein Stachel? Hölle! Wo ist dein Triumph?“

Bis zum Nachbarzaun erschallt die Herausforderung, wo jetzt eine hexenhafte Katze schweifschlängelnd hingebungsvoll gähnt. Wie weit die Stimme durch das rußige Ofenrohr des Himmels aufwärtshallt, weiß ich nicht: eine Antwort kommt auch von dort nicht. Wir nageln den Sarg zu. Der durch einen Ritz herausquellende Schleier paßt auf keine Art zur männlichen Natur Großvaters. Diese Beobachtung teile ich Vater mit. Es hat nicht den geringsten Sinn, ich weiß es, ich wollte ihn auch bloß anreden, so sehr ist er in sich zusammengesunken. Er reißt den Kopf hoch, winkt ab und sagt:

„Er hat keine Natur mehr.“

Der hochwürdige Herr atmet tief ein, verlagert den Schwerpunkt seines Körpers von einem Bein auf das andere und stößt erneut die Frage hervor:

„Tod! Wo ist dein Stachel?“

Ohne zu wollen blicke ich in der sekundenlangen Stille um mich. Seit meiner Kindheit warte ich darauf, daß einmal, wenn wir so verzweifelt und verwegen sind, etwas geschehe. Es kann nicht sein, daß es so viele in die Wüste gerufene Worte geben soll. Und tatsächlich zieht von hinten jemand an meinem Mantel. Das alte Gefühl der Vergeblichkeit zuckt in mir auf. Eine Frau — um die sechzig, mit irrem Gesicht und verweinten Augen — raunt mir zu:

„Ich weiß es. Aber nur ich.“

„Was?“ frage ich.

„Ich weiß, wo der Stachel des Todes sitzt.“

„Nicht möglich!“ Ich sehe die Frau an, die allen Anzeichen nach in der um Großvater schluchzenden Versammlung etwas Besonderes beweint.

„Ich werd's schon sagen“, flüstert sie, da mehrere Leute aufhören.

„Was wollte dieses Weib sagen?“ frage ich den neben mir stehenden Presbyter, dessen Schnurrbart wie ein Seiltänzer zwischen Trauer und Heiterkeit balanciert..

„Oh!“ winkt der Mann ab. „Sie spricht von dem, den die Bienen totgestochen haben.“

In ihrem Kummer hat sie die Frage wörtlich aufgefaßt.

Und da eine Frage die nächste auslöst, hat der Presbyter von seinem Ärger und Kreuz auch für mich etwas weggelegt. In einer gewissen Sache ist er auf meine Meinung neugierig.

Ich nicke niedergeschlagen.

Jetzt möchte ich ohne jede Meinungsäußerung trauern.

Dennoch solle ich ihm sagen, warum man in Sarmasch keine erstklassigen Bretter kaufen kann; warum es im Laden keinen Firnis gibt; man könne keinen Sarg mehr anstreichen wie sich's gehört; warum die Buchhandlungen kein Psalmbuch führen; warum der Bischof der Sache nicht nachgeht? Ich weiß es nicht, ich kann es nicht wissen. Während der Sarg mit allergrößter Vorsicht, als wäre es eine Kristallvase, im Wagen verstaut wird, laufe ich notgedrungen und unwillig vor den Fragen davon und, den Weg abschneidend, zwischen verkrüppelten Akazien über den Hügel zum Grab.

Es ist genau so wie im Lied: hier harrt die Erde Großvaters, zu Hügeln aufgeworfen an beiden Seiten der Grube, gelb und bereit, herabzufließen. Die Totengräber sitzen auf umgestürzten Grabsteinen oder auf ausgebreiteten Mänteln und rauchen. Einer meint: für sie sei's am schwersten gewesen, da sie nicht nur auf verwandtschaftlicher Basis getrauert, sondern auch die Unmenge Erde herausgeworfen haben. Demzufolge war es eine doppelte Aufgabe. Neben ihnen das legendäre Werkzeug, Schaufel und Hacke, und hoch in den Lüften die Stimme der großen Glocke. Mich empfangen sie, als hätten sie mit der Übergabe der Arbeit ausgerechnet auf mich gewartet. Sie stehn auf, einer nach dem andern, klopfen sich den Staub aus den Hosen und fragen:

„Was sagst du dazu?“

„Was soll ich sagen? Verpfuschen kann man so etwas nicht.“

Eine vorschriftsmäßige ziegeiförmige, gelbe Wohnstätte. Merkwürdigerweise haucht sie mir nicht Kälte, sondern — wie der Keller — Wärme ins Gesicht. Die Stimme der Glocke taucht hinein und dreht sich um wie ein Echo. Es fällt mir ein, daß ich im November beim Lichteranzünden hier gewesen bin; man hatte geplaudert, sich in Muße dem Erinnern hingeeben, sich verspielt an Blumen und Kerzen zu schaffen gemacht. Freiwilliges Schaukeln auf einer ruhenden Fähr. Was ich in diesem Augenblick sehe, ist der Friedhof im Dienst. In der jenseitigen Ecke arbeiten andere Totengräber, auch ein Kind ist gestorben. Die Fähr ist in Betrieb. Der Betrieb läuft auf Hochtouren.

Auf dem Pfad erscheint der schnurrbärtige Presbyter, der mich über den Stachel des Todes aufgeklärt hat. Anscheinend ist er mit seinen Fragen hinter mir her, er wirft mir einen vielsagenden

Blick zu, als wolle er sagen: dich hab ich in der Hand. Vorerst indessen wendet er sich den Totengräbern zu:

„Was ist mit den Auferstandenen?“

„Liegen dort auf dem Haufen.“

„Auf welchem Haufen?“ Er blickt streng um sich.

„Unterm Strauch. Aber nur einer, eine Person, und ein überzähliges Schienbein.“

„Auch das Überzählige zeigen wir dem Genossen.“

Dies hatte er folglich für mich aufgespart. Den an die Luft beförderten und sorgsam zusammengescharrten Knochenhaufen unter der Heckenrose. Ein mit Erde gefüllter Schädel, auseinandergefallene Wirbel, wurmstichige Schenkelknochen, Rippenreste. Noch ehe sie alles ins Grab zurückwerfen, um es mit einer dünnen Erdschicht zuzudecken, wollten sie mich darüber informieren, daß das Totenherauswühlen nicht ihre Schuld sei. Sie hätten genau gewußt, daß darunter andere ruhen; bloß habe sich woanders für Großvater kein Platz gefunden. Schon vor Jahren habe sich der alte Friedhof als zu klein erwiesen. Jeder Fußbreit Boden sei besetzt. Zu eng bemessen sei der Garten von Anfang an gewesen, eingezwängt zwischen drei Gütern. Der derzeitige Zustand jedoch sei „geradezu unhaltbar“. Einander ins Wort fallend, legen sie in allen Einzelheiten dar, was ihnen bei jedem Begräbnis neue Sorgen bereitet: in Wirklichkeit begraben sie nicht einen Toten, sondern zumeist zwei oder genauer zweieinhalb, wie die gegenwärtige Lage mit dem überzähligen Schienbein beweist. Auf diese Weise können die Vorfahren nicht einmal die Auferstehung in Ruhe abwarten, schon werden sie ans Licht gezerrt.

„Ausgerechnet jetzt, wo alles erweitert wird.“

Sie bitten um meinen Rat, wie dem abgeholfen werden kann? Während der Trauerzug langsam die Straße herankommt, gehn wir nacheinander alle möglichen Lösungen durch.

„Verlangen Sie vom Volksrat Boden.“

„Der hat seine Reserve schon herausgerückt, für den Fußballplatz.“

„Von der Staatswirtschaft“, sage ich.

„Dort ist auch keine Aussicht.“

„Womit begründen sie es?“

„Mit nichts begründen sie es. Nur kennen wir den Grund: die Leitung schert sich einen Dreck um Begräbnissorgen. Sind alles nicht hiesige. Leiten heute da und morgen wer weiß wo.“

Reißen sich kein Bein aus, damit sie sich endgültig niederlassen. Sind doch auch nicht verrückt. Alles Städter. Die haben zu Haus den eigenen Friedhof, der ist schöner als unsrer.“

„Die Produktionsgenossenschaft“, zähle ich weiter auf.

„Wir haben's unterbreitet. Der Vorsitzende hat die Meinung der Rayonsorgane eingeholt. Die haben gesagt, sie haben grundsätzlich nichts dagegen, aber für solche Spezialzwecke kann man keinen Ackerboden aus dem Verkehr ziehn. Wir sollen uns in die Tiefe ausbreiten und sparen. Diese Antwort hat uns der Rat gegeben.“

„Wessen Besitz ist denn der Friedhof?“

„Besitz der Kirche.“

„Dann geht doch zum Bischof.“

Den kennen sie nicht, nicht mal dem Namen nach. Das wäre sowieso bloß rausgeworfenes Geld. Einer der Totengräber schlägt mit der Faust in die Luft und sagt, er würde mit der Welt schon fertigwerden, nur müßte er dafür zuerst sterben, wovor ihn Gott bewahre. Sollte er ihn aber trotzdem nicht bewahren, so würde er sich als letzten Wunsch aussuchen, daß man ihn auf dem Boden des Staatsgutes beisetzt zur ewigen Ruhe.

„Dorthin, siehst du, mittendrin im Zuckerrübenfeld. Damit würd ich den neuen Friedhof begründen.“

„Oder sie fassen einen Beschluß, daß wir nicht sterben dürfen“, lacht der Presbyter.

„Das allerbeste wär's.“

Gegenstimmen werden gar nicht laut.

Einer meint, das Recht des letzten Wunsches beziehe sich nicht bloß auf die Lieblingssuppe des Sterbenden, oder, falls er mit Musik begraben werde — was bei uns nicht üblich ist —, auf sein Lieblingslied. Und noch weniger auf die willkürliche Wahl der Grabstelle. Ein anderer meint, es wäre dann so: rapp'lig, wie die Menschen sind, würden sich gewiß auch solche finden, die sich auf dem Bahnhof oder im Steueramt begraben lassen möchten. Vernünftiger ist es daher, wir passen unseren letzten Wunsch den realen Möglichkeiten an. Jeder soll sich neben seinem Urgroßvater ausstrecken, Kopf an Kopf und Fuß an Fuß, so ist das Bett wärmer. Inzwischen ist der Trauerzug eingetroffen, mit der Friedhofserweiterung sind wir auf keinen grünen Zweig gekommen.

Wie bei allen Bewegungen singt auch bei dieser — der Reformation — nur die Spitze. Der Kantor, der Pfarrer und das Presbyterium. Die übrigen — da sie einerseits den Text nicht kennen, oder, falls sie ihn kennen, sich aus irgendwelchen Gründen für Schweinsohren halten — schließen sich in einmütigem Schweigen dem an, was die Vorhut ins Horn bläst. Sie spielen so eine Art Hauswirtsrolle: er singt nicht, sondern läßt dafür die Vorhut singen. Diese Arbeit wird in der Hauptsache durch die Steuern, in geringerem Maß durch Ehrerbietung honoriert. Solcherart übertragen, stützen sich Trauer und Hosianna, wenn überdies die Begeisterung verpflichtend ist — auf die Schultern eines recht kleinen Kreises.

Der Wagen mit Großvaters Sarg knarrt.

Allen voran geht die volkstümliche Gestalt des hochwürdigen Herrn. Ihm zur Rechten der Kantor, mein Vetter Feri. Außerdem sehe ich Vater, die Brüder meiner Mutter und einige unserer Nachbarn. In Vertretung meines Großvaters singen sie soeben „ich wandre in mein Grab, in meine Ruhestatt“. Der Wind fährt in ihre Stimmen und zerrt sie auseinander, und hinter dem Wagen, wo die Menge wogt, kommt keine Verstärkung.

„Das Lied könnte überhaupt besser gehn“, sagt der Presbyter.
„Nur rauchen zu viele.“

Der andere setzt hinzu:

„Die Einheit stört das nicht.“

Eine auch für die Kirche zutreffende Wahrheit, denn Sorgen verursacht das Schweigen nicht, und seien es noch so viele, die während des Gottesdienstes den Mund nicht auftun. Schere-reien entstehen dann — betont der Presbyter — wenn auch nur ein einziger Verirrter eine andere Melodie anstimmt, eine katholische zum Beispiel („Miserere mei, Deus!“). Oder, was noch übler ist, einen sektiererischen Ton anschlägt. Sie führen gleich auch Beispiele an: eines der inbrünstigsten Mitglieder der Gemeinde, welches seinerzeit andächtig mit der Vorhut gesungen hat, ist heute Sabbatist und fordert vom Pfarrer beharrlich die Austrittsbescheinigung. Niemand hatte erwartet, daß er sich so drehn würde. Nicht wer schweigt, ist daher verdächtig, sondern wer etwas anderes redet, als er sollte.

Unterwegs waren die Tränen versiegt, doch der Anblick des Grabes wühlt die Gemüter noch einmal auf. Hell lodert das Weinen der Frauen empor, und die Männer mit den Schaufeln machen sich schnell, mit energischen, fast grimmigen Bewegungen ans

Begraben. Wir werfen dem Scheidenden je eine Handvoll Erde in die Tiefe nach. Die auf den Sarg polternden Erdschollen verursachen das bekannte, trommelnde Geräusch, das später in unseren Träumen wiederkehrt.

„Also ist er fortgegangen“, sagt Mutter.

Ihr Blick ist stumpf.

„Er war zweiundachtzig Jahre alt“, sage ich tröstend.

Dann wird es still, die Menge geht schnell auseinander, ohne auch nur zurückzublicken. Es gibt viel Arbeit. Das vom Wagenboden herabgeworfene und angezündete Stroh flammt fröhlich auf und fällt dann zu Asche zusammen. Der Rauch verzieht sich in die Richtung des Windes.

Ein in die Erde gestecktes Zweiglein auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel bezeichnet — in Ermangelung eines Holzkreuzes oder eines Grabsteins — den Menschen, der mein Großvater gewesen.

Wir gehn über den Berg zum Leichenschmaus beim Schwager.

In dem frisch verputzten und noch ungetünchten Haus lassen wir uns an den gedeckten Tischen nieder. Wir trinken starken Pflaumenschnaps auf das Andenken und den Seelenfrieden des Verstorbenen. Der hochwürdige Herr spricht ein kurzes Tischgebet, und gleich darauf löffeln wir die Fleischsuppe. Es folgt gekochtes Hühnerfleisch mit Kartoffeln und Paradeissoße. Die Schnapsflaschen werden von Weinkrügen abgelöst. Wir stoßen noch einmal an und murmeln noch einmal:

„Der Herr geb ihm die ewige Ruhe.“

Die Gastgeber dulden keine leeren Gläser vor den Gästen. Häufig glucksen die Krüge, die Unterhaltung wird munterer, und die Trauerstimmung erhält Risse, bis schließlich das Eis bricht. In der ersten halben Stunde streicht das Gespräch immer noch um Großvater. Zwischen Brustfleisch und Keule zählen wir noch einmal seine Vorzüge und Fehler auf. Letztere mit Maßen. Auch Geschichten über ihn werden zum besten gegeben. Viele seiner Äußerungen offenbaren jetzt erst ihren wahren Sinn, wo er nicht mehr dazwischenreden und keine Gegenmeinung äußern kann. Da er von Natur streng war, haben wir alle ein wenig unter seiner Kuratel gelebt. Und wenn wir auch seiner Hand entwichen, packte er uns mit seinem Urteil am Kragen. Mir kommt unser letztes Gespräch in den Sinn: im Grunde ist es mir nicht gelungen, mit ihm auch nur über eine Sache ins klare zu kommen.

So ist er von uns gegangen, mit mißbilligendem Kopfschütteln. Von nun an wird er der sein, als den wir ihn sehn. Damit widerfährt ihm Unrecht, doch wird mit Gewißheit das gleiche auch uns zustoßen.

„Singen wir ihm zu Ehren was“, schlägt jemand vor.

Der Kurator stimmt an: „Auf dich haben wir gebaut von Anbeginn.“ Diesmal singen mehr mit, als auf dem Friedhof. In der kleinen Stube ist kein Platz zum Ausweichen. Auch meine Mutter singt, während sie in die Küche geht und mit der Fleischschüssel zurückkommt. Nur singt sie bloß die ersten Takte, um ihm die Ehre zu erweisen, dann bricht sie unvermittelt ab, denn auch in der Küche sitzen Leichenschmausgäste.

„Wie an dem schönen kühlen Bach“, springt geschickt Feri K. zur nächsten Melodie über, dann zur dritten.

Aus dem andern Zimmer kommt ein Schofför herüber, als er das Lied hört. Obwohl er nicht zur Verwandtschaft zählt, hat ihn, man merkt es seinen Augen an, die Trauer überwältigt; er schiebt den Kopf vor und nickt im Takt. „Und du überdauerst alle Zeiten.“ Er bekennt sich zu den Unitariern, doch übt er den Glauben nicht aus.

„Und jetzt dies“, schlägt er auf einmal mit dem Zeigefinger den Takt. „Ich hatte eine schöne Liebste...“

„Das geht nicht“, sagte jemand.

„Wieso geht das nicht?“ wundert sich der Mann. „Warum soll's nicht gehn?“

„Mann, verstehn Sie doch, das geht nicht!“

„Warum geht's nicht?“

„Weil wir hier jetzt ein Totenmahl halten. Und keine Hochzeit“, antwortete der Kantor.

„Warum trinken wir dann den guten Wein?“ fragt der Schofför mit liebenswürdigem Unverstand.

Die knappe Antwort lautet:

„Das ist was anderes!“

„Im Hof draußen kann ich's singen? Wenn ich mich aufs Flurgeländer setz?“

„Machen Sie das mit dem Flurgeländer aus.“

Sie geben ihm die Erlaubnis nicht, doch ebensowenig untersagen sie ihm die weltlichen Dinge. Der Schofför geht hinaus und ich folge ihm später. Er sitzt wirklich auf dem Flurgeländer und

singt mit zwei Kollegen, daß er vier Tage lang krank war, wenn wir uns einen Tag lang nicht gesehn haben.

„Sind Sie böse, Berta Néni?“ wendet er sich an Mutter. „Drinnen haben's die Großkopfeten nicht erlaubt...“

„Jeder kennt seinen eigenen Kummer, mein Sohn.“

Wenn das Leben schon so wechselhaft ist, soll man es sich zweimal überlegen, deutet Mutters Brauenzucken an, eh man sich zum Richter aufspielt.

Drinnen sind sie bereits über das Psalmsingen hinaus und haben sich bis über den Kopf in weltliche Dinge vertieft. „Wer schläft, soll schlafen, wer lebt, soll leben!“

Der Kantor zieht mich zu einem kurzen, vertraulichen Gespräch beiseite. Über ziemliche Umwege pirschen wir uns an den eigentlichen Gegenstand seines Anliegens heran. Er hat im Leben viele Schläge eingesteckt, wovon er vorzeitig grau geworden ist. Nun ist er, scheint's, im Lot. Er hat sein Haus, seine Frau ist Angestellte der Staatswirtschaft, die beiden Kinder besuchen höhere Schulen, er selbst ist bezahlter Schreiber beim Volksrat. Etwas Besonderes geht ihnen nicht ab, und über seine Gesundheit kann er nicht klagen. Er möchte bloß eins: in die Partei aufgenommen werden. Was meine Meinung sei: würden sie ihn zurückweisen? Wissen kann ich das nicht, doch zerbrechen wir uns den Kopf über alle möglichen Antworten. Ich wage sogar die Meinung zu äußern, daß die Welt um ihn herum die gleiche bleibt, auch wenn sein Vorhaben ins Wasser fällt: eine Möglichkeit, ehrlich zu arbeiten, gibt es überall, die Kinder beenden die Schule, und die Menschen, die ihn mögen, werden ihn genauso grüßen wie früher.

„Das weiß ich“, sagt er. „Trotzdem liegen die Dinge anders, wenn man Parteimitglied ist. Hier wenigstens.“

Als ich ein weiteres Gegenargument vorbringe, schalten sich auch andere Leute in die Diskussion ein, und ehe wir uns recht besinnen, ist die Sonne untergegangen und das Licht muß angezündet werden. Die Trauerversammlung hat sich in die kämpferische Versammlung der Lebenden verwandelt. Neben manchem Weinglas ist noch ein anderes Glas aufgetaucht — bis zum Rand angefüllt mit Alltagssorgen. Daraus trinken wir, bis wir zusammensinken. Mit weisem Verständnis sieht Großvater von der Wand auf uns herunter. Er hat sein Glas schon weggestellt.

Epilog

Mit dem Jahr ist auch mein Buch zu Ende gegangen.

Mutter hatte mir guten Schlaf versprochen. Ich weiß nicht, ob ich die Hand nach dem dargebotenen Glas ausstrecken darf. Mich bedrängt im Augenblick das sonderbare Empfinden, von den Wellen in eine andere Richtung als in die von meinen Rudern eingeschlagene gespült worden zu sein. Ist es so, wie die daheim es erwartet haben? Ich wollte ihre Sorgen teilen, doch wie es nun aussieht, ist mir bloß gelungen, meine eigenen Sorgen mit ihnen zu teilen.

Ich habe die Bürde auf ihren Schultern nur noch drückender gemacht.

Auf zweierlei Art sogar: Es könnte sein, daß ich sie auf dem von ihnen eingeschlagenen Weg des zwangsläufigen Vergessens für einen Augenblick zurückgehalten, daß ich, den Verband von ihren Wunden herunterreißend, meine eigenen verbunden habe, was auf den ersten Blick bestimmt kein achtbares Vorgehn ist. Es könnte auch sein, daß ich, als ich mit ihnen sang, eine trügerische Freude zwischen sie geschleust habe. Sollte meine Vermutung sich als richtig erweisen und wir tatsächlich zwecks gegenseitiger Aufheiterung gesungen haben, dann steht eins fest die Quelle ihrer Heiterkeit bedarf einer Klärung.

Dieses bedrückende Gefühl wird durch die Erfahrung, daß Schrift und Wahrheit, wiewohl Geschwister, oftmals auf gesonderten Wegen umherirren, nur noch verstärkt. Zwischen dem ausgesprochenen Wort und der gültigen Wahrheit zieht sich der Pfad, auf dem der Schriftsteller keine Lorbeeren einheimsen kann.

Das steht nicht in seiner Macht.

Und deswegen freut mich jetzt auch eher das, woran auch meine Mutter am letzten Tag des alten Jahres ihre Freude hatte: das Feuer im Herd ist von selbst angegangen. Vor unseren Augen ist es gestern abend unter die Asche gesunken, jetzt aber hat es, während draußen der Schnee in fast frühlingshaftem Wind tänzelt, unerwartet aufgeweint. Doch gleich darauf hat es ein ganzes Liedchen vor sich hingesummt.

Zuerst dachte ich, die Katze hätte irgendwo über Nacht singen gelernt. Wer weiß schon, was mit einer Katze geschieht, nachdem

sie Abend für Abend — völlig zu Unrecht, da es darüber keine Abmachung gibt — aus dem Haus geworfen wird.

Als erste blickte Mutter verblüfft unter den Herd.

Dann riß sie den Ofenring hoch und schnitt ein Gesicht, als wollte sie auf der Stelle dem reformierten Glauben den Rücken kehren, nur um das Kreuz schlagen zu können.

„Ein Zeichen des Himmels“, sagte sie lachend.

Und ausgerechnet jetzt, da um die Jahreswende ein jeder nach günstigen Zeichen Ausschau hält. Um Mitternacht gucken sie in Brunnen, durch den Ring, zum Himmel empor und wenden die Blicke in alle vier Windrichtungen. Wenn um Mitternacht die Glocken erklingen und Gergely, der einzige Jäger, seine Flinte abschießt, um seine Anwesenheit unter Beweis zu stellen, scharen sie sich in Gruppen zusammen und steigen auf die nackten Zweige des Rätselratens. Wie fröstelnde Vögel im Wind, der dem Wetterwechsel vorangeht. Was wird's morgen geben? Im nächsten Jahr und im darauffolgenden? Dieses Gefühl der Erwartung springt dann in einen Händedruck, in fröhliches Schulterklopfen über, in den einzigen Wunsch, es möge uns gegeben sein, auch im kommenden Jahr um diese Zeit zu erzählen, was vorgefallen. Wir leben, so lang es uns möglich ist, zurückzublicken.

In diesen Wunsch ist nichts als das nackte Dasein eingewickelt, das stimmt wohl. Doch dies ist das Meiste, womit wir auch das Mindeste überleben können.

Jede Möglichkeit ist darin enthalten; wenn wir nur diesseits des Zauns sind, der Großvater von uns trennt. „Dann werden wir uns die Ärmel schon hochkrepeln!“

Die jungen Leute versammeln sich um einen Krug mit heißem Wein und spähen mit einem uralten Spiel ins neue Jahr: der dichte Kamm verheißt eine Liebste mit schönen Zähnen, der Wollballen eine Schafherde, das Kupfergeld einen größeren Gewinnanteil.

Ein Tag voller Visionen ist also der heutige Tag.

„Wenn du nur bei uns bleiben könntest, daß wir Krapfen backen“, sagte Mutter.

Als hätte sie vorausgesehn, daß im nächsten Moment der rasende Bote vom Volksrat mit einer telefonischen Botschaft anrückt, die mich in die Hauptstadt ruft.

„Ich hab's geahnt, daß es so kommt!“ sagt Mutter und blickt mich mit tiefem Vorwurf an.

Ihre Betroffenheit verbergend, wendet sie sich jählings von mir ab und bläst so heftig in den aus der Asche auferstandenen Vogel Phönix, daß er von ihrem Atem aufschießt. Sie wirft ihm trockene Zweige vor und redet ihm sogar zu, um mein Weggehn hinauszuzögern.

„Armes Feuer, armes Feuer, hast dich die ganze Nacht unter der dicken Asche gequält. Hättest ersticken können. Der Luftzug hätte dich zum Rauchfang hinaustragen können. Hier hast du noch einen kleinen Ast! Von dem wirst du großwachsen. Wenn dieser Morgenwind nicht kommt, wärest du jetzt schon kalt.“

Noch ein Glück, daß man darüber lachen kann.

Ich frage sie, ob sie um Goldwasser ginge, wenn's Mitternacht sei, Mutter antwortet, ihr fließen die Tränen. Mit einem Demi-john Wein kommt auch Vater herein, er schleppt ihn wie einen Zigeunerprimas herbei und fragt:

„Du, Berta, was ist denn mit dir los?“

„Das ist mit mir los, daß er schon wieder weggeht.“

„Wer geht weg?“

„Der geht weg, der immer weggeht!“ Sie weist auf mich.

„Oh, gottverdammte, mein Sohn!“ Vater wirft seine Mütze hin und stellt den Krug so heftig auf den Boden, daß es darin ächzt. „Daß Silvester auch gerade jetzt kommen muß, wo du weggehst. Das ist nicht gerecht!“

Als ob ich nicht gerne geblieben wäre.

Ich habe mich in diese winzige Welt so sehr zurückgewöhnt wie der in das Aquarium versetzte Fisch; ein kleiner Fisch, ein Krug voll Wasser, einige glitzernde Kieselsteine, Felsnachahmung, Meeresnachahmung, und irgendwo oben, zwei Spann weit, wo der große Himmel sich befinden muß, scheint gelb die riesige Sonne: eine haselnußgroße Glühbirne. Die Bewegung darin sind einige schöne Schwünge, nahezu ozeanisch, bis an die gläsernen Wände heran, die, Nichtsein mimend, mit dem Schein der Hindernislosigkeit zu neuen und neuen Versuchen verlocken. Ich würde das Unmögliche versuchen, wollte ich sie durch mein Weggehn in Abrede stellen, ebenso wie der Fisch sich nicht jenes bißchen Wassers berauben kann, das seine Gefangenschaft, doch zugleich auch seine Freiheit ist: sein Leben.

„Was soll ich aus Bukarest mitbringen?“ frage ich Vater, um irgendwie aufzubrechen.

„Nichts, mein Sohn. Luft!“

„Frische!“ schließt auch Mutter sich seinem Wunsch an. Als wäre sie am Ufer ihrer Traurigkeit von vorhin angekommen, so kläglich lachend winkt sie mir nach. Vater sagt nur:

„Und komm noch...“

Zu zweit stehn sie dort im weißen Wirbel, Schnee überzieht ihre Schultern.

Ich blicke ein paarmal zurück, möchte vergnügt weggehn, nur sehe ich's ihnen an: auf Silvester sind sie nicht gerade eingestimmt. Eher schon auf János Arany. Aus ihnen guckt die Seele heraus wie aus dem Turm der Wächter.

Inhalt

Zuspruch	5
Lockvogel	8
Lehre und eine neue Idee	10
Totes Meer	15
Rückblick	16
Unruhige Wasser	17
Der Wald kommt	21
Am Fuße der Csitari-Berge	23
Die Fesseln der Heiterkeit	24
Plauderei vor dem Schlafengehen	33
Regen und Stiefelsorgen	36
Zu Besuch beim Obstveredler Gergely	40
Eine unsterbliche schauspielerische Leistung	44
Welcher bist du, mein Sohn?	47
Ein ungewöhnlicher Gast	53
Frühnachrichten	58
Wir zünden Lichter an	61
Der Winter kann kommen!	68
Eine rote Wiege am Himmelsrand	76
Flügellahme Frauen	87
Gekreuzigter Alltag	108
Die hängenden Gärten der Semiramis	134
Schwalbe, wann wird es Sommer?	153
Das verstehn Sie nicht, Schwager!	168
Nehmt euch Zeit!	178
Auf den Spuren des Glücks	185
Hätt ich gewußt, daß du Maria bist!	191
Bilanz einer verstümmelten Woche	198
Was haben wir bloß geträumt ?	200
Auf den Spuren Robert Fultons	212
Tod! Wo ist dein Stachel?	216
Epilog	231

Lektor: HEDI HAUSER
Technischer Redakteur: WALTER WEIDLE

*Imprimatur: 10. 12. 1976. Erscheinungsjahr: 1976. Format: 54x84/16.
Papiersorte: Offset Typ A. Papierformat: 84x108/72,6. Verlagsbogen: 13,60.
Druckbogen: 14,75. Auflage: 650+90+40 geb. Ex. A.: 16252/2. 08. 1976.*

Satz und Druck unter Bestellnummer 621 im polygraphischen Betrieb „13 Decembrie 1918“
Grigore-Alexandrescu Straße 89-93, Bukarest, Sozialistische Republik Rumänien